

## **Italienfahrt : Briefe an die Braut 1859-1860 / [Ernst Haeckel].**

### **Contributors**

Haeckel, Ernst, 1834-1919.

### **Publication/Creation**

Leipzig : K.F. Koehler, 1921.

### **Persistent URL**

<https://wellcomecollection.org/works/rshc2ert>

### **License and attribution**

Conditions of use: it is possible this item is protected by copyright and/or related rights. You are free to use this item in any way that is permitted by the copyright and related rights legislation that applies to your use. For other uses you need to obtain permission from the rights-holder(s).



Wellcome Collection  
183 Euston Road  
London NW1 2BE UK  
T +44 (0)20 7611 8722  
E [library@wellcomecollection.org](mailto:library@wellcomecollection.org)  
<https://wellcomecollection.org>

Ernst Haeckel

Italienfahrt

Briefe an die Braut  
1859/1860

2.

x B. - U.

x 53407

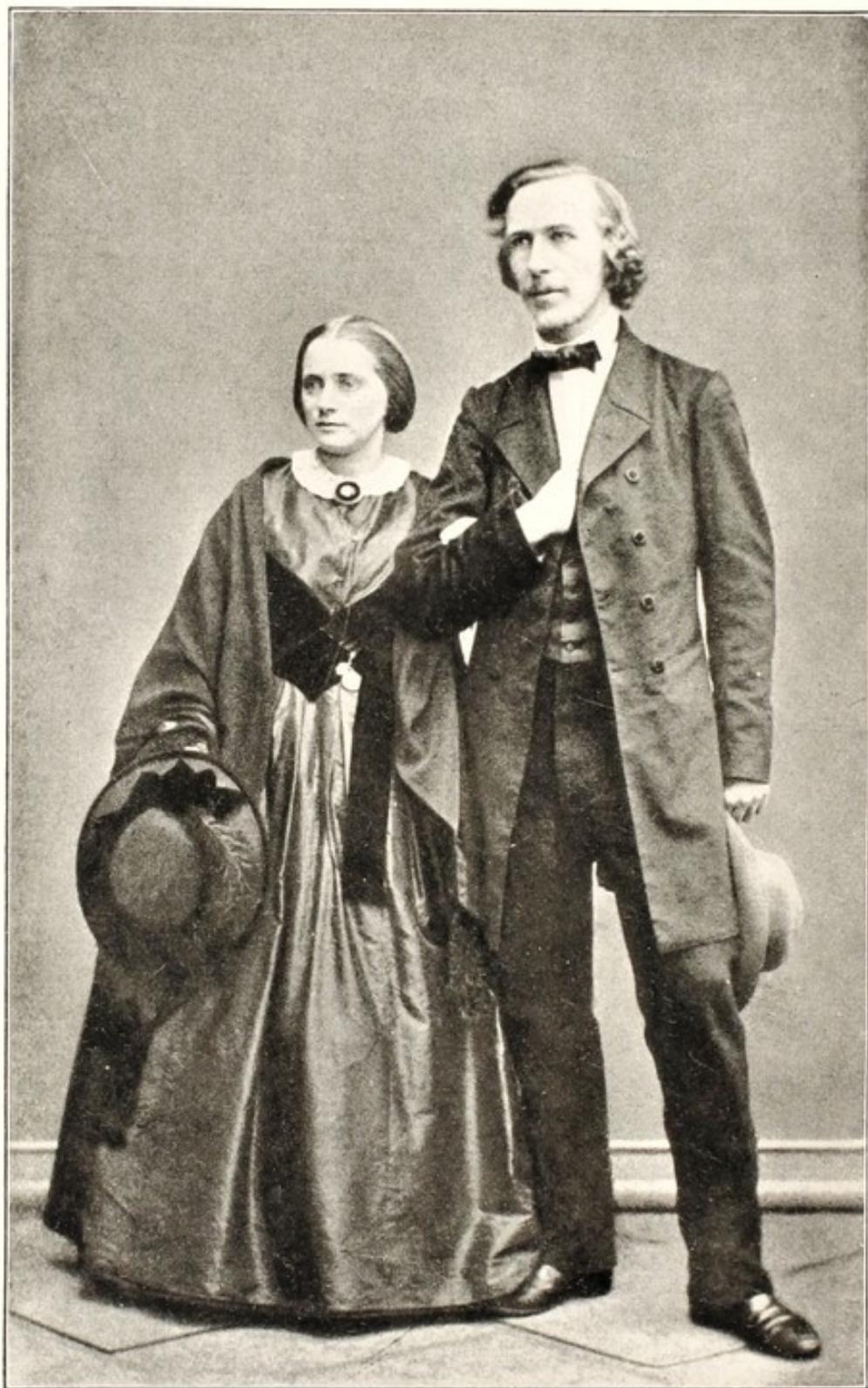


22101142269



Digitized by the Internet Archive  
in 2017 with funding from  
Wellcome Library

<https://archive.org/details/b29930662>



Ernst Haedel und Anna Sethe

Ernst Haeckel  
Italienfahrt

.....  
Briefe an die Braut  
1859/1860



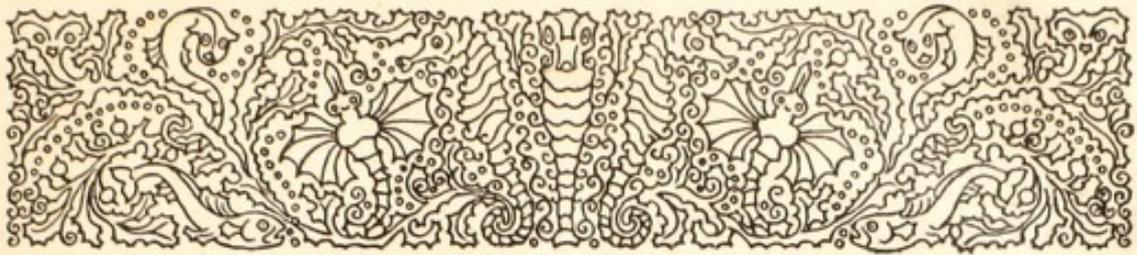
.....  
Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1921

HAECKEL, Ernst Heinrich Philipp  
August [1834-1919]



Copyright by R. F. Koehler, Leipzig 1921

326956



## Einleitung.

In Würzburg und Berlin, auf Reisen nach Helgoland und ans Mittelmeer hatte sich Ernst Haeckel das Rüstzeug zum Mediziner und Naturforscher erworben und sich zum reifen Jüngling entwickelt. Die Dokumente dieser „Entwicklungsgeschichte einer Jugend“ liegen vor in den köstlichen Briefen an die Eltern aus den Jahren 1852 bis 1856 (Leipzig 1921, R. F. Köhler, Verlag).

Im Winter 1856/57 bereitet sich Haeckel in Berlin zur medizinischen Doktorpromotion vor, die am 7. März 1857 erfolgt mit der Dissertation „De telis quibusdam astaci fluviatilis“ — über einige Gewebe des Flußkrebse. Die Abhandlung erschien auch deutsch in Müllers „Archiv für Anatomie und Physiologie“ (1857, S. 469—568, mit 2 Tafeln Abbildungen). Sie brachte keine besonders hervorragenden Ergebnisse, zeichnete sich aber aus durch die Sorgfalt und Genauigkeit der Beobachtungen, sowie durch die Sauberkeit und Exaktheit der beigegebenen Zeichnungen. Die Dissertation ist gewidmet „Joanni Mueller praeceptoris ingeniosissimo summe colendo“ — seinem genialen Lehrer Johannes Müller in tiefster Verehrung.

Im Sommersemester 1857 geht Haeckel nach Wien, um in den berühmten Kliniken von Hebra, Oppolzer und Skoda seine medizinische Ausbildung zu vollenden. Wie schon in Würzburg, wurde er auch hier weniger von der praktischen Medizin als von der reinen Naturwissenschaft angezogen, von der die Physiologie allerdings auch besonders glänzend vertreten war durch Brücke und Ludwig.

Allein oder mit seinen Freunden Harald Krabbe aus Kopenhagen und Wilhelm Focke aus Bremen, wozu sich gelegentlich noch Ferdinand von Richthofen, Roman von Coll, Brettauer und Steinach (beide aus Hohenems in Vorarlberg) gesellten, machte Haeckel von Wien aus kleinere und größere Ausflüge, die ihn in den Wiener Wald, auf die Karalpe, nach dem Semmering und nach Ungarn hinein führten. Dabei wurde nach Herzenslust botanisiert.

Im August 1857 kehrt Haeckel, in seiner inneren Reise um ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen, über Ischl, Salzburg, Reichenhall, Berchtes-



Eltern. „Jetzt fange ich's wirklich selbst zu glauben an. Denkt nur, Prof. Gegenbaur geht nächsten Winter selbst nach Messina und er hat mich herzlichst und freundlichst eingeladen, ihn zu begleiten. Was für ein außerordentliches Glück von unberechenbarer Tragweite das für mich ist, kann ich Euch erst mündlich auseinandersetzen. Ich bin ganz selig.“

Den Sommer 1858 verbrachte er nun mit eifrigen Vorbereitungen für die Reise, mit literarischen, zoologisch-systematischen und -anatomischen sowie zeichnerischen Studien. Gegenbaur war am Ende verhindert, die Reise zu machen und so begab sich Haeckel am 28. Januar 1859 allein auf die Fahrt, die ihn von Berlin über Würzburg nach Luzern, Genua, Florenz und weiter führte.

Zunächst schrieb er von unterwegs nur kurze Briefe an seine Braut und seine Eltern, führte dagegen ein ausführliches Reisetagebuch, das er stückweise seinen Lieben daheim übersandte. Zunächst ist er auch noch zu sehr in subjektiven Gefühlen befangen, Heimweh und Sehnsucht nach der Geliebten, die in den Briefen nach Ausdruck drängen, als daß er dem Objekt die nötige Aufmerksamkeit widmen kann. Erst von Rom ab werden die Briefe ausführlicher und ersetzen das Reisetagebuch. Einzelne besondere Exkursionen werden aber dazwischen immer auch noch in besonderen eingehenden Berichten geschildert. Nach seiner Rückkehr schreibt er an seine alten Schul- und Studienfreunde einen ausführlichen Zirkularbrief, in dem er seine italienischen Fahrten und Erlebnisse zusammenfassend darstellt. In die Folge der Briefe an Anna Sethe habe ich zwei besonders glänzende Stücke aus diesem Zirkularbrief eingesetzt, ebenso einige Briefe an die Eltern, die die Briefe an die Braut ergänzen, wie ja die Briefe an die Geliebte meist auch für die Eltern mitbestimmt waren. Auslassungen — meist sehnsuchtsvolle Herzensergüsse, wie sie einem liebenden Bräutigam ja immer in einem Maße entströmen, für welches einem unbeteiligten Dritten die Aufnahmefähigkeit versagt — sind auch hier wie schon im ersten Band der Haeckelbriefe durch drei Punkte (. . .) gekennzeichnet. Beigegeben ist ein Bild Ernst Haeckels zusammen mit Anna Sethe, ein Bild, das ihn in seiner Wanderausrüstung zeigt, ein Bild seines Herzensfreundes Hermann Allmers sowie die photographische Wiedergabe von vier Tafeln seiner Originalzeichnungen zu der „Monographie der Radiolarien“, der Frucht seiner zoologischen Forschungen in Messina, die im Jahre 1862 bei G. Reimer in Berlin erschien und ihn mit einem Schlag in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Zoologen versetzte. Eine Erklärung dieser Tafeln findet sich im Anhang. Im Namen- und Sachregister sind die von Haeckel gebrauchten italienischen Ausdrücke verzeichnet und verdeutscht, soweit er nicht selbst schon die Übersetzung beigelegt hat.

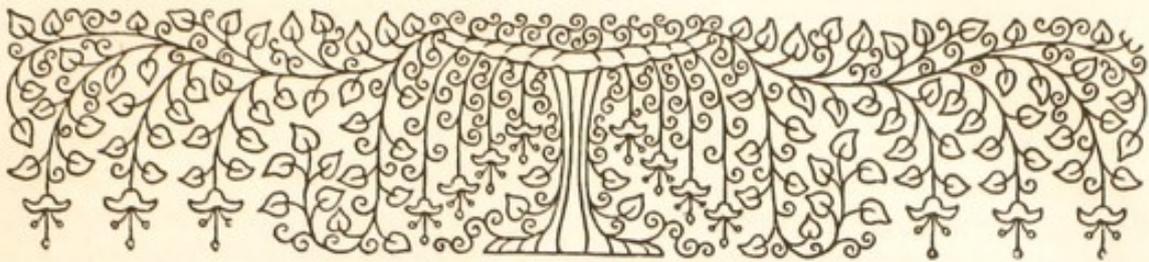
Wie schon die Jugendbriefe, so werden sicherlich auch Ernst Haeckels Briefe aus Italien sich einen hervorragenden Platz in der Briefliteratur erringen. Die Kraft des Ausdrucks versagt der Größe des Objekts gegen-

über nur selten. Der Enthusiasmus, mit dem der angehende Forscher den Reichtum der Dinge und Ereignisse in seine Seele aufnimmt, läßt seine Ausdrucksfähigkeit in gleichem Reichtum sprudeln und reißt stellenweise zu gleichem Enthusiasmus hin. Der glühende Drang nach Kenntnis und Erkenntnis alles Wahren und Schönen, der triebhafte Zug zum Idealen, Guten, der schon in den Jugendbriefen sich offenbart, wird hier zum bewußten Streben, zum feierlichen Gelöbniß. Die Wandlung der Weltanschauung, die in Würzburg angebahnt und schon ziemlich weit gediehen war, erscheint hier vollendet: das Christentum in seinem wahren Kern ist ihm identisch mit Humanismus, edlem Menschentum, und alles, was sich darüber hinaus an äußerlichen Zutaten als „Christentum“ geben will und gibt, ist ihm deswegen um so mehr zuwider und verhaßt. Herz-erwärmend seine tiefe Heimat- und Vaterlandsliebe, seine Liebe zu dem einfachen Volk, seine Sehnsucht nach dem einen einigen deutschen Vaterland, die den warmen Hintergrund bilden zu seinem Haß gegen die „Pfaffen, Junker und Duodezfürsten“. Seine Abneigung gegen das italienische Volk tritt zuweilen scharf hervor; sie wird verständlich als Ausfluß der Sittenstrenge, zu der ihn das Elternhaus erzogen hatte, und er ist gerecht genug, die schlimmen Eigenschaften der Italiener auf Unterdrückung durch die Herren und Pfaffen zurückzuführen.

Am bedeutungsvollsten wird die italienische Reise für Ernst Haeckel dadurch, daß sie ihn zum selbständigen Naturforscher entwickelt. Diese Entwicklungsgeschichte zu verfolgen ist von besonderem Reiz. Man erkennt, daß schon von Anfang an das ästhetische Moment stark mitbestimmend war für die Wahl seiner Untersuchungsobjekte. Noch verzweifelt er an der Lösbarkeit der Welträtsel und an der Erklärbarkeit der Lebenswunder. Erst nach der Rückkehr aus Italien gibt ihm Darwins inzwischen erschienenenes Buch „Über die Entstehung der Arten“ das Lösungswort, dem er seine spätere Lebensarbeit unterstellt, das Zauberwort „Entwicklung“.

Jena, Ernst Haeckel-Haus  
10. Oktober 1921.

Heinrich Schmidt.



1.

Florenz, 7. 2. 1859.

Quest' è la bella Firenze?!

So frage ich mich heute in einem fort, mein süßer Schatz, und Du würdest mit einstimmen in die verwunderte Klage, wenn Du sähest, was ich alles aufbieten muß, um mir die Existenz nur einigermaßen gemüthlich zu machen, wenigstens so weit, daß ich recht mit Lust an Dich, mein süßes Schätzchen, schreiben kann. Da sitz' ich in einem engen Stübchen mitten im Herzen der mittelalterlichen Kunststadt; das Feuer prasselt im Kamin und erinnert mich an die liebe Stunde, wo ich mit meinem besten Herzen auch einmal am Ostseestrand in die prasselnde Flamme hineinsah; und doch kann ich kaum warm werden in meinem Pelz, da der eisige Marmorboden mächtig Kälte ausstrahlt und der scharfe, kalte Wind durch die Fugen der Türen und die Ritzen der Fenster hindurchzieht, gegen welche der Regen in Strömen anschlägt. Sähe sich irgendein Deutscher aus seinem warmen Stübchen plötzlich in diese Lage versetzt, er würde eher glauben, in England oder am Pontus als in Italien zu sein. Wahrlich, läge nicht zu viel daran, die Reise in der einmal festgesetzten Art fortzuführen, ich hätte die größte Lust, sie bedeutend abzukürzen; und vorgestern war ich schon darauf und daran, nach Neapel direkt zu fahren und dort gleich recht energisch an die Arbeit zu gehen, um dann recht bald zu meiner süßen Anni zurückzukehren.

Ach, mein herziger Schatz, Du weißt gar nicht, wie Du mir fehlst! „Du hast die Seele mein so ganz genommen ein, daß sie gar nichts mehr liebt als Dich allein“ — so, lieber Schatz, sinne und denke ich den ganzen Tag. Aber wie hast Du mich auch verändert! Ich kenne mich wirklich selbst nicht mehr! Wenn ich daran denke, wie ich früher reiste, mit welchem raschen Eifer und welcher unermüdlischen Ausdauer ich alle die großen und kleinen Genüsse und Gelegenheiten der Reise auszubeuten versuchte — und wenn ich dann vergleiche, wie gleichgültig ich jetzt dagegen bin, so erschreke ich wirklich vor mir selbst. Bei allem, was ich sehe und kennen lerne, ist Anna immer mein erster und einziger Gedanke; ist es so groß und so schön, daß ich mich darüber recht freuen möchte, so mischt sich gleich der bittere Schmerz darein, daß mein besserer Teil es nicht mit genießt; befriedigt es mich weniger, so bin ich traurig über die verlorene

Zeit, die ich so schön bei Dir zubringen könnte. Ach, lieber Schatz, daß ich Dich über alle Menschen lieb hatte, das war mir schon lange klar geworden; daß aber auch alle Lust und Freude am Schönen und Großen der Natur und Kunst ganz vor Dir in den Hintergrund tritt, das habe ich bisher selbst noch nicht geglaubt! Und darum andererseits wie gut, daß ich diese Reise machen muß. Gewiß wäre ich sonst nie so zu diesem seligen Bewußtsein gekommen, ein Glück zu besitzen, das alles, alles andere verdrängt und ersetzt! Ach mein Liebchen, wie unendlich glücklich können wir werden, wenn ich gesund und mit glücklichem Erfolg meiner Arbeiten zurückkomme und dann bald meine kleine Frau Professorin heimführe! . . .

Ach Schätzchen, Du würdest die ganze Größe unseres Glückes gegenüber dem der allermeisten anderen Menschen auch erst erkennen lernen, wenn Du einen Blick tun könntest in das furchtbare, physisch moralische Elend, in dem die Majorität der Gesellschaft befangen ist, und welches hier in Italien mit einer frechen Schamlosigkeit an den Tag tritt, die wirklich eine deutsche ehrliche Seele erschrecken kann. Wie elend und jämmerlich ist doch dieses Streben und Leben der meisten Menschen; hier kann man es besonders darum in seiner ganzen schauerlichen Verworfenheit sehen, weil es ganz ungeschweht überall offen sich darlegt. Familienleben ist hier so gut wie unbekannt. Die Töchter werden in Klöstern erzogen und dann nolens volens einem wildfremden Manne angetraut! Was Wunder, daß da eheliche Treue so gut wie unbekannt ist, man es ganz in der Ordnung findet, daß sich beide Ehegatten ihre besonderen Gesellschaften halten! Wie glücklich sind dagegen doch unsere deutschen Zustände. Kann es ein höheres Glück geben als das unseres deutschen Familienlebens? Ach Liebchen, mir klopf das Herz vor Freude, wenn ich denke, welchem seligen Zusammenleben wir entgegengehen; wie diese Harmonie der Seelen jede Außerung ihres Lebens erheben und verschönen wird. Wie anders sind mir alle die kleinen Naturgenüsse wert, die ich mit Dir zusammen erlebt, wie ganz anders als selbst die größten und schönsten, die ich allein genossen und bei deren Genuß mir der ungleich größere des Wiederhalls der Gefühle in der gleichgestimmten weiblichen Seele fehlte! Ach Liebchen, könnte ich Dich nur hier haben, mit welcher Lust und Freude wollte ich all das ansehen, was ich jetzt nur mit halb offiziellem Touristenauge betrachte. Die herrlichen Originale des Laokoon, der Niobe-Gruppe, der Mediceischen Venus usw., die ich heute hier gesehen, wollen mir lange nicht so gefallen als die Gipsabgüsse davon, die ich mit Dir zusammen im Neuen Museum gesehen, wo ich in Deinem für alles Schöne, Wahre und Große offenen Sinn den schönsten und reinsten Widerklang der Gedanken und Gefühle fand, die das eigene Herz bei diesem Anblick bewegten . . .

Dienstag, den 8. 2., brachte ich den ganzen Vormittag in dem berühmten Palazzo Pitti hin, der jetzigen Residenz des Großherzogs, welche

eine Gemäldegalerie enthält, die sehr berühmt ist und von Kunstkennern derjenigen in den Uffizien gleichgesetzt wird. Mir gefiel sie jedoch bei weitem weniger. Es sind fast nichts als die verschiedenen Heiligengeschichten in Hunderten von Exemplaren dargestellt, für welche ich nicht die mindesten Sympathien habe. Mögen die Namen der Maler auch noch so berühmt, ihre Technik und Naturtreue noch so groß sein — wenn der Gegenstand selbst mir gleichgültig oder gar widerwärtig ist, so liegt mir am ganzen Bilde wenig.

Ganz abscheulich finde ich namentlich alle die berühmten Martergeschichten, und diese Märtyrer sind gerade hier das Hauptkontingent der Bevölkerung. Ebenso kann ich mich auch in den Madonnenkultus nimmermehr hineinfinden. Diese ganze Richtung der christlichen resp. katholischen Kunst ist mir gänzlich unverständlich und somit gleichgültig. Meine Lieblingsbilder, Naturansichten, Landschaften, gibt es hier fast gar nicht...

Am besten hat mir von allen Bildern der Galerie Pitti Murillos Madonna con figlio gefallen, die schönste natürlichste Darstellung einer glücklichen Mutter, deren Mutterliebe den holden Jungen auf ihrem Schoß voll Freude ganz überstrahlt: ein ebenso wahres als einfaches und natürliches Bild, von dem ich aber gerade darum nicht weiß, warum es partout eine Madonna sein muß und nicht ebensogut eine andere Mutter mit ihrem Menschenkind, wie es deren doch Gott sei Dank so viele gibt...

Den Nachmittag brachte ich mit Besichtigung des Domes und der gegenüberliegenden Taufkirche hin. Letztere, das Baptisterium, ist namentlich berühmt durch seine Erzgustüren von Ghiberti, die halb das Leben Christi, halb die Genesis darstellen, und von denen Michelangelo sagt, daß sie wert seien, die Pforten des Paradieses zu schmücken.

Die Taufkirche selbst ist ein wunderbarer Kuppelbau, in dessen Inneres so wenig Licht einfällt, daß man von den berühmten Gemälden und Skulpturen darin so gut wie nichts sieht. Dagegen hört man darin um so besser das Geschrei der zahlreichen Kinder, welche beständig hier der Taufe unterworfen werden. Alle Neugeborenen von Florenz werden hierher gebracht, damit ihre Seele durch einige lateinische Zaubersprüche den Krallen des Teufels entrissen werde. Die Mechanik dieses Prozesses, das gedankenlose Ableiern der lateinischen Gebete, das Geschrei der immer frierenden Säuglinge, die Rührung der Mütter und andere Verwandten sowie die Art, wie der dicke Pfaffe das Kind ansprach und ihm eine Oblate in den Mund steckte, und die Routine, mit der dies alles abgemacht wurde, erinnerte mich lebhaft an manche poliklinische Prozesse in Würzburg...

2.

Pisa, 16. 2. 1859.

Jetzt erst, mein bester Schatz, nachdem ich nach einem unruhigen Tage endlich zur Ruhe gekommen bin und beim herrlichen Licht des

vollen Mondes, der mit vollkommener Klarheit freundlich in mein Zimmer scheint, an Dich schreiben kann, jetzt erst fühle ich recht, was ich heute, ohne Dich und ohne unsere anderen Lieben, entbehre. Den ganzen Tag über war mir nicht so zumute, als könnte mein Geburtstag sein, und jetzt, wo mir so zumute sein könnte, empfinde ich erst recht, was ich heute in meiner vollständigen Isolierung alles schmerzlich entbehren muß . . .

Eure Gedanken sind heute gewiß ebensoviel bei mir gewesen wie die meinigen in Steinspring und Berlin. Manchmal bekam ich heute solche Sehnsucht, daß ich als Telegramm in die Mark hätte eilen mögen, um auch nur auf ein paar Minuten Dich, liebster Schatz, und die lieben Alten begrüßen und mit Euch plaudern zu können. An solchen Tagen, wo man sich so viel zu sagen hätte, fällt die Trennung besonders schwer. Und doch, wie bitter ich auch den Trennungsschmerz empfinde, wie gern ich alles aufgäbe, nur um bei Dir zu sein, so fühle ich andererseits doch immer mehr, wie heilsam sie zugleich ist und wie sehr sie dazu dient, in das verworrene Konglomerat meiner Ideen, Ansichten und Lebenswünsche Licht, Ordnung und Festigkeit zu bringen. Grade, daß ich gezwungen bin, die Reise ganz allein zu machen, daß alle Mühseligkeiten und alles Unangenehme derselben, mich allein hindurchzuschlagen, die Notwendigkeit, überall selbst mit den Menschen verkehren zu müssen, immer selbst raschen Entschluß fassen und energisch ausführen zu müssen, grade dies ist eine, wenn auch höchst widerwärtige und unangenehme, so doch gewiß grade für mich höchst nützliche und heilsame Schule; und Du würdest Dich mit mir freuen, wenn Du sähest, wie die Erfahrungen der ersten 14 Reisetage schon gewirkt haben.

Grade für einen Sinn wie der meinige, der am liebsten nur mit Dir allein in der Natur lebte und im Genusse der Naturschönheiten, im Verein mit Dir, sein höchstes Glück fände, grade für einen solchen ist die Notwendigkeit, auch mit andern Menschen verkehren und in ihre Eigentümlichkeiten sich finden zu müssen, sehr gesund, da man ja doch einmal gezwungen ist, unter und mit den andern Menschen zu leben. Ich habe es Dir schon lange vor der Trennung zu unserem eigenen Troste gesagt, wie sehr mir die Reise allein schon in dieser Beziehung nützlich sein würde, und schon jetzt habe ich viele Beweise dafür, wie wesentlich dieser Einfluß ist. Darum sei guten Mutes und frohester Hoffnung, liebster Schatz, und denke der herrlichen, wonnevollen Zukunft, die unserer später wartet. „Die Sehnsucht und der Träume Weben, sie sind der weichen Seele süß! Doch edler ist ein starkes Streben und macht des schönsten Traums gewiß!“ Diese Worte Uhlands habe ich mir heute besonders oft wiederholt und mir fest vorgenommen, das starke, edle Streben, das auch in meiner Seele jetzt nach einem langen, süßen, wonnevollen Traumleben erwacht ist, mit allen Kräften zu hegen und zu pflegen, damit das letztere zu gewisser Wirklichkeit werde . . .

Das viele Böse, Häßliche, Ekelhafte, was hier überall im geselligen

Leben mit unerhörter Frechheit schamlos zutage tritt, dem ich anfangs kaum mit passivem Mute zu begegnen wagte, übt jetzt schon eine ganz andere Wirkung auf mein eines gewissen Selbstgefühles bisher nur zu sehr baren Ich aus. Ich lerne mich selbst ein wenig schätzen und fühle stündlich tiefer und fester den ernstesten Entschluß, das Leben, das mir doch nun einmal gegeben ist, auch allein zur Förderung des Guten und Wahren anzuwenden, dem Treiben der gewöhnlichen Menschen mit aller Kraft entgegen zu wirken und durch mein eignes Leben zu zeigen, daß man hier höhere Ziele als den bloßen Genuß der Sinnenwelt verfolgen und erreichen kann. Schon allein der unvermeidliche Verkehr mit den frechen, unverschämten, übermütigen Personen, mit denen ein einzelner Reisender überall allein fertig zu werden durch das heilsame „Muß“ gezwungen ist, schon dieser allein hat mir in den letzten drei Wochen mehr Gewandtheit, Sicherheit und Festigkeit beigebracht, als ich je vorher besaß, und die beständige Anschauung der in Italien wirklich zu unglaublicher Höhe gediehenen Unsittlichkeit und Unwissenheit, das höchst widerwärtige Treiben der Pfaffen und Mönche ist mir der beste Sporn, eine dem gerade entgegengesetzte Tätigkeit energisch zu beginnen.

Mein Hauptwunsch ist jetzt, möglichst bald an die Arbeit zu kommen, und ich brenne ordentlich darauf, möglichst bald an die See zu kommen und mich so recht con amore in das herrliche Studium der wundervollen Meerestierwelt versenken zu können. In den letzten Tagen hatte ich solche Arbeitssehnsucht, daß ich anfangs zweifelhaft war, ob ich nicht lieber gleich nach Neapel statt nach Rom fahren sollte, und nur der Gedanke, daß ich in diesem Falle die „ewige Weltstadt“ wohl nie zu Gesicht bekommen würde, vermochte mich, meinen ursprünglichen Plan beizubehalten.

Meine Arbeitslust ist besonders gesteigert worden durch eine Erfahrung, die mir der Aufenthalt in Florenz gebracht hat. Schon früher, als ich in Jena von meiner Absicht, auf Florenz und Rom 2—3 Monate zu verwenden, sprach und etwas enthusiastisch für Kunst schwärmte, schon damals schüttelten Gegenbaur und Max Schulze etwas den Kopf und meinten, daß das wohl etwas übertrieben sei und daß ich von dieser großen Kunstschwärmerei etwas zurückkommen und zur Natur und ihrem Studium als dem höchsten Kunstwerk zurückkehren werde. Und so ist es in der That schon jetzt gekommen, Florenz hat mit allen seinen wundervollen, hochgepriesenen Kunstschätzen wesentlich doch nur den Effekt gehabt, mich zu der Erkenntnis zu bringen, wie unendlich weit alle diese gepriesenen Werke menschlichen Kunstfleißes hinter dem ersten, einfachen Kunstwerk der Natur, hinter dem wundervollen, mit Schönheiten und der höchsten Weisheit des schöpferischen Gedankens überschütteten Bau eines Insekts, eines Wurmes zurückbleiben. Meine Schwärmerei für Gemälde und Statuen schreibt sich noch aus der Periode her, wo ich noch stundenlang vor einer Raffaelschen Madonna oder einem Rembrandtsche

Porträt stehen konnte, wo ich aber erst in den Vorhallen der Naturwissenschaft stand. Jetzt, wo ich in deren innerstes Heiligtum eingedrungen bin, wo es mir durch den Unterricht der besten Lehrer, durch die Anwendung unserer vollkommensten Hilfsmittel, vor allem des Mikroskops, geglückt ist, tiefer in das geheimste und verborgenste, an Schönheiten und Wundern aber reichste Leben der Natur einzudringen, weiter darin zu blicken, als den meisten andern Menschen vergönnt ist; jetzt erscheinen mir jene höchsten Erzeugnisse menschlicher Kunst in einem ganz andern Lichte, von ungleich geringerem Wert. Und ist der Verlust, den ich dadurch erleide, daß ich diesen Kunstgenuß der andern Menschen nicht mehr in dieser Art teile, in der Art ein Verlust? Nicht im geringsten! Steht mir doch dafür jederzeit und überall der reichste Urquell höchster Schönheit offen, der mir unendlichen Genuß in jedem Augenblick neu und wunderbar gewährt! Und dieser Genuß ist meine Arbeit, soll meine Lebensarbeit sein! Wahrlich, noch nie habe ich so wie jetzt das Glück empfunden, Naturforscher zu sein! . . .

. . . Am 16. Februar fuhr ich nach zehntägigem, sehr genußreichem Aufenthalt in Florenz über Lucca, wo ich mich ein paar Stunden aufhielt, um die herrliche Lage der Stadt und ihren schönen Dom zu bewundern, nach Pisa. Hier blieb ich 8 Tage, die besonders mit Besichtigung der schönen Universitätsammlungen und der kirchlichen Bauwerke hingingen. In ersteren wurde ich durch die Professoren Meneghini (Geologie) und Studiati (Zoologie) freundlichst umhergeführt und orientiert.

Die prachtvollen und sehr eigentümlichen kirchlichen Bauwerke liegen alle vier auf dem Domplatz vereinigt, das runde Kuppelgebäude des Baptisteriums, der seltsame schiefe Turm, zwischen beiden die mächtige Kathedrale und dahinter das berühmte, bilderreiche Campo Santo. Eines Nachmittags besuchte ich auch das großherzogliche Kamelgestüt in den Cascinen, das einzige Institut der Art in Europa. Gegenwärtig leben darin etwa 120 Kamele. Auf einem derselben machte ich einen mehr sonderbaren als angenehmen Spazierritt von 2 Stunden. Die meisten derselben werden zum Lasttragen, zum Transport von Bauholz und Viehfutter benutzt.

Von Pisa fuhr ich nach Livorno zurück, wo ich einen sehr hübschen Tag bei einem deutschen Kaufmann, Herrn Chun aus Frankfurt, verlebte. Dann in 20 Stunden mit einem französischen Dampfer nach Civita vecchia, von wo ich, da leider die Eisenbahn immer noch nicht fertig war, mit einem Betturin nach Rom fahren mußte (in 15 Stunden), ein Spezialvergnügen, welches ich niemals wieder genießen möchte. . .

3.

Rom, 28. 2. 1859.

Schon eine Woche bin ich nun in Rom und noch immer bin ich nicht dazu gekommen, Dir die ersten Eindrücke zu schildern, mein herzlich

Schatz, die die ewige Weltstadt auf mich gemacht hat. Du kannst aus diesem Schweigen selbst schon entnehmen, wie mächtig sie gewesen sind. Erst jetzt komme ich allmählich dazu, oder vielmehr, kann erst anfangen, diese so verschiedenartigen großen und wunderbaren Bilder einigermaßen zu ordnen, zu beherrschen und zu assimilieren.

Der erste Eindruck war nicht so, wie ich erwartet hatte; ich hatte mir Rom im ganzen antiker, auch von seiner Außenseite schöner und in mancher Beziehung größer gedacht. Aber mit jedem Tage lerne ich, fühle ich mehr, wie groß und antik die erhabene Stadt trotz allen modernen Entstellungen und Verschlechterungen dennoch immer bleibt und welche eine unerschöpfliche Fundgrube der edelsten Kunstgenüsse aller Art hier verborgen liegt.

In den ersten Tagen sieht man hier so viel Neues, Großes, Merkwürdiges aus jedem Gebiete der bildenden Kunst, so viel geschichtliche Reminiszenzen aller Art aus den verschiedensten Zeitaltern, daß man sich von ihrer Extensität wahrhaft überwältigt fühlt, erst allmählich eine nach der andern sich aneignen und nutzen kann. Die Masse des Großartigen und Schönen, die hier überall den Fremden überrascht, ist so überwältigend, daß ich vorläufig ganz darauf verzichten muß, Euch auch nur eine skizzenhafte Schilderung alles einzelnen zu geben. Vielleicht kann ich es später nachholen. Vorläufig kann ich Euch nur von dem allgemeinen Eindruck schreiben und werde kurz immer wenigstens eine Übersicht oder Aufzählung alles dessen beifügen, was ich an den einzelnen Tagen gesehen.

Was mich vor allem entzückt hat, ist das klassische Altertum, welches hier großartiger, vollständiger und klarer zutage liegt als irgendwo sonst. Besonders sind es meine Lieblinge, die Griechen, welche ich hier durch ihre wundervollen, zahlreichen Meisterwerke der bildenden Kunst (denn auch alle schönen römischen Kunstwerke waren ja nur Nachbildungen der Griechen) in ihrer ganzen Größe, Schönheit und Naturwahrheit begreifen und erfassen lerne, und wenn es möglich wäre, noch mehr lieben, als vorher. Die wirklichen Wälder der herrlichsten Marmorstatuen, die man hier überall gesäet findet, haben mich in einen wahren Taumel des Entzückens versetzt, bei dem weiter nichts fehlte zur Seligkeit, als daß Du, liebster Schatz, sie mitgenossen hättest. Auch die Reste der kolossalen römischen Bauten, die Tempel, Paläste, Triumphbogen, Säulen usw. auf dem Forum sind überaus großartig und wirklich wunderbar gewaltig. Natürlich tragen die zahllosen interessanten, historischen und mythischen Reminiszenzen nicht wenig dazu bei, allem diesem erhöhtes Interesse und neuen Reiz zu geben.

Während mich diese antike Seite Roms, das griechisch-römische Altertum, im höchsten Grade entzückt und mehr angeregt und überwältigt hat, als ich je gedacht hatte, so hat mich dagegen eine andere, nicht minder reiche Seite Roms, das Mittelalter mit seinen massenhaften Kunstschöpfungen, namentlich aus der Malerei und Baukunst, was die meisten

Leute hier mehr als das Altertum anzusprechen und zu beschäftigen pflegt, relativ kalt gelassen. Alle diese ungeheuren Mengen von Bildern aus der christlichen Mythologie, denen man hier überall in Haufen begegnet, diese 10 000 Madonnen und 100 000 verschiedenen Heiligen mit ihren Wunder- und Märtyrergeschichten sind mir in toto sehr gleichgültig geblieben. Ich weiß nicht, worin es liegt, und muß mir der Gründe erst noch klar bewußt werden, aber faktisch ist es, daß die Skulptur hier mein ganzes Interesse in ungleich höherem Grade fesselt als die Malerei. Schon in Florenz war mir dies klar geworden. Zum Teil mag meine rein naturalistische Richtung daran schuld sein, zum Teil der Widerwille, der jeden aufrichtigen und natürlichen Menschen, wenigstens jeden ehrlichen Naturforscher, hier gegen alles das erfüllen muß, was die Leute hier Christentum zu nennen wagen. Es ist schmähslich, den Blendwerken tollsten Aberglaubens, pfäffischen Despotismus, katholischen Gewissenszwangs den Namen einer Religion beizulegen, die in ihren idealen Fundamenten so rein und edel, so natürlich und echt menschlich ist wie die christliche, welche, meiner Ansicht nach, nach Abzug alles dogmatischen Unsinn mit dem Humanismus oder dem ursprünglichen Buddhismus oder jeder anderen wahren Naturreligion zusammenfällt. Gewiß muß der Aufenthalt in Rom jeden aufrichtigen Naturmenschen von gesundem Verstande eher zum Heiden als zum Christen machen, und wenn ich nicht schon durch die ins Tiefste und Feinste der Natur eindringenden Studien der letzten Jahre dem sogenannten Christentum der Theologen ganz entfremdet wäre, hier in Rom wäre ich sicher zum Heiden geworden. Wer kann da in der Wahl noch zweifelhaft sein — auf der einen Seite dieses edle, reine, klassische Altertum der Hellenen mit seinem wahren Naturalismus und schönen Humanismus, mit dem Streben nach Erkenntnis, Wahrheit und Vollkommenheit — auf der andern eine systematisch ausgebildete Hierarchie, die alles aufbietet, um unter dem Titel von Religion die Menschen in niedrigster Unwissenheit und schmähslichem Aberglauben, in knechtischer Geistes Herrschaft und unfreiem Gewissenszwang zu erhalten, der kein Mittel zu schlecht ist, um ihrem sogenannten heiligen Zweck zu dienen, und die in ihrem ganzen System ebenso verwerflich als in dessen Anwendung widerwärtig ist...

4.

Rom, 1. 3. 1859.

... Nirgends kann man wohl den Vergleich zwischen dem heidnischen Altertum und dem christlichen Mittelalter so umfassend, allseitig und unmittelbar anstellen wie hier in Rom, und nirgends wird er gewiß so zum Vorteil des erstern ausfallen wie hier. Man sehe nur die herrlichen Werke der bildenden Kunst, mit denen die alten Griechen und ihre Nachahmer, die Römer der Kaiserzeit, diese Wunderstadt geschmückt haben, diese schönsten Erzeugnisse edelster, menschlicher Kunst — und dann sehe

man, wie die Päpste mit den Scharen der christlichen Barbaren alles angewandt haben, um diese Heiligtümer zu schänden, ihre Schönheit zu vernichten, ihre Poesie zu zerstören. Und was haben sie an ihre Stelle gesetzt? Rohe, unschöne Machwerke und verschmörkelten Zopf. An Stelle der wunderschönen Sagen des klassischen, hellenischen und römischen Altertums, in denen überall Maß, Schönheit, Größe, Erhabenheit wie an einem vollendeten Marmorbild entgegentreten, eine unschöne Mythologie voll häßlicher Zerrbilder, eine Sammlung voll exklusiver — katholischer — Dogmen, die ebenso anmaßend und ausschließend als unwahr und unmöglich sind. Sind nicht die Götter und Heroen der Griechen, wie wir sie aus dem Homer kennen, tausendmal edler, schöner, besser, wahrer als alle die Heiligen des christlichen Kalenders? Ich für meinen Teil ziehe die ersteren ebenso vor, als mir eine einzige, vollendete Statue des Apollo oder der Athene, wie man sie hier duzendweis findet, tausendmal lieber ist als das zehnfache Kontingent von Madonnen, von gemarterten Heiligen usw. Oder wenn man nicht überzeugt ist, vergleiche man nur dies jezige römische Volk mit seinen Vorfahren. Können sie es noch wagen, sich neben letztere zu stellen? Solches physische und moralische Elend, solche Verkommenheit, solcher Mangel an Kenntnissen, Bildung, Humanität haben die alten Römer und Griechen kaum in ihrer rohesten Zeit gehabt. Wahrlich, wenn jemand wieder über unser Deutschland und seine Bewohner schimpft, soll man ihn nach Italien schicken; er wird sich schon in den ersten 14 Tagen nach Deutschland wie nach einem Elysium zurücksehnen . . .

Wenn ich von dieser Reise schon weiter nichts hätte, als bloß diesen Aufenthalt in Rom, einerseits diesen entzückenden Einblick in die herrliche Wunderwelt des klassischen Altertums, andererseits diese abschreckende Bekanntschaft mit der verzerzten Barbarei des christlichen Mittelalters und dann diese höchst elende und bedauernswerte, ebenso abschreckende als entartete Gegenwart — wenn diese Erfahrungen allein die Frucht meiner Reise wären, so würde ich mich dadurch schon hinlänglich belohnt finden. Denn nie hat der ernste Wille, stets nur nach allem Guten, Wahren und Schönen zu streben, so tief und fest in meinem ganzen Wesen Wurzel gefaßt als hier; nie habe ich so tief ergriffen von der Bestimmung mich gefühlt, dem Ideale edler Menschlichkeit nachzustreben als hier. In diesem Sumpfe vertierter Menschheit, wo Unsittlichkeit und Verdorbenheit in tausendfacher Gestalt stündlich einem gegenübertritt, hier erst lernt der Deutsche sich selbst schätzen, und das Leben schätzen, das er zu dem Zwecke verwenden und ausbauen kann, um diesem Elend entgegenzuwirken, um Wahrheit, Bildung und Menschlichkeit zu verbreiten. Und keiner kann dies wohl mehr als der Naturforscher. Wenn die Naturwissenschaften hier erst einmal sich Bahn brechen, wie werden sie da die Tenne fegen! Bloß der Anblick der Faulenzerei und Trägheit, die hier überall herrscht, reizt so zur Arbeit und Tätigkeit, daß ich mich wahrhaft

nach Tätigkeit sehne und eilen werde, möglichst bald nach Neapel zu kommen. —

Doch ich sehe mich da auf einmal mit Schrecken mitten in einer Predigt, zu der mich die Begeisterung für das klassische Altertum und der Widerwille gegen das sogenannte christliche Mittelalter und die moderne Neuzeit hingerissen hat. Heute werde ich also von Rom selbst nicht mehr viel schreiben können. Nur das noch, daß dasjenige, was mich nächst dem klassischen Altertum — den griechischen Statuen und den römischen Bauten — am meisten entzückt hat, die herrliche Lage und Umgebung Roms ist, die ich mir nicht halb so schön vorgestellt hätte. Die Sabiner-, Latiner- und Albanergebirge, die den Hintergrund im Osten bilden, haben überaus schöne Formen und Farben, zu dem die Ode der Campagna und die äuserst malerische Gestaltung der Siebenhügelstadt selbst in der schönsten Weise kontrastiert. Ich kann mich an diesem herrlichen Landschaftsgemälde, das sich immer von neuen Seiten dem Auge darbietet, nicht satt sehen . . .

. . . Mein Lebenslauf ist in diesen ersten 14 Tagen in Rom sehr regelmäßig gewesen, und dies ist nach dem unruhvollen dreiwöchentlichen Umhertreiben auf der Reise sehr angenehm. Im allgemeinen ist jeder Tag so eingeteilt: Um 6 Uhr (oft auch schon um 5½) stehe ich auf und entwerfe nach meinen beiden Reisehandbüchern (Förster und Lössow) den Plan für die Aufgaben des Tages. Um 8 Uhr gehe ich über den Monte Pincio, die spanische Treppe hinunter (die Du noch aus dem Panorama von Enslin kennst) in die nahe Via Condotti, wo ich in dem altberühmten Café Greco antico frühstücke, woselbst ich immer viele Künstler und Deutsche treffe. Den edlen Mokkafrank mit ausgezeichnete Sahne schlürfe ich fast tropfenweise hinunter, da es der ausgezeichnetste Kaffee ist, den ich je getrunken, ein wahrhaft lukullischer Genuß und der einzige, der meinem Kadaver hier zugute kommt. Da Du weißt, welchen hohen Wert ich auf den Kaffee als wesentliches Erfrischungs- und Stärkungsmittel lege, wird Dir diese Apotheose begreiflich erscheinen, und ich wünsche nur, daß mir meine künftige norddeutsche Hausfrau nur halb so guten immer präparieren möge. Gewöhnlich esse ich dazu zwei Maritozzen, ein leichtes, gutes, römisches Nationalbrot, und lese oft die „Augsburger Allgemeine Zeitung“. Um 9 Uhr gehe ich in das Café am Ende der Via Angeli Custode und hole Dr. Diruf und die drei Damen ab, die dort wohnen, die beiden Schwägerinnen Dr. Dirufs, Fräulein Angelica und Helisena Girtl aus Augsburg, und Frau Bloest, die Frau eines Schweizer Hauptmanns, eine geborene Mannheimerin. Mit diesen verbringe ich dann den ganzen Tag in der angenehmsten Weise.

Den Vormittag bringen wir gewöhnlich mit Besichtigung einer größeren Gemälde- oder Antikensammlung, eines Palastes oder mehrerer Kirchen hin, während wir am Nachmittag meistens einen Ausflug in die nächste Umgebung machen. Die Umgebung Roms haben wir bisher

in ihrem vollen Farbenglanz gesehen, obwohl der Frühling eigentlich noch nicht mit frischem Grün da ist. Aber die ungetrübte Kraft der vollen Sonne malt hier Stadt, Campagna und Berge mit so wundervollen Farben, namentlich roten und violetten Tönen an, daß man bei uns im Norden sich nur eine schwache Vorstellung davon machen würde. Doppelt schön sehen die Berge dabei aus, weil auf den höchsten Gipfeln der Apenninen überall noch ein zusammenhängender Schneeteppich glänzt.

Jeden Tag haben wir die herrliche Lage der Stadt, mit dem Gebirge im Hintergrund, mit neuem Vergnügen angesehen. Wir sind aber auch so vom Wetter begünstigt, wie es hier im Frühjahr nur sehr selten der Fall sein soll. Mit Ausnahme eines einzigen trüben Tages hat uns diese 14 Tage beständig die volle, warme Sonne vom dunkelblauen, wolkenlosen Himmel angestrahlt. Das gibt dann hier Temperatureffekte und Kontraste, die ganz wunderbar sind. Während früh bis 8 Uhr in den ersten Tagen meines Hierseins, wo eine sehr heftige Tramontana (Gebirgswind) wehte, an dem Barte des wasserspeienden Tritonen auf der Piazza Barberini dicke, fußlange Eiszapfen hingen, und abends die Hände ganz steif wurden, war es zu Mittag in der vollen Sonne so glühend heiß, daß man den Rock ausziehen mußte. Schon die Unterschiede in der unmittelbar sich begrenzenden Luft in der Sonne und im Schatten sind auffallend groß, noch mehr aber die von der Luft außerhalb und innerhalb der Gebäude. Während in den Sammlungen der großen Paläste noch eine eisige Kellerluft herrscht, wird man beim Herausreten durch eine um 15—18 Grad höhere Temperatur überrascht. Begreiflicherweise sind diese jähen und bedeutenden Temperaturwechsel nichts weniger als gesund und namentlich Brustkranken sehr nachteilig, weshalb für diese das römische Klima lange nicht so paßt, wie es uns immer empfohlen wird. In mein freundliches hübsches Zimmerchen scheint die Sonne tagsüber so warm hinein, daß es mir, wenn ich abends nach Hause komme, wie geheizt vorkommt und ich noch gar nicht darin gefroren habe, selbst wenn ich bis 1—2 Uhr nachts geschrieben habe. Die Existenz ist also auch in diesem Punkt weit gemüthlicher als in Florenz; und ich lebe ordentlich wieder dabei auf...

Vielleicht erwartet Ihr diesmal eine ausführliche Schilderung des Karnevals von mir; dann täuscht Ihr Euch aber ebenso, wie ich durch das viele Gerede und Geschreibe über dies berühmteste Volksfest in Rom, ja jetzt vielleicht in der Welt, getäuscht worden bin. Im ganzen kann ich kurzgefaßt nur das Goethesche Urtheil unterschreiben: „Man muß den Karneval in Rom selbst gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, ihn jemals wieder zu sehen!“ Der Karneval ist diesmal hier so überaus glänzend, wie er überhaupt nur je gewesen ist. Zum erstenmal seit vielen Jahren ist wieder das allgemeine Maskentragen und mehrere andere Freiheiten von dem französischen Stadtkommandanten General Gyon erlaubt (vielleicht in der Erwartung, daß so Skandal entstehen und da-

durch das Militär Gelegenheit finden würde, sich noch weiter festzusetzen). Ferner begünstigt den Karneval ausnehmend das fortdauernd schöne Wetter sowie die in diesem Jahre außerordentlich starke Fremdenfrequenz, unter der sich viele Personen höchsten Ranges befinden. Die Umstände haben also in der That zusammengewirkt, um das Fest so glänzend als nur irgend möglich zu machen, und in seiner Art mag es wirklich vollkommen sein. Aber auf mich hat es trotzdem so gut wie gar keinen Eindruck gemacht, und ich habe wenigstens die Genugthuung, dasselbe von vielen meiner deutschen Landsleute zu hören. Die Erklärung liegt einfach darin, daß das ganze Fest unserem norddeutschen Nationalcharakter ebenso zuwider ist, wie das ganze italienische Volksleben überhaupt. Das ganze Vergnügen besteht darin, daß die Leute sich gegenseitig entweder mit Blumensträußchen oder mit Konfetti, Gips und Mehl bewerfen. Das einzige, was mich dabei interessiert hat, sind teils die schönen, phantastischen Nationaltrachten aus der Campagna und dem Gebirg, die man dabei in Menge sieht, teils die schönen Gesichter, die in ebenfalls nicht geringer Anzahl sich sehen lassen. Doch gehören dieselben, wenigstens beim weiblichen Geschlecht, zur größeren Hälfte den Engländern an, die überhaupt jetzt durch ihr großes Karnevalscontingent und ihre reichen Mittel die eingeborenen Römer fast zu verdrängen anfangen. Unter den vielen Engländerinnen, die die Balkone zieren, sind in der That nicht wenige Gesichter, die sich durch edlen, regulären Schnitt und schönen Ausdruck den besten Marmorgestalten des griechischen Altertums an die Seite stellen könnten. Aber auch unter den Römerinnen sieht man manche sehr schöne Gesichter von charakteristisch südlichem Typus, obwohl viel weniger, als man gewöhnlich denkt. Am reizendsten sehen die kleinen, 10—15jährigen Buben aus der Campagna aus, mit hohem, spitzem Filzhut, langen braunen Haaren bis über die Schultern herab, aus denen dunkelbraune, glänzende, große Augen und ein allerliebstes Gesicht aus dem Ziegenfell oder aus der blauen Jacke hervorgucken; dazu gewöhnlich halbe Hosen mit langhaarigem Ziegenfell, lederne Schienen für die Unterschenkel und Sandalen. Aber auch die alten, langbärtigen Männer in ähnlicher phantastischer Räubertracht, aus der Campagna und aus dem Gebirg, sehen nicht minder malerisch aus. Die Mädchen vom Lande sind meist sehr malerisch in Weiß, Rot und Gold gekleidet.

Der Hauptschauplatz des Karnevals ist der Corso, die lange, enge Hauptstraße der Stadt, die von der Porta di Popolo bis zur Piazza di Venezia geht und in welcher zwei ununterbrochene Wagenreihen nebeneinander auf und ab fahren. Die schmalen, übrigbleibenden Zwischenräume sind mit Fußgängern, größtenteils Masken, vollgestopft. Alle Fenster und Balkone der festlich geschmückten (namentlich mit roten Teppichen behangenen) Häuser des Corso sind bis obenhin mit Zuschauern voll, welche von oben herabwerfen und von denen zu Wagen und zu Fuß unten geworfen werden. Das alles hat natürlich nur Sinn, wenn man hier viele

Bekannte hat. Insbesondere ist dazu aber, wie mir heute ein Maler ganz richtig auseinandersetzte, nötig, daß man, wie es hier bei jedem anständigen Römer aus den höheren Ständen Sitte ist, außer seiner Frau oder Braut wenigstens noch zehn verschiedene Liebschaften unterhält, mit denen man dann während des Karnevals in der verschiedensten Weise anknüpft und weitere Verhältnisse ausspinnt. Des Pudels Kern läuft dann wesentlich auf ein kompliziertes Intrigenspiel hinaus. So etwas kann einen Italiener wohl in Entzücken versetzen; für uns Nordländer ist es aber, Gott sei Dank! gar nichts, und was ich speziell hierbei für Gedanken gehabt habe, könnt Ihr Euch denken. Da ich natürlich keinen Menschen von all den Corsoherumläufern und Prinzessinnen kenne, und noch weniger Lust habe, Bekanntschaft anzuknüpfen, so beschränkte ich mich rein auf objektives Beobachten des höheren Blödsinns, wobei mir aber bald so nüchtern und hohl zumut wurde, daß ich, nachdem ich zwei Nachmittage pflichtmäßig ausgehalten, die andern mit vielem Vergnügen drangab und an das Herz meiner lieben Natur, auf die Berge, flüchtete . . .

5.

Rom, 15. 3. 1859.

Hab den herzlichsten Dank, mein liebstes Schatzchen, und laß Dir einen innigen Kuß geben für Deinen lieben, herzigen Brief, durch den Du mich heute erfreut hast. Ich hatte mich recht nach ihm gebangt und bin nun doppelt froh, zu hören, daß Du munter und guten Mutes bist. Laß Dir Deinen frischen, frohen, freien Sinn nicht nehmen und schau immer recht mutig und hoffnungsvoll in die glückliche Zukunft, die wir beide ja alle Ursache haben, uns als eine recht selige auszumalen . . .

Ich fühle mich hier wie neugeboren und habe in den drei hier in interessantesten Anschauungen verlebten Wochen mir Ideen, Mut, Kraft und Hoffnung für die ganze Reise wie für die ganze weitere Zukunft geschöpft. Könnte ich Dich nur einmal ein paar Tage hier haben, mein bester Schatz, um so nach Herzenslust mich mit Dir auszuplaudern. Du würdest Dich gewiß darüber freuen, daß Dein Erni so frisch und guten Muts ist und statt kleinmütiger Verzagtheit voll Tatenlust und Hoffnung in die glückliche Zukunft schaut. Wer sollte aber auch in diesem Kunstparadies sich nicht um viele Prozent besser, glücklicher, menschlicher fühlen, als in der nüchternen Prosa der gewöhnlichen Welt!? Könnte ich Dir nur ein getreues Bild von dem ungewöhnlichen Eindruck wiedergeben, den hier die großartigsten Ruinen einer mächtigsten historischen Vergangenheit, die wunderschönsten Produkte bildender Marmorkunst wie des farbigen Pinsels und die liebe Natur mit allen Reizen ihrer südlichen Sonne im Verein hervorbringen. Noch weiß ich nicht, welchem von diesen herrlichen Elementen ich den Vorzug geben soll, da jedes in der Zeit, wo ich es genieße, mich so fesselt, daß ich es allen andern vor-

ziehe. Am einzigsten in seiner Art, wie man es eben sonst nirgendwo findet, sind jedenfalls die Ruinen aus der Kaiserzeit, deren Zentrum auf dem Palatinischen und Kapitolinischen Hügel sich befindet, wo das Kapitol, die drei großen Triumphbogen (des Titus, Konstantin, Septimius), die Säulen, Bogen und Ruinen vieler großartiger Tempel, wie der gigantischen Kaiserpaläste, vor allem aber das Kolosseum, die herrlichste, größte Theaterruine der Welt, auf engem Raum beisammen sind.

Gestern abend, wo wir von einem Maler Meyer zu einem sehr vergnügten Künstlersouper geladen waren, und sehr vergnügt um 11 Uhr bei Halbmondschein nach Haus gingen, fiel es mir ein, diese wundervolle Ruinenstadt auch einmal bei Mondschein zu sehen. Mit einiger Schwierigkeit überredete ich unsere Damen, mir zu folgen; sie konnten mir aber nachher nicht dankbar genug sein. Es war in der That das zauberriichste Mondscheinbild, was man sich denken kann: diese gigantischen Trümmer in der bleichen, ungewissen Beleuchtung mit den scharfen, langen Schlagschatten, im Kolosseum die mächtigen, runden Bogenfenster, die sich scharf gegen den dunkeln Nachthimmel abhoben, vom Kapitol der Blick über die Kuppeln der Kirchenstadt; dazu die geheimnisvolle Totenstille der Riesenstadt, nur durch das flüsternde Plätschern der zahlreichen Brunnen und den unheimlichen Schrei der vielen, in den Ruinen wohnenden Eulen und Räuze unterbrochen. Es fesselte uns so mächtig, daß wir erst um 1 Uhr nach Hause kamen. Ich hätte wirklich schwärmen und dichten können, wenn mir nicht eben das Beste dazu gefehlt hätte, meine bessere Hälfte, der ich die schönsten Grüße durch den lieben, lieben Mond zuschickte . . .

Nächst den Ruinen, oder noch mehr als diese, interessieren und beschäftigen mich die antiken Marmorskulpturen, welche man nirgends sonstwo in solcher Anzahl und Vollendung beisammenfindet. Der Hauptstapelplatz für diese wunderherrlichen Schätze, an denen ich meine Augen gar nicht satt sehen kann, ist der Vatikan, nächstdem das Kapitol, aber auch in einzelnen Palästen, Villen usw. finden sich sehr schöne Statuen und Büsten, so namentlich in den schönen Villen Albani, Borghese, Doria Pamphili, sämtlich außerhalb der Stadt, mit reizenden, großartigen Gartenanlagen und wundervollen Aussichten, namentlich die letztere, dabei äußerst reizend für Sommerwohnung eingerichtet.

Während mich diese antiken weißen Marmorgötter und Helden, Amazonen und Nymphen, Kaiser und Konsuln, Apollo und Venus in ihren verschiedensten Formen immer in einen Himmel von Kunstgenuß versetzen, so läßt mich dagegen die mittelalterliche Malerei sehr kalt, größtenteils wohl schon wegen ihres Stoffes. Die Heiligengeschichten widern mich nun einmal an, und die Madonnen werden mir in ihren ewigen Wiederholungen auch recht herzlich langweilig. Viel mehr als diese berühmten klassischen Malereien des Mittelalters mit ihrem christlich-katholischen Sagenkreis und Popanz interessieren mich die schönen Werke der

modernen Landschafts- und Genremalerei, welche man in den Ateliers der zahlreichen, hier lebenden Künstler aufgespeichert findet. Man kann diese Leute ganz ungeniert besuchen, und sie finden sich durch den Besuch der „Forestieri“, die ihren Ruhm verbreiten, noch hoch geehrt. Über die einzelnen derselben wie auch über einige Einzelheiten der andern Kunstschätze werde ich Dir in dem nächsten Briefe noch einiges mitteilen und will heut nur noch ein paar Worte über den herrlichen Anblick der Stadt im ganzen hinzufügen, den man von sehr vielen Punkten aus ausgedehnt genießt, und immer wieder in charakteristisch neuer, schöner Weise.

Die schönsten Ansichten sind im allgemeinen von den Höhen jenseits des Tiber (in Trastevere) auf dem Janiculum und Monte Mario. Da hat man zu Füßen die riesige Stadt mit ihren Kuppeln und Türmen, Palästen und Schlössern, sehr malerisch auf den 7 Hügeln verteilt und mit zahlreichen kleinen Privathäusern umgeben, die sehr winklig und eng und durcheinander gebaut sind. Von dem Tiber mit seinen 4 Brücken, der die Stadt in einer S-förmigen Krümmung durchschneidet, sieht man meist nur wenig. Zur Linken ragt die mächtige Peterskuppel heraus, weiterhin die Villa Mellini hoch auf dem äußersten Vorsprung des Monte Mario. Rings ist die Stadt bekränzt und umgeben von den ausgedehnten Gärten der zahlreichen Villen, namentlich im Norden und Nordosten, dagegen im Osten, Südosten und Süden die Ruinen sich ausdehnen, weiterhin sichtbar das Kolosseum mit den Fundamenten der Kaiserpaläste und das Kapitol. Dann die langen, langen Wasserleitungen, welche, die Ebene der Campagna quer durchschneidend, bis zum Gebirge führen, das in malerischen Formen, zum Teil jetzt noch mit Schnee bedeckt, den ganzen östlichen Horizont bekränzt. Formen und Farben, besonders die roten und violetten Tinten bei Sonnenuntergang, sind in beiden Ketten, sowohl im Latiner (Albaner) wie im Sabinergebirg (Tivoli), ganz reizend und stimmen prächtig zu der übrigen Landschaft, der sie den schönsten Abschluß geben. Die Campagna selbst ist vollkommen öde, eine wahre Wüste, in der, selbst unmittelbar um die Stadt, meilenweit kein Baum, kein Haus zu sehen ist. Auch die Flora ist jetzt da noch sehr zurück, da es zu trocken ist. Dagegen sind die feuchteren Grasplätze der Villen mit den schönsten Anemonen, Krokus und Narzissen bedeckt. Im Gebirg hoffe ich es schon grün zu finden. — . . .

6.

Rom, 19. 3. 1859.

Heut abend reisen meine freundlichen Gesellschafterinnen nach dem lieben Deutschland (in ihre Heimat Augsburg) zurück, und da kann ich denn die herrliche Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Dir außer dem herzlichsten Gruß auch ein paar schöne Frühlingsblumen als Naturgenuß aus dem alten Rom mitzuschicken. Um Dir vorläufig wenigstens

eine Idee von den herrlichen Ruinen und Palästen Roms zu geben, habe ich auch sechs kleine Ansichten mit beigelegt. Gar zu gern hätte ich Dir auch einige von den Photographien, die ich hier bekommen, und von den kleinen Aquarellen, die ich gemalt habe, mitgeschickt. Doch schien es mir zu unsicher, und ich hatte noch keine Gelegenheit, ein ordentliches Paket daraus zu formieren. Eigentlich wollte ich mit dieser Sendung auch das Tagebuch über den römischen Aufenthalt mitschicken, aber den ganzen Tag über bin ich so durch Merkwürdigkeiten aller Art in Beschlag genommen gewesen, daß ich auch dazu nicht mehr gekommen bin. Die Zeit ist hier überhaupt im Umsehen verschwunden. Kaum kann ich es glauben, daß ich heut schon 4 Wochen hier bin, und doch ist es traurige Wahrheit. Jetzt habe ich eigentlich erst eine vollständige Übersicht über alle Schätze der unendlich reichen Stadt gewonnen, und jetzt erst möchte ich eigentlich anfangen, zu genießen. Indes spare ich mir diese Wonnen für später auf, wo ich meine bessere Hälfte hier herumführen werde. Ach Liebchen, wie hüpfst mir das Herz vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich Dich später einmal hier herumführen werde. Denn das muß sicher geschehen! Und ich kann jetzt schon einen ganz guten Cicerone Roms abgeben; das kannst Du mir glauben. Schwerlich glaube ich, daß jemand Rom in 4 Wochen gründlicher kennenlernen kann, als ich getan habe (ausgenommen den Fall, daß er für die sehr weiten Wege, die ich immer zu Fuß gemacht [gesprungen] habe, einen Wagen nähme, wie das hier fast alle Leute tun). Gerade durch das eigene, selbsttätige Herumstöbern und Aufsuchen lernt man die Sachen weit gründlicher und besser kennen als durch das freilich viel bequemere Sichführenlassen, wie es die meisten andern Reisenden tun. Wie kenne ich jetzt jeden Winkel, jede Ruine, jeden Rest der alten klassischen Römerzeit. Jetzt möchte ich eben anfangen, alles abzuzeichnen und mir so für immer im Gedächtnis zu befestigen. Ich fürchte, daß ich zu viel des Schönen, Großen, Klassischen in einer so kurzen Zeitspanne zusammen gesehen habe, als daß es sich nicht im einzelnen schon in kurzer Zeit verwischen und zu einem mehr allgemeinen Gesamtbild zusammenschmelzen sollte. Dies wird aber mir ewig unvergeßlich in den herrlichsten Farben in der Seele eingeprägt bleiben.

Ich kann aber auch dem Schicksal nicht dankbar genug sein für die Kombination von günstigen Umständen, die mir den hiesigen Aufenthalt so außerordentlich angenehm gemacht haben. Das beständige, herrliche, sonnenwarme Frühlingswetter, das erst seit 2 Tagen durch Regen unterbrochen ist, die sehr anregende, muntere, natürliche Gesellschaft des Dr. Diruf und seiner drei Damen, meine hübsche, gemütliche Wohnung, der interessante Verkehr mit den vielen verschiedenen Künstlern, das eigentümliche römische Volksleben, das ich durch den Karneval in seinem größtmöglichen Glanze habe kennen lernen, und dann die gegen den traurigen Anfang, die ersten 3 Wochen der Reise, sehr abstechende Munterkeit, der offene, lebhafte und empfängliche Sinn, mit dem ich das

alles habe genießen können. Habe ich natürlich auch Dich, liebster Schatz, sehr viel, ja beständig bei all dem Herrlichen und Schönen, das ich gesehen, vermißt und hat mir die bange Sehnsucht nach der Liebsten auch einen starken Schatten auf alle die hellen Sonnenlichter edelsten Kunst- und Naturgenusses geworfen, so hat doch andererseits auch der Gedanke an Dich mir all das Schöne doppelt schön, Natur und Kunst doppelt herrlich erscheinen lassen. Ach Liebchen, wie habe ich Dich immer herbeigesehnt, und welche Vorfreude habe ich jetzt in dem Gedanken, nicht nur Dir dann zu Haus recht viel erzählen und zeigen zu können, sondern Dich selbst künftig in diesen reichen, klassischen Orten herumzuführen, die ich nun selbst so gut kenne. Nur dieser Gedanke des Wiedersehens erleichtert mir etwas den Schmerz des Abschieds von der wunderbaren Stadt, in der ich für meinen ganzen inneren Menschen einen so enormen Zuwachs von Kenntnissen, Anschauungen, Ideen und Bestrebungen der schönsten und besten Art gewonnen habe, wie ich mir nicht entfernt hatte träumen lassen. Übermorgen soll es also wirklich leider fort von hier gehen. Ich denke, wenn sich das (seit 2 Tagen schlechte) Wetter wieder bessert, 8—10 Tage im Gebirge zuzubringen, das mir überaus reizend geschildert wird. Bisher habe ich von den weiteren Umgebungen nur das reizende Tivoli gesehen, wo wir einen ganzen Tag zubrachten.

In den letzten Tagen hatten wir wieder überaus herrliche Kunst- und Naturgenüsse. Gestern bin ich den ganzen Tag von früh 9 Uhr bis nachmittags 5 Uhr in der wundervollen Antikensammlung des Kapitols gewesen und habe allein 1 Stunde in der Betrachtung der Kapitolinischen Venus zugebracht, eines der herrlichsten Kunstwerke, die ich je gesehen...

Ein kostbarer Tag war auch der vorige Sonntag (13.), wo ich von früh bis abends in der schönsten römischen Villa Doria Pamfili war, wo wir eine köstliche Piniengruppe malten. Die Versuchung zum Malen ist hier überhaupt überall unendlich groß. Jahrelang möchte ich hier (natürlich mit Dir!) bleiben und nur Aquarelle der köstlichen Landschaft, der Stadt und der klassischen Statuen entwerfen. Wenn nicht andererseits die Sehnsucht nach dem Meere und der ernstern Arbeit wäre, möchte ich gar gern noch den zweiten Monat hier bleiben, wo ich dann das berühmte Osterfest mit seinen großen Feierlichkeiten sehen würde, an welchem Schwindel mir allerdings sehr wenig liegt. So aber werde ich wohl in 14 Tagen in Neapel anfangen, die Meereschätze zu ergründen. Soeben habe ich mit Girls den letzten Ausflug in die Campagna gemacht, nach der 1 Stunde entfernten Pons Nomentana und auf den Mons sacer (der heilige Berg), berühmt durch die Anrede des Menenius Agrippa (über die Bedeutung des Magens, gegen den sich die andern Glieder des Leibes empörten), als die Plebejer aus Rom auswandern wollten. Es war ein wundervoller Genuß, das Albanergebirge mit seinen schönsten, sanften Linien in den schönsten Farben zu sehen. Das Sabinergebirge war in schwere Regenwolken gehüllt. Die öde, weite, grüne Campagna

mit ihren Wasserleitungen und Ruinen war von den schönsten Schlaglichtern beleuchtet . . .

Nochmals tausend Grüße und Küsse, mein herziger Schatz, von Deinem treuen Erni . . .

7.

Monte Cavo, 24. 3. 1859.

Einen schönen, guten Morgen, mein lieber Schatz!

Hoffentlich lacht Dir heute die Sonne recht fröhlich in Dein liebes Gesicht, während es hier um mich nach Möglichkeit stürmt, hagelt und regnet. Schwerlich werde ich Dir wohl je wieder aus einer so pikanten, wenn auch nicht gerade angenehmen Lage guten Morgen wünschen. Ich befinde mich nämlich in dem Passionistenkloster auf der Spitze des Monte Cavo, des höchsten Berges im Sabinergebirge (3000 Fuß ü. M.). Soeben hat der Prior und der Pater Guardian vergebliche Befehrungsversuche mit mir angestellt, nachdem ich ihm sehr freimütig einiges von meinen Grundsätzen ausgekramt und die Lichtseiten der evangelischen Religion neben den Schattenseiten der katholischen möglichst herausgehoben hatte. Wären die Leute nicht so demütig und wirklich von Herzen gutmütig, so hätten sie über den frassen Kezer wirklich wild werden können, der erst ihre Wohltaten genossen und nun nicht einmal ihren teuren Glauben anerkennen will. Im stillen gaben sie mich, nachdem die verschiedenen Expositionen über die Jungfrau Maria und die Heiligen fruchtlos an mir vorübergezogen, verloren und dachten nur an die lange Fegefeuerstation, die ich würde durchmachen müssen. (Als ob ich die nicht schon jetzt, in der Trennung von Dir, durchmachte!) Namentlich konnte sich der gute Guardian gar nicht zufrieden geben, daß ein „così bel giovinetto!“ dem allein seligmachenden Glauben verlorengelien sollte und wandte seine ganze Überredungskunst an, um mich, wenn auch nicht zum „frate“ (Mönch), so wenigstens zum catholico zu machen, obgleich er mir versicherte, daß ich zum frate ganz besonders geeignet wäre (vermutlich, weil ich die elende Existenz hier wirklich mit mönchischer Geduld ertragen hatte!) Was jedoch das Mönchwerden betrifft, so hat's damit noch gute Weile, und die Proben, die ich gestern und heute davon erlebt, haben mich grade nicht lüstern danach gemacht . . .

Ich fuhr gestern mit dem ersten Frühzug mit der Eisenbahn von Rom nach Frascati. Es ist dies die einzige kurze Eisenbahnstrecke, welche von Rom aus fertig ist und ebenso schlecht und in jeder Beziehung embryonal wie etwa das römische Unterrichtswesen. (Die Eisenbahn nach Civita vecchia, eines der dringendsten Bedürfnisse, die schon seit mehreren Jahren jeden Monat eröffnet werden soll, wird wohl den langersehnten Moment noch sehr lange hinhalten.) In Frascati, an der Nordweststrecke des Albanergebirges gelegen, traf ich drei Russen (zwei Historienmaler und

einen Arzt). Mit letzterem unterhielt ich mich auch deutsch, mit ersteren italienisch. Der Dr. Krause aus Kiew war ein recht netter Mann, der mir viel von dem glänzenden Leben der Ärzte in Rußland erzählte. Die drei Russen wollten ebenfalls den Monte Cavo besteigen, aber mit Hilfe von Mauleseln. Ich schloß mich ihnen an, natürlich zu Fuß, und war, trotzdem die Eselchen einen recht guten Schritt gingen, doch meist voraus, worüber der Eseltreiber sich nicht wenig ärgerte und seinen Ärger durch die Worte Luft machte: „Questo puo far soltanto un Tedesco!“ („Das kann auch nur ein Deutscher!“) Rascher als ein Esel zu Fuß zu gehen, war offenbar in seinen Augen eine große Gemeinheit. Der Weg führte durch sehr angenehme Landschaft, abwechselnd mit schönen Villen, Gärten, Feldern, kleinen Wäldern bedeckt. Die letzteren, welche es im Sommer reizend machen müssen, waren leider jetzt noch ganz kahl. Dagegen erfreute mich meine geliebte Flora durch den Anblick einiger ihrer reizendsten Frühlingskinder, welche in schönster Fülle den Waldboden mit ihren Blüten schmückten: eine prächtige, himmelblaue Anemone (ich glaube: *apennina*), ein dunkelblauer Krokus, eine hellblaue Scilla (vielleicht unsere *Scilla bifolia*, obwohl etwas größer), ferner ein paar violette Pulmonarien (davon das eine mit weißbezungerten Blättern: *saccharata*?). Weiter oben am Berge und nahe dem Gipfel des Monte Cavo fand ich eine gelbgrün blühende Daphne (*Laureola*?) und unser reizendes Schneeglöckchen, welches ich bisher noch niemals wild gefunden hatte.

Nach zweistündigem Marsche waren wir in Rocca di Papa, der alten *Arx Albana*, angelangt, einem äußerst malerisch an dem schroffen Abhang eines mächtigen Felsblockes angeklebten Gebirgsstädtchen. Unmittelbar darüber breitet sich, in weitem Halbkreis von Bergen umfränzt, eine flache Hochebene aus, das sogenannte *Campo d'Hannibale*, von wo aus Hannibal den Plan zur Einnahme Roms entworfen und seine Truppen geordnet haben soll. Von hier hatten wir bis zum Gipfel des Monte Cavo eine halbe Stunde durch Wald zu steigen. Leider hatte sich der am Morgen ganz klare Himmel in der letzten halben Stunde mit schweren Wolkenmassen bedeckt und schon fingen einzelne große Tropfen an herabzufallen. Wir eilten daher möglichst, unser Asyl zu erreichen und hatten kaum darin Posto gefaßt, als ein Unwetter losbrach, von dessen Intensität man sich bei uns keinen Begriff macht. Regen fiel nur wenig, aber desto mehr Hagel, den ich nie in solchen Massen beisammen gesehen. In weniger als zwei Stunden war der Fußboden mit einer dreiviertel Fuß dicken Schicht von durchschnittlich kirschkerngroßen Hagelkörnern bedeckt, welche nachher im Laufe des Tages zu einer zusammenhängenden homogenen Eisdecke zusammenschmolzen, die etwa 4 Fuß dick war und so fest, daß die Hunde, ohne einen Eindruck zu machen, darüber hinwegliefen.

Unser Empfang in dem Kloster, das wir gerade vor Loresschluß erreichten, war von seiten der Mönche sehr freundlich, weniger von seiten des Zimmers, das uns wie eine kalte Grabesgruft vorkam, und von seiten



in einer kleinen Büßerzelle im oberen Stock zubereitet war und welches, abgesehen von den reichen Insektenchwärmen, die hier nirgends zu vermeiden sind und an die man sich ganz gewöhnt, leidlich war. Der Mönch hatte mich schon im voraus darauf aufmerksam gemacht, daß ich zweimal in der Nacht durch ihre geistlichen Andachtsübungen geweckt werden würde. Um 12 Uhr erhob sich denn auch ein Lärm, der hinreichend gewesen wäre, selbst die Toten am Tage des Jüngsten Gerichts zu erwecken. Durch die langen Korridore, treppauf, treppab, schritt ein Mönch mit einem kolossalen Lärminstrument, einer Riesenkastagnette, deren schrillendes Gerassel auch die faulsten Brüder aus dem Bett holen mußte. Dann wurde über eine Viertelstunde mit der Glocke geläutet und hierauf über eine halbe Stunde Chorbußlieder gesungen, so daß ich erst nach 1 Uhr wieder ans Einschlafen denken konnte. Um 4 Uhr wiederholte sich dasselbe Manöver, worauf ich denn bald aufstand und mich zum Abziehen aus dem Bußorte fertig machte. Doch fand ich bei Tagesanbruch Berg und Thal in so dichten Nebel gehüllt, daß ich vorläufig noch abwarten mußte. Um 8 Uhr, nachdem ich eben ein Zwergtäßchen schwarzen Kaffee geschlürft, das einzige Gute, was ich außer den paar Eiern in dem Kloster bekommen, erschien mein Vater Antonio, um mich zur Messe abzuholen, wobei denn meine entsetzliche Kezerei zutage kam, die dem armen Bruder solchen Schrecken einjagte und ihn zu den vergeblichen Befehrungsversuchen veranlaßte, von denen ich eingangs dieses Briefes berichtete, und von denen ich mich jetzt durch Brieffschreiben erhole. Doch da hört soeben der Regen auf, die Nebel zerteilen sich etwas, und ich will den freien Moment benutzen, um aufzubrechen und nach Frascati zurückzukommen zu suchen . . .

8.

Rom, 24. 3. 1859.

Soeben bin ich abends 8 Uhr glücklich wieder in meiner freundlichen römischen Behausung eingetroffen, wo ich durch die Ankunft Deines am 17. abgeschickten Briefes, mein lieber Schatz, durch den Du mich sehr erfreutest, überrascht wurde. Ich will nun gleich noch den Schluß meiner verunglückten Gebirgstour hier hinzufügen. Um 11 Uhr ungefähr verließ ich das Passionistenkloster auf dem Monte Cavo, in dem ich einen in mancher Hinsicht so interessanten Tag verlebt hatte. Wenn ich auch keineswegs überzeugt bin, daß die Mönche dort immer so schlecht leben, wie sie mir es zu kosten gaben (sie lassen sich's gewiß unter sich recht bene sein!), so war es doch schon merkwürdig genug, zu sehen, wie sie eigentlich nach ihren strengen Ordensregeln leben müssen, und mir speziell war dies doppelt interessant, da ich noch nie so mit dem Klosterleben speziell bekannt geworden war. Natürlich ist mein Abscheu davor nur dadurch gesteigert worden, denn der fromme Dünkel und das heilige Selbstgefühl, mit dem diese pietistischen Betbrüder sich etwas Besseres als die andern

Leute dünken und einen besonderen Stein beim lieben Gott im Brett zu haben glauben, sind mir ebenso abschreckend, als ich das faule Nichtstun, wobei sie nur singen und beten und dann die Hände in den Schoß legen, viel weniger achten kann als die tüchtige Arbeit eines anderen gesunden Menschenkinde. Auch liegt in der ganzen Lebensweise zuviel Unnatürliches, als daß man davon erbaut sein könnte; und die Widersprüche zwischen ihrem Reden und Tun sind auch nicht gering. So wollte sich beim Abschied der Pater Guardian nicht dazu verstehen, eine Rechnung zu machen, strich aber das Geld, was ich per carita als elemosine, als Almosen für die Kirche (per la chiesa!) dortließ, mit dem größten Vergnügen ein.

Meinen Rückweg vom Kloster schlug ich direkt nach Frascati ein, wobei ich mich etwas im Walde verirrte. Doch war mir das ganz lieb, da ich in einem kleinen Waldtale dabei sehr malerische, mit Efeu überwucherte Reste einer römischen Wasserleitung fand und auch noch durch mehrere hübsche Blumen erfreut wurde, ein Symphytum (tuberosum?), Ulex, eine Boraginee usw. Um 2 Uhr langte ich auf einem etwas anderen Wege wieder in Frascati an. Ich benutzte die noch übrige Zeit, um eine kleine Exkursion nach den Ruinen von Tusculum und insbesondere nach Ciceros Tuskulanischer Villa zu machen, die auf dem nächsten über Frascati sich erhebenden Berge liegen. Die Ruinen selbst sind sehr unbedeutend, Reste von Mauern und Toren und einem kleinen Amphitheater; dagegen ist die Aussicht auf die Gebirge, die Campagna, Rom selbst und das weite Meer sehr schön. Etwas andere, gleichfalls sehr hübsche Aussichten hatte ich auch noch von den Höhepunkten der beiden Villen, Aldobrandini (dem Fürsten Borghese) und Rufinella (dem König von Sardinien gehörig), über welche ich wieder nach Frascati herabstieg. Von ersterer, die in ihren schönen großen Wald- und Parkanlagen viele hübsche Wasserkünste enthält, Springbrunnen, Kaskatellen usw., sieht man besonders auf die Campagna, Rom und das Meer; von letzterer vorzüglich schön nach Norden in die wilden Schluchten des Sabinergebirges hinein. Die Sonne war eben aus den Wolken, die sich auf die höchsten Gipfel zurückgezogen hatten, hervorgetreten und warf prächtige Streiflichter in die düstere Gebirgslandschaft und auf die schimmernde, weite Campagna mit ihrem Ruinenschmuck, namentlich den langen Wasserleitungen, die ihr ein so eigentümliches Aussehen geben. Um 5 Uhr fuhr ich von Frascati nach Rom zurück, wo ich mich durch eine gute Maffaronischüssel (mein tägliches Brot) für die Entbehrungen des Klosterlebens entschädigte. Doch nun gute Nacht, ihr Lieben, ich bin herzlich müde.

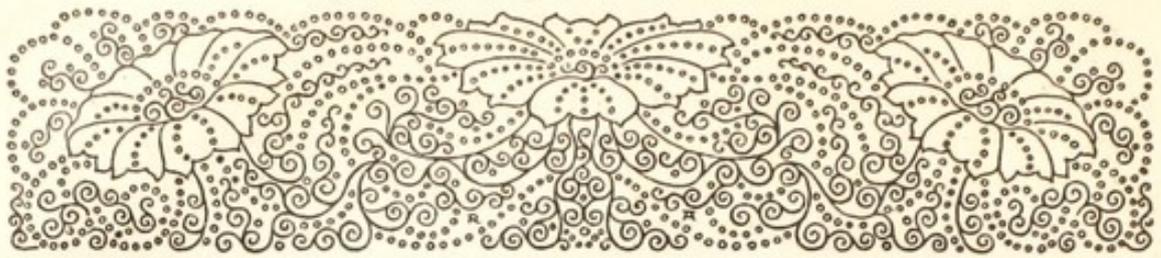
9.

Rom, 26. 3. Nachmittag.

Vor meinem Abschied von der herrlichen alten Stadt muß ich Euch doch noch einen herzlichen Gruß daraus senden, Ihr fernen Lieben! Es wird mir jetzt ordentlich schwer, schon wieder von ihr zu scheiden...

Gestern früh war ich zum letztenmal auf dem Monte Pincio, dem höchsten Punkt des Stadtteils, in dem auch meine Wohnung ist, und sah noch einmal auf alle die Herrlichkeiten herab, die im schönsten Sonnenschein zu den Füßen sich ausbreiteten und mir die vier Wochen des hiesigen Aufenthalts so äußerst angenehm und genußreich gemacht haben. Rom prangte dazu gestern im vollsten Festtagschmuck; es war das Annunziatafest (Marias Verkündigung), welches eine Menge Landleute in sehr malerischen Trachten in die Stadt gezogen hatte. Auch die päpstliche Funktion, bei der sich die ganze Pracht des höchsten Klerus entfaltete, war sehr malerisch anzusehen. Ich kam zufällig um 1/210 Uhr auf den Minervaplatz, als alle die Kardinäle und Bischöfe in ihren goldverzierten Karossen angefahren kamen und in ihren äußerst prachtvollen, buntfarbigen, reich mit Gold und Edelsteinen überladenen Talaren ausstiegen und in die Kirche traten. Um 10 Uhr kam mit seiner goldenen Tiara der Papst selbst, vor dem seine Leibgarde herritt, ein sehr schmuckes Korps in halb mittelalterlicher Rittertracht, aus den Söhnen der vornehmsten Principes und Nobilis gebildet. Wenn man diese höchst raffinierte, weltliche Pracht sieht, die auf größtmöglichsten Effekt und äußerlichen Eindruck berechnet ist, muß man sich wirklich die Augen reiben, um sich zu besinnen, daß dieser prunkhafte, weltliche Herr das rein geistliche Element der Menschheit repräsentieren soll und sich Nachfolger und Statthalter Christi nennt, von dem er wohl die Worte auf der Zunge führt, aber nicht das geringste in seinem ganzen Wesen zeigt. Diese hierarchische Pracht soll den Mittelpunkt einer Religion bilden, deren Wesen in der größtmöglichsten Einfachheit, Demut, Selbsterniedrigung besteht. Man muß wirklich stark verblendet sein, um in Rom noch an den Papst als Statthalter Christi glauben zu können. So hatte ich noch am vorletzten Tage die beste Gelegenheit, das ganze Truggewebe dieses Götzendienstes zu durchschauen. Die kirchlichen Zeremonien in der Kirche selbst waren langweilig wie immer, und nur der berühmte Chorgesang, der in der That sehr voll und schön ist, hatte für mich Interesse. Nun, dieser Popanz wird wohl auch am längsten gedauert haben. Die Naturwissenschaften werden schon dafür Sorge tragen, daß er nicht allzu lange mehr figurirt . . .





Den herzlichsten Heimatsgruß Euch Lieben allen aus dem schönen Neapel, in dem ich heut morgen glücklich angekommen bin und in das ich Euch heut abend gar zu gern auf ein Stündchen herzaubern möchte. Die glühende Lava des Vesuvs schimmert so prächtig aus den gestreckten Flanken des Feuerbergs herüber, daß man meint, man müßte dadurch, wie durch Fenster, in das roterleuchtete Innere desselben schauen können. Leider habe ich heute nur provisorisch eine Stube beziehen können, aus deren einzigem, kleinem Fenster ich grade die obere Hälfte des Vesuvs mit den rot glühenden Feuerflecken über die Dächer herüberschauen sehe. Es ist dasselbe Zimmer, wo Dr. Diruf früher viele Jahre gewohnt hat. Meine bleibende Wohnung, welche durchaus am Strand, an der Santa Lucia, sein muß und von welcher aus ich die herrlichste Aussicht auf das Meer und das ganze Sorrentinergebirge samt dem vollen Vesuv haben werde, kann ich leider erst in der nächsten Woche, vielleicht sogar noch später beziehen, da grade jetzt der größte Fremdenverkehr ist, besonders durch die Engländermassen, welche nach dem Karneval hierher gekommen sind und zu Ostern wieder nach Rom zurückkehren. Auf der ganzen Santa Lucia haben sie jetzt sämtliche Quartiere mit Beschlag belegt. Es ist mir dieses besonders deshalb unangenehm, weil ich nicht eher, als ich am Strand wohne, zu arbeiten anfangen kann, wonach ich jetzt große Sehnsucht habe. Indes werde ich diese Zeit, wo ich in der Stadt wohnen muß, möglichst benutzen, um mich mit der herrlichen Umgegend bekannt zu machen. Hätte ich dies aber vorher gewußt, so wäre ich sicher lieber noch die nächste Woche in dem herrlichen Rom geblieben, von dem mir der Abschied sehr schwer geworden ist. Noch bis zum letzten Tage schwankte ich, ob ich gehen oder bleiben sollte, und nur der Wunsch nach Arbeit und die Furcht, dort gar zu sehr in die herrliche Kunstbummerei mich zu versenken, so daß ich nach neuen vier Wochen nur um so unlieber fortgegangen wäre, bestimmten mich zur Abreise . . .

Der ganze letzte Tag in Rom (26. 3.) wurde mir leider durch die ekelhaftesten Paßplackereien verbittert. Nur am frühesten Morgen brachte ich noch drei glückliche Stunden in der wundervollen, antiken Ruinenstadt auf dem Forum, Kolosseum, Kapitol usw. zu, von denen ich mich nur schwer trennen konnte. Um 6 Uhr abends fuhr ich mit dem Betturin

ab und war am Morgen um 7 Uhr in Civita vecchia, wo ich mich alsbald auf den stattlichen französischen Postdampfer „Vatikan“ begab, welcher um 2 Uhr nachmittags abfuhr und uns beim schönsten Wetter in der Nacht hierher brachte. Schon um 4 Uhr früh bemerkte ich aus dem Fensterloch meiner Kabine das Glühen der Lava an dem wunderbaren Vesuv. Ich stand sogleich auf und genoß noch den vollen Anblick der Einfahrt in den herrlichen Hafen. Die Ankunft selbst wurde mir durch die widerwärtigsten Plackereien mit Facchinis, Bootführern, Douanebeamten usw., die hier niederträchtiger als irgendwo in Italien sind, sehr verbittert. Hätte ich mir nicht schon eine gute Portion Gleichmut und energischer Festigkeit angewöhnt, so hätte ich, wie meine Reisegefährten, die ganze Reise verwünschen müssen. Doch wurde ich bald wieder durch den Anblick der wundervollen Natur versöhnt. Mein erster Gang war an die S. Lucia, wo ich mit Bonne meine Hände in die „göttliche, heilige Salzflut“ tauchte und mit Entzücken die Masse herrlicher Algen, kleiner Polypen und Seesterne betrachtete, mit denen alle Felsen und Steine dicht bedeckt sind. Dann ging ich zu den deutschen Landsleuten Dr. Vinz und Apotheker Berncastel, welche mich sehr freundlich aufnahmen. An letzteren adressiert nur noch die Briefe, bis ich eine definitive Wohnung habe: Herrn Dr. E. Häckel aus B. p. Udr. Signore Ernesto Berncastel, Farmacia Prussiana, Largo S. Francesco di Paolo 7. Napoli. — Via Marseille . . .

11.

Neapel, 1. 4. 1859.

Endlich bin ich denn heute nach vieler Mühe in den Besitz einer definitiven Wohnung an der S. Lucia gelangt und es soll mein erstes darin sein, Euch Lieben allen einen herzlichen Gruß daher zu senden. Diese kurze Straße, welche von allen in Neapel fast die schönste Lage hat, ist für meine Zwecke ganz besonders durch ihre Lage unmittelbar am Fischmarkt (am Strand) geeignet und wird mich daher wohl während meines ganzen Aufenthalts in Neapel beherbergen. Wahrscheinlich werde ich das Zimmer bald mit einem besseren und billigeren vertauschen; vorläufig mußte ich schon zufrieden sein, nur dieses zu bekommen, da jetzt noch ein Fremdenkonflur hier herrscht, wie er nur selten dagewesen ist. Aus diesem Grunde ist das Leben auch hier jetzt doppelt so teuer und die Menschen doppelt so unverschämt, wie später im Sommer, wo ich das jetzt Zuviel ausgegebene wieder einzusparen hoffe. Jetzt bin ich schon herzlich froh darüber, daß ich nun wenigstens bald werde anfangen können zu arbeiten; morgen werde ich die hiesigen Naturforscher besuchen und diese werden mir hoffentlich Fischer anweisen, die mir Material bringen können.

Das Interimistikum der letzten fünf Tage war nichts weniger als angenehm, und ich sehe der frischen Arbeit mit wahrer Sehnsucht und neuer Lust entgegen. Zum ordentlichen Umherstreifen in der wunder-

vollen Umgebung Neapels wird es jetzt wohl wenig kommen; auch ist es fast noch zu früh dazu, namentlich im Gebirg. Ich ver spare mir diese Freuden lieber auf die heißesten Monate, wo ich doch nicht viel werde arbeiten können.

Wie Ihr aus meinem letzten Brief, am Tage meiner Ankunft (28. 3.) in Neapel geschrieben, jetzt bereits wissen werdet, war unsere Überfahrt von Rom (Civita vecchia) her sehr angenehm, um so unangenehmer der Empfang, der uns hier durch die Paß- und Zollbeamten, Facchini und Bootsführer bereitet wurde; eine Menschenklasse, die wohl kaum irgendwo verdorbener und impertinenter sein kann als hier. Alle Proben italienischer Frechheit und Infamie, die ich bisher, namentlich in Genua und Livorno, genossen, sind gegen diese hier in Neapel ein Kinderspiel. Die Impertinenz und hinterlistige Verschlagenheit dieser Leute bietet uns täglich eine Masse Proben, die nach unseren Ansichten und Begriffen ganz unglaublich sind. Überhaupt hat alles, was ich bisher von den Neapolitanern gesehen, mir dieselben in möglichst schlechtem Lichte gezeigt, und man muß die andern Italiener, im Vergleich mit diesen, noch als sehr gebildete, feine Leute rühmen. Von diesem Grad der Unwissenheit, Rohheit, Trägheit und Sittenverderbnis kann man sich nach unserem Maßstab nur schwer einen Begriff machen, und es läßt sich dies nur einigermaßen dadurch erklären, daß Neapel fast ganz allein von den Fremden lebt und daher alle Kunst und ihr ganzes Streben nur darauf hinausläuft, diese „forestieri“ möglichst systematisch auszuplündern, was ihnen mittelst ihrer Schlaueit und Frechheit auch vortrefflich gelingt . . .

Der herrliche Morgen des 30. 3. lockte mich unwiderstehlich ins Freie, und ich ging am Strand in südwestlicher Richtung zu dem Höhenzug des Posilipo hin, welcher den Golf von Neapel nach Westen zu einschließt, dann über diesen hinweg auf der wundervollen Strada nuova di Posilipo, reich an den allerherrlichsten Aussichten, welche den schönsten Stoff zu Landschaftsbildern zu Hunderten darbieten. Die Straße zieht sich, allmählich am steilen Fels ansteigend, immer längs des Meeres hin, das in wunderherrlicher tiefblauer Rundung zu den Füßen sich ausbreitet, gegenüber von der schönen, sanftgeschwungenen Bergkontur des Vesuvs überragt, nach dem weiter südöstlich die zackigen Bergketten Sorrents (Monte Angelo) folgen, dann aus dem Meer auftauchend das äußerst malerische Capri, eine mächtige Felsmasse von den schönsten Formen. Diesem köstlichen Hintergrund gegenüber bieten die zahllosen kleinen Buchten am Fuß des Posilip mit ihren niedlichen Villen, alten Ruinen und der prachtvollen Vegetation auf den steil ins Meer vorspringenden Felsblöcken den reichsten, mannigfaltigsten Stoff zu einem prächtigen Vordergrund. Bei jeder Wendung des Weges erschien mir das Bild neu reizend und entzückend, so daß ich mir duzendweis den Plan zu kleinen Landschaftsbildern in Gedanken skizzierte. Wie wurde ich aber überrascht, als ich auf der äußersten Spitze des Posilip, auf dem höchsten

Punkte der Straße, am sogenannten Scoglio di Virgilia, von einer ganz andern Aussicht auf einen wundervollen Golf, den von Bajae, blickte, in prächtig geschwungenen Rundungen bis zum Cap Miseno sich erstreckend, dessen zackige Konturen von den mächtigen blauen Bergen der Insel Ischia überragt wurden. Am Strande hin sah ich die roten Häuser von Bagnoli und die weißen von Puzzuoli. Einen reizenden Vordergrund gab aber die nahe Felsmasse der kleinen Insel Nisita ab und das zwischen ihr und dem Strand gelegene Inselchen Lazzaro, auf dem die Quarantäne sich befindet. Der Strand war so feinsandig und glatt und der frische Südostwind blies so prächtige, große Wellen hervor, daß mich unwillkürlich die Lust, ein Bad zu nehmen, ergriff. Gedacht, getan! Meine Kleider in einer entlegenen Grotte der Virgilsklippe zurücklassend, sprang ich mit Wonnegefühl in die blaue Flut und ließ mich von den mächtigen, schäumenden Wogen tüchtig durchpeitschen, schwamm auch eine kleine Strecke nach Nisita zu hinaus. Natürlich war das Wasser noch ziemlich frisch, doch glaube ich kaum unter 10° R, also mehr, als ich in Helgoland oft gehabt habe. In unserer Nord- und Ostsee wird es wohl im März etwas kälter sein! Nach der Ansicht der Italiener kann man nur im hohen Sommer baden (Juni bis August) und sie halten ein Bad im Frühjahr für lebensgefährlich, natürlich ohne allen Grund. Das meinige bekam mir trefflich, und ich wünschte nur, alle Tage Zeit zu haben, mir diesen Genuß zu verschaffen.

Nahe dem Ort, wo ich mein erstes Mittelmeerbad in diesem Jahre nahm, befinden sich die Ruinen der Bäder des Lucull, und die Umgegend war so reizend, daß ich sehr gern noch auch den Golf von Bajae mit Puzzuoli usw. umwandert hätte. Leider mußte ich aber um 1 Uhr beim Gesandten sein, der mich von gestern auf heute bestellt hatte. Ich trat also gleich nach dem Bad meinen Rückweg an, der mir die Reihe reizender Landschaftsbilder in noch schönerer Folge wiederholte. Die Felsen prangten zum Teil schon in der herrlichsten Vegetation und waren auf große Strecken mit roten Levkojen (*Matthiola rupestris*), gelbem Kohl (*Brassica incana*) und weißen Kreuzblumen (*Subularia*) sowie mit einer blauen Boraginee bedeckt. Ich kam um 1 Uhr noch grade zurecht, um den Gesandten, Herrn von Canis, zu sprechen, der mich infolge der Empfehlung des Ministeriums des Außern sehr wohlwollend empfing und mir allen möglichen Beistand anbot . . .

Heute ging ich zur S. Lucia, wo ich denn endlich eine Wohnung fand, ganz für mich passend, obwohl grade nicht besonders schön und auch noch ziemlich teuer (täglich 4 Carlins = 13 Silbergroschen). Ich zog sogleich ein. Das Zimmerchen ist ziemlich klein und sehr einfach. Es liegt im 2. Stock des letzten Hauses der S. Lucia, Nr. 21, an der Ecke, die nach der Chiaja herumführt, unmittelbar dem Castel dell' ovo gegenüber, welches hier vom Strand rechtwinklig in die See vorspringt. Das beste an der Wohnung ist die Lage, die unvergleichlich schön ist. Wie alle Zimmer hier hat auch

dieses nur ein einziges Fenster, das zugleich Türe ist und auf einen kleinen Balkon hinausführt, so groß, daß es die Hälfte der nach dem Meer schauenden Wand einnimmt. Der Blick, der sich mir den ganzen Tag über durch diese, natürlich immer offenstehende Fenstertüre darbietet, ist so schön, als ich nur immer wünschen kann; die volle Front nimmt über dem Golf drüben der herrliche Vesuv in seiner ganzen Länge ein, dessen glühende Lavamassen mir den ganzen Tag über das herrlichste Feuerwerk darstellen. Rechts sehe ich über das malerische Castel dell' ovo hinweg auf die zackigen Sorrentinergebirge und weiterhin das schöne Capri, links über das Arsenal und den Leuchtturm sowie über den Mastenwald des Hafens nach dem schneebedeckten, höchsten Apenninenzug. Die reinste Seeluft weht mir den ganzen Tag frisch und voll über den prächtigen, dunkelblauen Golf hinweg in das Zimmer hinein. Zu Füßen habe ich das bunte Gewimmel des Strandvolkes, das muntere Fischerleben der S. Lucia. Die Lage ist mir höchst erwünscht und angenehm. Über zwei kleine Treppen hinunter und quer über die Straße weg bin ich mit 20 Schritten am Strand, wo ich mir leicht immer frisches Seewasser, und wenn die Fischer kein ordentliches Material bringen, auch eine hinreichende Menge Algen und kleinerer Strandtiere ohne Mühe selbst verschaffen kann . . .

12.

Napoli, 3. 4. 1859.

Schon acht Tage bin ich nun hier, mein liebster Schatz, und wäre endlich so ziemlich eingerichtet, um meine Arbeiten beginnen zu können. Ich kann nicht grade sagen, daß diese acht Tage mich sehr angesprochen und für den längeren Aufenthalt ermutigt hätten. Der unzähligen Placereien und Händeleien mit den Wirtsleuten, Fischern, Kaufleuten, überhaupt mit allen Menschen, mit denen man in Berührung tritt, sind zu viele, als daß man sich hier irgend gemütlich und heimisch fühlen könnte, und es wird wohl lange dauern, ehe ich mich daran gewöhnt habe. In diesen ersten Wochen meines neapolitanischen Aufenthalts habe ich darüber, trotzdem ich schon ziemlich in die italienischen Gewohnheiten eingeweiht zu sein glaubte, so viel ärgerliche und unangenehme Erfahrungen gemacht, daß ich für die ganze fernere Zeit ein gutes Lehrgeld gegeben habe. Die Unzuverlässigkeit, Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit, der gaunerische Eigennuß übersteigt hier alle gewöhnlichen Grenzen, und für einen rechten Deutschen ist dies alles doppelt empfindlich. So kommt es, daß ich trotz der wundervollen Natur, die doch alles gutmachen sollte, mich hier noch gar nicht recht wohl fühlen kann und in den ersten Tagen stärkeres Heimweh, heftigere Sehnsucht nach meinem besten Schätzchen empfand, als fast vorher auf der ganzen Reise.

Einen großen Teil der Schuld, daß mir die schöne Natur Neapels nicht alle diese unangenehmen Empfindungen mehr verwischt hat, muß das

herrliche, unvergleichliche Rom tragen, von dem mir der Abschied ordentlich schwer wurde und dessen wundervolle Kunst- und Naturschätze einen so unauslöschlichen Eindruck in mir zurückgelassen haben, daß ich mich jetzt fast ebenfalls wie nach einer zweiten Heimat danach zurücksehne und täglich von neuem bedauere, nicht noch einen zweiten Monat verwandt zu haben, um mir diese Herrlichkeiten alle noch viel tiefer und gründlicher einzuprägen, als es in den ersten vier Wochen, auch bei möglichst fleißiger Durchmusterung, möglich war. Ich wäre dadurch alle den Unannehmlichkeiten entgangen, die die Fremdenüberfüllung jetzt hier mit sich bringt, und hätte die genußreichsten Wochen meines Lebens verdoppelt. Wirklich traf alles in möglichst glücklichem Verhältnis zusammen, um mir den Aufenthalt in Rom so angenehm als möglich zu machen; indes ist es vielleicht auch grade gut, mit diesen vier Wochen, in denen ich mir ein sehr vollständiges, abgerundetes Bild der unvergleichlichen Stadt erworben habe, abzuschließen, ohne daß irgend störende Mispunkte sich in dessen reine Harmonie gemischt haben. Täglich, ja stündlich rufe ich mir die herrlichen Stunden, in denen ich die unvergleichlichen Eindrücke in mich aufnahm, in das Gedächtnis zurück und suche sie dort fester und reiner zu fixieren. Könnte ich nur das ganze köstliche Bild, das ich von Rom und seiner Kunst im Sinn trage, wie es ist, photographieren und Euch Lieben hinschicken; ich glaube, Ihr würdet damit zufrieden sein. Fast täglich erneuere ich auch den Vorsatz, all die geordneten Eindrücke zu Papier zu bringen — und doch, jedenfalls wenn ich die Feder dazu ansetze, sinkt mir der Mut dazu, es auszuführen. Die Masse des Stoffes ist so überwältigend, daß ich nicht weiß, wo anfangen, und die Beschaffenheit desselben so edel, daß ich nicht wage, ihn irgendwo anzugreifen und mit einer Art heiliger Scheu davor zurückschrecken. So haben sich bis jetzt alle Aufzeichnungen über Rom auf das Tagebuch beschränkt, in dem ich mit dürren Worten das jeden Tag Gesehene und Erlebte eingetragen und in kurzen Worten charakterisiert habe. Wenigstens kann ich mir daraus später, falls ich jetzt nicht dazu kommen sollte, ein ziemlich vollständiges Bild von dem göttlichen Rom und der herrlichen darin verlebten Zeit wiederherstellen, wobei mich die Menge der Bilder und Ansichten, die ich mitbringe und auf die ich Euch hauptsächlich vertrusten muß, sehr unterstützen werden.

Vielleicht geht es mir mit Neapel auch noch ähnlich, daß es mir je länger, je mehr gefällt, wie es in Rom wohl den meisten geht. Anfangs fühlte ich mich auch dort nicht so heimisch und zuletzt mochte ich kaum wieder fort. Doch tritt da schon ein Unterschied ein, der die Auffassung von beiden wesentlich verschieden macht. In Rom hatte ich nur die eine Aufgabe: es möglichst genau kennenzulernen und alle Herrlichkeiten möglichst zu genießen; ganz anders hier, in Neapel, wo die Arbeitsaufgabe so in den Vordergrund tritt, daß sie mich nicht zu einem reinen Genuß kommen lassen wird. Eine dumme, penible Gewissenhaftigkeit hat mir schon in dieser ersten Woche hier keine rechte Ruhe gelassen und mir alle Zeit, die ich nicht



sowie auf die kleinen Sachen, die zwischen den Algen an den Felsen des Hafendammes und des Castel dell' ovo sitzen, und die ich mir von den Felsen selbst zusammensuche. Doch hoffe ich, soll das in der nächsten Woche besser gehen, wo ich mit dem Netz fischen werde, und wo auch wohl die jetzt noch verreisten Professoren Costa und Guiscardi mir passende Fischer zuschicken werden. Bisher hatte mir nur ein Korallenfischer ein hübsches Tier gebracht, eine sehr große (dreiviertel Fuß lange) Salpe, von der ich glaube, daß es eine neue Art ist, mit zwei ohrenförmigen Verlängerungen hinten.

Sowohl dies dürftige Material als das unbehagliche Gefühl, noch kein bestimmtes Objekt für eine zusammenhängende Arbeit zu haben, haben mich in dieser Woche nicht zu stetiger, ruhiger Arbeit kommen lassen. Dazu kommt noch, daß ich durch die bunte, zerstreute, genußreiche Beschäftigung der letzten Zeit, durch die vielen großen Kunstgenüsse Roms etwas verwöhnt bin. Ich habe da im Vollgenuß der unmittelbaren Anschauung meine Gedanken immer so frei gehen lassen, wie es der erhabene, schöne Gegenstand mit sich brachte, und dieses hingebende Aufnehmen war der größte Genuß und hatte mir alle Einzelheiten tief ins Gedächtnis geprägt. Die reiche Beschäftigung der Sinne und Gedanken war aber dabei so vielseitig und verschiedenartig, daß sie sich ordentlich daran gewöhnte, jeden Tag eine gewisse Quantität neuer, schöner und großer Eindrücke aufzunehmen. Damit kontrastiert nun freilich stark das jetzige Stillsitzen, wo ich die Gedanken wieder ganz auf einen einzigen kleinen Gegenstand fixieren und dabei den ganzen Tag über fest gespannt halten soll. Schon das Stillsitzen allein, zwölf Stunden hintereinander, wird mir schwer, da mir die viele und angestrengte Bewegung der letzten Wochen außerordentlich wohlgetan hatte, und mein Kadaver dabei recht heraufgekommen war. Doppelt schwer wird aber das Festsitzen in dieser prachtvollen Natur, wo das azurblaue Meer, der wolkenlose, sonnige Himmel, der rauchende, farbige Berg mir gegenüber und die ganze herrliche Landschaft, die mir jeder Blick aus dem Fenster zeigt, beständig ins Freie locken. Besonders schwer war da das Zuhausbleiben in den ersten Tagen der Woche, wo das köstlichste Frühlingswetter mächtig ins Freie lockte. Doch blieb ich standhaft und meinem Vorsatz getreu am Studierisch und verspare mir diese Freude auf die Sommermonate. In den letzten fünf Tagen erleichterte es mir der trübe, graue Regenhimmel, der auch den Besuv ganz in Wolken gehüllt hat. Auf diese Weise ist mir diese zweite Woche hier sehr einsam und einförmig verflossen . . .

14.

Neapel, 11. 4. abends (1859).

. . . Meine Tageseinteilung ist diese Woche sehr einfach und einförmig gewesen und wird es so auch noch die nächste Zeit bleiben. Um 5½ Uhr, sobald es eben dämmert und ehe noch die Sonne hinter dem Besuv vor ist,

stehe ich auf und arbeite bis 1/8 Uhr. Dann kommt der Kaffee und gleich darauf der Kapitän Acton, mein eifriger Schüler, der jeden Morgen bis 9 Uhr dableibt und mit dem größten Interesse meine Broschüren und Bücher studiert und meinen mikroskopischen Demonstrationen mit einer Aufmerksamkeit folgt, die dem eifrigsten Studenten Ehre machen würde, um wieviel mehr einem neapolitanischen Schiffskapitän. Er ist ein sehr angenehmer und netter, noch ziemlich junger Mann, der trotz seiner neapolitanischen Geburt seine englische Abkunft in Gestalt und Betragen nicht verkennen läßt. Er treibt speziell Konchyliologie und hat eine sehr hübsche Sammlung. Ich würde mich freuen, wenn ich als Professor einmal lauter so wißbegierige Schüler haben würde, und es macht mir ordentlich Freude, die Wunderschätze der vergleichenden Anatomie so mit voller Hand austheilen zu können.

Um 9 Uhr geht Acton ins Arsenal, und ich arbeite dann strifte und ohne Unterbrechung bis 5 1/2 Uhr, wo ich zu Tisch gehe. Unsere deutsche Tischgesellschaft hat in den letzten Tagen einen nicht gerade angenehmen Zuwachs erhalten, durch einen langweiligen Regierungsrat Flaminius aus Frankfurt an der Oder und einen russischen Rittergutsbesitzer, der täglich eine Tischrede über die gesegneten Vorteile des Absolutismus, der Leibeigenschaft und des Christentums, welche drei Dinge in seinem Hirn ziemlich identisch zu sein scheinen, hält und dabei mehr oder weniger von den andern adligen Herren unterstützt wird. Wir drei Doktoren, Binz, Krause und ich, machen natürlich die energischste Opposition, und daß ich dabei nicht verfehle, vom Naturforscherstandpunkt aus den Herren etwas die Wahrheit zu sagen, könnt Ihr denken. Heut wurde es sogar so arg, daß ich ein wenig von Deiner Berserkerwut in meinen antijunkerlichen Andern glühen fühlte, lieber Vater, und daß die Doktoren Binz und Krause mich noch zurückhalten mußten, meinen liberalen Gefühlen nicht allzu freien Lauf zu lassen. Gewöhnlich wird so bis 7 1/2 Uhr geplaudert, und dann gehe ich mit den Doktoren noch eine halbe Stunde am Strand auf und ab. Den Abend sollte ich dann eigentlich meine theoretischen Vorarbeiten für den folgenden Tag machen; gewöhnlich bin ich dann aber so müde, daß ich über dem Schreiben oder Lesen nolens volens einschlafe und meist schon um 10 oder 9 1/2 Uhr zu Bett gehe, wo ich dann, trotz des unvermeidlichen Kontingents von Wanzen und Flöhen, welches in S. Lucia sehr stark repräsentiert ist, doch meine sieben Stunden trefflich abschlafe, oft noch stark in die achte hinein...

15.

Neapel, 18. 4. 1859.

Ein wahres Glück, liebster Schatz, daß ich nicht, wie ich anfangs beabsichtigte, schon in den vorigen Tagen zum Schreiben gekommen bin. Du würdest da einen recht traurigen, melancholischen Brief erhalten haben. Heute ist da aber durch Deinen lieben Brief so ein lichter, heiterer



Hermann Allmers in Sizilien



Sonnenstrahl in das bedrückte, düstere Gemüt gefallen, daß er unwillkürlich auch in dieser unmittelbaren Antwort sich etwas reflektieren muß und Dir Deinen Erni in etwas froherem Lichte erscheinen läßt, als er eigentlich jetzt zeigen kann. Auch ist es heute zum erstenmal mit dem Arbeiten etwas flotter gegangen, ich habe dazu heut zum erstenmal recht hübsche Tiere bekommen, so daß die düstere Schilderung, die ich Dir eigentlich von dem Leben der letzten Woche zu machen hätte, wesentlich gemildert wird. Und doch kann ich Dir nicht recht froh und heiter schreiben und muß Dir mein von Heimweh und Liebesschnsucht übervolles Herz etwas ausschütten, um es für die nächste Woche etwas zu erleichtern. Hab' Dank, liebster Schatz, daß Du selbst immer so guten Muts bleibst und so vertrauensvoll in die Zukunft siehst; sonst würde mir meine jetzige Lage und die nächste Zukunft doppelt schwer. Wenn ich aber, wie wieder in dem heutigen Brief, sehe, wie munter und tapfer Du Dich hältst und mich ordentlich beschämt, so nehme ich mich wieder von neuem zusammen und gehe mit frischer Kraft und Lust an das begonnene Werk.

Schon in meinem letzten, vor acht Tagen abgeschickten Brief, schrieb ich Dir, wie schwer es mir würde, mich hier einzugewöhnen und an das hiesige, so durch und durch undeutsche Leben zu akkommodieren. Fast scheint es, als sollte das mit der Dauer des Aufenthalts eher zu- als abnehmen. Wenigstens kommt es mir vor, als sei mir diese dritte Woche noch viel schwerer als die beiden ersten geworden. Wirklich habe ich mich selten irgendwo so schwer eingelebt. Neapel steht mir trotz aller seiner Herrlichkeit noch so kalt und fremd gegenüber wie am ersten Tage, und wenn ich bedenke, wie bekannt und heimisch ich dagegen in Rom schon in den ersten Wochen war, so fällt mir der Unterschied bedeutend auf. Allerdings führe ich hier auch ein ganz verschiedenes Leben. Während ich dort den ganzen Tag umherstrich und in der Abwechslung der reichsten Kunstgenüsse nie übersättigt wurde, mit allem persönlich genaue Bekanntschaft machte, ist mir dagegen hier alles fremd geblieben, und ich sitze in meinem kleinen Studierstübchen so eng eingeschlossen und isoliert wie die Gefangenen drüben im Castel dell' ovo, und der Arbeitsdrang läßt mir auch keine Ruhe, um viel hinaus zu gehen und die reizende Natur zu genießen, die mich rings umgibt. Obwohl ich aber nun schon 14 Tage so in einem Strich ununterbrochen weg gearbeitet habe, so habe ich doch noch nichts von der Ruhe und Befriedigung gefunden, mit der ich mich sonst in die Lieblingsarbeiten ganz versenkt habe. Eine fieberhafte Unruhe drängt mich vorwärts und lebhaftere Ungeduld treibt mich an, eine größere, zusammenhängende Arbeit anzufangen. Und doch habe ich in diesen zwei Wochen trotz angestringter Mühe so gut wie nichts zustande gebracht und könnte wirklich in Versuchung kommen, mutlosem Kleinmut mich hinzugeben. Nicht einmal ein bestimmtes Thema habe ich mir schon stellen können und habe mich bisher begnügen müssen, das kleine, gemischte Volk zu untersuchen, das mir grade in bunter Gesellschaft in die Hände

fiel. Noch habe ich bisher keinen Fischer aufreiben können, der selbst durch gute Bezahlung zu vermögen wäre, seinen echt neapolitanischen Hang zur Faulheit und Indolenz so weit aufzugeben, daß er mir kontinuierlich Material zur Arbeit brächte. Ich habe mich in den wenigen Wochen sehr tüchtig mit dem elenden Volk herumgeärgert und gezankt und einsehen gelernt, wie schwer es ist, mit ihm fertig zu werden. Wie anders waren da unsere Fischer in Helgoland und Nizza, welche letztere namentlich uns immer reichlichst mit Material versahen. Doch möglich, daß sich das auch hier mit der Zeit einrichten läßt. In dieser wie in vieler anderer Beziehung empfinde ich jetzt erst recht oft, was für ein Unterschied es ist, eine solche Expedition allein oder in Gesellschaft zu unternehmen, und wie sehr dem einzelnen so vieles erschwert wird. Allerdings mag es auch grade für meinen weichen Charakter recht gut sein, sich durch alle diese Unannehmlichkeiten allein hindurcharbeiten zu müssen und so gehärtet und gestählt zu werden.

Mehr noch habe ich die Gesellschaft Johannes Müllers und Köllikers, die mir den Aufenthalt in Nizza und Helgoland so angenehm machte, bei der Arbeit selbst vermißt. Unser Arbeitsreich ist so ungeheuer groß, die Masse des Materials so überwältigend, daß es selbst dem Erfahrenen schwer wird, sich zu orientieren, und obwohl ich schon damals außerordentlich viel von jenen trefflichsten Lehrern gelernt hatte, so sind doch auch viele große Lücken geblieben, und ich stehe oft vor einem mir schlecht bekannten Gegenstand recht ratlos da und muß auf weiten Umwegen eine lange, mühsame Untersuchung anwenden, um eine Antwort über das zu bekommen, was mir sonst eine einfache Frage an die bewanderten Lehrer aufgeklärt hatte. „Aller Anfang ist schwer“ — und „nur Beharrlichkeit führt zum Ziele“ — das sind die beiden Sprichwörter, die ich mir unzähligemal wiederhole und wobei ich mir das Bild meiner mit unermüdlicher Ausdauer begabten, trefflichen Lehrer, Johannes Müller, Virchow, Kölliker, vor die Seele rufe, wenn ich oft nach stundenlanger Arbeit zur Einsicht komme, daß ich mich vergebens abgequält habe, und wenn dann die Geduld davon laufen will.

Und dann ist noch eine andere, mächtigere Triebfeder, die immer wieder den sinkenden Mut von neuem belebt. Das ist die grenzenlose Liebe zu Dir, mein bester Schatz, und der beglückende Gedanke, alles dieses zugleich für Dich zu tun und durch diese Arbeiten den Grund zu unserer glücklichen Zukunft zu legen. Wie oft tritt Dein liebes Bild beruhigend, tröstend, aufheiternd vor meine Seele, wenn der Unmut, die Ungeduld sie ganz fortreißen wollen. Da sehe ich recht, wie mich auch in dieser Beziehung der beglückende Besitz Deiner edlen, lieben Seele selbst bessert und veredelt. Meine ganze Zukunft hat dadurch ein festes Ziel, eine bestimmte Richtung bekommen, deren sie sonst wohl noch lange entbehrt haben würde; und meine ganze Arbeitskraft wird dadurch konzentriert und auf jenes bestimmte Endziel hingelenkt. So ist es mir

schon mehreremal jetzt gelungen, mit fester Konsequenz und geduldiger Ausdauer etwas durchzuführen, wozu ich früher mich nie selbst vermocht hatte. Ich brauche nur Dein liebes, süßes Bild, den besten Antrieb zu allem Schönen und Guten, mir vor die Seele zu rufen, um neue Kraft zu schöpfen und den sinkenden Mut neu zu beleben. Solche außerordentliche Triebfedern sind aber um so mehr nötig, als ich täglich, je mehr ich wieder in die alten, gewohnten Arbeiten hineinkomme, mehr sehe, wie ich durch das fast zweijährige Intervall (seit meiner Krebsarbeit habe ich eigentlich nicht mehr eine ordentliche zootomische Arbeit vorgenommen) aus denselben herausgekommen bin und wieviel Anstrengung es kosten wird, mich wieder so ganz hineinzuleben. Wie unendlich oft wünsche ich Dich täglich während der Arbeit an meine Seite, um mir durch ein liebes Wort, Dein frohes, munteres Gesicht, einen herzigen Kuß, neuen Mut und Kraft einzuhauchen, und ein Blick auf Dein liebes Bild muß mir dann wenigstens den Anblick der fernen Geliebten in etwas ersetzen. Schon früh am ersten Morgen begrüßt es mich, und beim Kaffeetrinken, wo ich mir die wirklich recht gut getroffene schöne Photographie immer neben mich setze, leistest Du mir immer die liebste, herzigste Gesellschaft.

Ach liebe Anni, wie oft mögen sich so täglich unser beider Gedanken begegnen! Recht oft muß ich auch denken, wie reizend das wäre, wenn Du hier wärest und mir mit bei meinen Arbeiten helfen könntest. Gerade beim Mikroskopieren sind so viel kleine mechanische Arbeiten, die einem das Frauchen abnehmen und sie besser machen kann als der Mann selbst, wie Du mich ja schon in Berlin mit dem Reinigen der Gläschen so treulich unterstützt hast. Hier geht diese Arbeit ins große und kostet mich, nebst dem Waschen der großen Gläser, dem Präparieren und Ordnen der Instrumente usw., täglich ein paar Stunden, die mein lieber Schatz mir gewiß gern ersparen würde. Auch sonst kommen ja so mancherlei kleine Beschäftigungen täglich vor, die eigentlich in das Gebiet der Hausfrau fallen, die ich aber hier alle selbst machen muß. Da tröste ich mich denn immer mit dem Gedanken an eine schöne Zukunft, wo ich mit meinem kleinen, lieben Frauchen Arbeit und Genuß in den Ferienreisen an dem Meeresstrand teilen werde, wo ich sie auch in die reizende, reiche Wunderwelt des Meereslebens einführen werde. Wie viel schöner wird das dann sein! Gewiß wird dann auch die Studierstube hübscher, reinlicher und ordentlicher aussehen als jetzt hier, wo ich manches etwas bunt durcheinander gehen lassen muß, da der Raum sehr beschränkt ist, die Masse Bücher, Instrumente, Tiere usw. sehr groß, und da ich gezwungen bin, mir alles selbst zu besorgen. Nach den Begriffen, die die Italiener von Reinlichkeit haben, ist es ganz unmöglich, sie zu bewegen, Kleider zu putzen, Trinkgläser, Waschbecken usw. zu reinigen, Stuben zu kehren usw. Soll das alles geschehen, so muß man es selbst tun. Ebenso muß ich mir z. B. mehrmals täglich Meereswasser holen, wozu ich mir zwei große Eimer gekauft habe. Auch Licht, Brot, Butter, überhaupt alles, was zum Leben

täglich gehört, muß ich mir selbst holen, werde dabei natürlich als „forestiere“ meist tüchtig übers Ohr gehauen, obschon ich sonst schon ziemlich erfahren in diesen Schwindeleien bin. Diese unvermeidliche Betrügerei der „forestieri“ geht hier so weit, daß man bei allem, selbst beim Kaffee im Caféhaus, beim Billettverkauf auf dem Dampfschiff, wenigstens die Hälfte oder den vierten Teil abhandeln muß . . .

Glücklicherweise gibt es wenigstens zwei Handelsartikel, die einen festen Preis haben; das sind gekochte Eier und kleine runde Brötchen, deren jedes 1 Groschen kostet, und die ich mir täglich morgens zu 2—3 einkaufen gehe, um damit meinen Magen bis zum Abend, wo er die einzige Tagesmahlzeit erhält, zu beschwichtigen. Das einzige, was außerdem einen festen Preis hat und sehr billig ist, sind die Droschken, die auch für die weitesten Fahrten in der Stadt immer nur 1 Carlin (3 Silber Groschen 4 Pfennige) fordern dürfen. Mir kommt das natürlich nicht zustatten, da ich doch immer grundsätzlich zu Fuß gehe, wodurch ich mich freilich in den Augen der Neapolitaner, die Fußgehen für eine Schande halten, ungemein herabsetze. Für unser Mutterchen wäre aber diese herrliche Droschkeneinrichtung wie geschaffen, und ich muß oft daran denken, wie gründlich sie das benutzen würde. Dementsprechend ist auch die Zahl der Wagen sehr bedeutend, und sie tragen bei dem sehr schnellen Trab, den sie fahren, und dem beständigen Knallen, Schreien, Loben, womit sie die Pferde dirigieren und die Fußgänger aus dem Weg treiben, nicht wenig zu dem tollen Lärm bei, der hier überall herrscht und für Neapel charakteristisch ist. Die ruhigsten Gespräche werden im Haus wie auf der Straße in einem so lauten, leidenschaftlichst aufgeregten Tone geführt, als zankten sich die Leute heftig, und dies verursacht, im Verein mit dem Brüllen der Verkäufer, Ausrufer und dem lauten, vielfachen Schreien der tausend verschiedenen Tagediebe, die hier überall umherlungern, auf allen Straßen einen beständigen Lärm und Skandal, der im Anfang höchst störend ist und an den schwache Nerven sich nur schwer gewöhnen können. Das Maximum erreicht dies bunte, laute Treiben auf dem Toledo, der sehr engen, ganz außerordentlich belebten Hauptstraße, deren buntes, bewegliches Leben selbst von den frequentesten Straßen in London, Newyork usw. nicht übertroffen werden soll. In jedem Hause ist hier, bis in die obere Etage, Laden an Laden, Kneipe an Kneipe, und auf jedem Punkt herrscht ein so lebendiger, bunter Verkehr, daß man sich auf einer Messe oder einem Jahrmarkt zu befinden glaubt.

Hübsch ist übrigens die Stadt im Innern nirgends; im Gegenteil haben die äußerst engen und schmutzigen Straßen mit den schmalen, 6—7 Stock hohen Häusern etwas sehr Abschreckendes, Düsteres, und die Nebengäßchen sind wahre Labyrinth. Ein großer Teil der Stadt ist so steil am Berge hinaufgebaut, daß man nur auf weiten Umwegen hinauffahren kann. Der schönste Teil ist der Teil des Strandes, der sich an die S. Lucia, wo ich wohne, anschließt, über Chiaja, die sich in weitem Bogen

bis zum Posilip hinzieht. Die Aussicht über den ganzen Golf und den gegenüberliegenden Vesuv ist hier überall prächtig, und doch möchte ich auf die Dauer diese Schönheit nicht befriedigend finden und z. B. Salzburg, Heidelberg vorziehen. Überhaupt hat mich alle diese Pracht bis jetzt noch ziemlich kalt gelassen, wenigstens nicht so entzückt, als ich erwartet hatte, wozu allerdings einerseits das (jetzt seit zwei Wochen) andauernd schlechte Wetter, andererseits die Mißstimmung beitragen mag, in die man durch die vielerlei unangenehmen Erlebnisse des täglichen Lebens gerät. Aber soviel man auch für die prachtvolle südliche Natur Neapels, die in ihrer Art wirklich wunderbar schön und eigentümlich ist, sagen mag, auf die Dauer würde ich unsere nordische Natur immer weit vorziehen. Unsere vollen, dunklen Wälder und das lichte Grün der weiten Wiesenflächen vermisse ich gar sehr, und wenn ich nun gar erst an die Alpen denke, besonders an die geheimsten, nur von wenigen gekannten Schönheiten der höchsten Gletscherwelt, so verschwindet hinter dieser alles andere, und selbst das göttliche Meer muß, in meiner Seele wenigstens, diesen erhabensten Anschauungen nachstehen.

Du siehst, liebster Schatz, daß ich in dem gepriesenen Süden die warmen Heimatsgefühle für unseren Norden nicht verliere, und daß Dein nordischer Jüngling nur mit verstärkter Sehnsucht hier an das ferne, liebe Vaterland zurückdenkt. Grüß mir die liebe Natur recht bei dem jetzt kommenden, köstlichen Erwachen des Frühlings, ein hoher Genuß, den man hier eigentlich entbehrt, da Sommer und Winter fast ununterbrochen ineinander übergehen und sich mischen. Und wie viel schöner war für mich der vorige Frühling, als dieser sein wird. Weißt Du auch wohl noch, was gestern (17. 4.) vorm Jahre war? Es war ein Sonnabend, wo wir zuerst im Zeughaus waren und dann zusammen dinierten, das köstlichste Mittagessen, das ich je genossen! Und morgen (19. 4.) wird es ein Jahr, daß ich Dir auf dem Kreuzberg die Alpenpflänzchen gab. So kehren allmählich alle die Jahrestage unseres beglückenden Liebesfrühlings wieder, die wir nun diesmal weit voneinander getrennt feiern müssen. Sei deshalb aber nicht traurig und denke an das nächste Jahr, wo wir sie wieder zusammen feiern und Du wieder ganz glücklich bist bei Deinem treuen  
Erni.

16.

Neapel, 24. 4. 1859.

... Das schlechte Wetter, welches mir die beiden vorletzten Wochen verdorben hatte, hielt auch in der letzten noch an und wurde nur noch schlimmer; und nirgends ist schlechtes Wetter weniger am Platze als hier! Für mich in specie ist es noch besonders schlimm, denn nicht nur hinderte der Regen und Sturm jede weitere Exkursion, sondern er vertreibt mir auch alle Tiere, die bei solchem schlechten Wetter weit ins Meer hinaus oder in die Tiefe gehen. Auch die Fischer bringen dann nichts. Das



Um Mittag lodte heute die neuerstandene Sonne so mächtig ins Freie, daß ich nicht widerstehen konnte, einen kleinen Spaziergang an die Chiaja zu machen und mir Neapel im festlichsten Feiertagsgewand anzusehen. Ich ging auf den Bomero, einen hochgelegenen Stadtteil im Nordwesten, und wurde auch durch herrliche Blicke auf Meer und Gebirge belohnt. Die Stadt selbst ist aber so schmutzig und häßlich wie sonst und die Bevölkerung nahm mich nicht mehr ein als an den Wochentagen; sie schien eher noch lauter, toller und frecher zu sein. Zufällig kam ich grade auf den Largo Antignano, als dort die größte Feierlichkeit des Ostertags begangen wurde. Der ganze Markt und die angrenzenden Straßen waren dicht mit Menschen vollgepfropft, unter denen viele Landleute mit malerischen Trachten (doch nicht entfernt mit den Leuten aus Rom und Umgegend zu vergleichen). Mitten durch die dichten Volksmassen war eine breite Gasse gebahnt, in der rote Schweizergarde mit Bärenmützen Spalier bildete. In dieser kamen sich zwei große Prozessionen einander entgegen gezogen, darin kolossale Puppenbilder von Christus, Maria und den Aposteln vorangetragen wurden, die sich gegenseitig Visite machten. Auf ein gegebenes Zeichen wurde zuletzt die scheußlich buntbemalte Christusstatue im Trab rasch einen Abhang hinunter gegen die Marienpuppe hingetragen, worauf der Kopf derselben plötzlich abfiel und eine Menge Vögel (Drosseln) darunter hervorflogen. Auf diese Weise wird dem Volk hier das Kommen des Heiligen Geistes sinnbildlich klargemacht. Am widerwärtigsten bei dem ganzen Schwindel waren die Massen ekelhafter Pfaffengestalten, die sich überall breitmachten. Die ganze Zeremonie hatte übrigens nicht das mindeste Feierliche an sich und machte nur den Eindruck einer groben Possenreißerei. Auch am Gründonnerstag und Karfreitag wurde das geistliche Possenspiel hier arg getrieben. In allen Kirchen waren Szenen mit Christi Tod und Auferstehung in kolossalen Puppenfiguren, mit viel buntem Pomp und Puz aufgestukt, aufgestellt, denen die Menge ihre abgöttische Verehrung durch Küssen der großen Zehe usw. bezeugte. Das beste an diesen beiden Tagen war, daß gar keine Wagen fahren durften, und die Physiognomie der Stadt war dadurch sehr angenehm verändert. Lautlose Stille war mit einemmal an Stelle des sonst unaufhörlichen Rädergerassels, Pferdegetrappels, lauten Knallens, Schreiens und Fluchens getreten . . .

Für Deinen lieben letzten Brief, mein bestes Herz, den Du dem von Vater anhängtest, besten Dank. Was Du über die Klarheit, Ruhe und Stetigkeit sagst, zu der die brausenden Wogen unserer leidenschaftlichen Liebe sich glätten müssen, ist mir auch in den letzten Wochen, wo ich so traurigen Sinnes war, viel im Sinn gelegen, und ich habe mir fest vorgenommen, das wilde Ungeßtum und die jugendliche Unbändigkeit zu zügeln, ohne daß deshalb die innige, feste Liebe unseres unauflöslichen süßen Seelenbandes etwas zu verlieren braucht. Gewiß soll Dir Italien Deinen Erni auch in dieser Beziehung viel besser zurückgeben . . .

Lieber Vater!

... Heute morgen, am zweiten Feiertag, lockte das köstliche Frühlingswetter so mächtig ins Freie, daß ich nicht umhin konnte, die Mikroskope zum erstenmal seit 3 Wochen im Kasten zu lassen und teil an einer Exkursion zu nehmen, welche der hiesige deutsche Gesangsverein nach Bajae machte. Dieser Verein besteht aus einigen 30—40 Deutschen und Schweizern, meist Handwerkern und Kaufleuten, zum Teil recht nette, meist jugendlich frische Leute. Zweimal wöchentlich kommt er abends in der Schweizer Kneipe beim „Appenzeller“ zusammen, und ich gehe gewöhnlich auch hin, plaudere mein deutsches Herz etwas aus und erfreue mich herzlich an dem schönen Männergesang, der von jeher meine besondere Liebe war und hier in der Fremde mit seinen herrlichen deutschen Studenten-, Freiheits-, Heimats- und Liebesliedern das Herz doppelt erbaut. Ich plaudere recht gern mit diesen einfachen, anspruchslosen, netten Leuten und fühle mich bei ihnen viel wohler als in dem aristokratischen Zirkel unserer Mittagsgesellschaft. Schon um das Zusammenhalten des deutschen Elements hier nach Kräften zu unterstützen, gehe ich ziemlich oft hin. Es ist übrigens hier in Italien überall höchst erfreulich, das innige, feste Zusammenhalten aller deutschen Elemente wahrzunehmen, die wenigstens im Auslande die berühmte deutsche Einheit im besten Sinne repräsentieren, die daheim die Eigensucht und Willkür der Fürsten nicht zustande kommen läßt.

Dieser deutsche Gesangsverein nun machte heute wie jeden Ostermontag bisher eine Tour nach dem Golf von Bajae. Wir fuhren zunächst im herrlichsten Frühsonnenschein an der Chiaja hin, dann durch die Grotte des Posilip, einen hohen, 2000 Fuß langen, schon von den alten Römern durch das Vorgebirge gehauenen Tunnel, der ihnen den beschwerlichen Umweg über das Vorgebirge nach Puzzuoli ersparen sollte. Dann fuhren wir immer unmittelbar am Meeresstrand des reizenden Golfs von Bajae hin, ein überaus wundervoll ausgebuchteter Halbkreis mit vorspringenden, äußerst malerischen Halbinseln. Der Strand ist überall dicht mit den Resten der Mosaiken und Substruktionen aus den Villen der römischen Großen, des Augustus, Nero, Lucull, Pollio, Cicero, Hortensius usw. geziert, die in dichter Folge diesen reizendsten Meerbusen rings schmücken. Bajae selbst mit seinem auf steilem Fels vorspringenden Kastell liegt ganz reizend hinter dem Cap Miseno. Von da gingen wir nach dem Lago Fusano hinüber, dem Brackwassersee, in dem schon zu Zeiten der Römer die köstlichsten Austern künstlich gezogen wurden. Wir nahmen ein glänzendes Frühstück davon ein, welches ich viel lieber Euch gegönnt hätte, da ich Austern lieber mikroskopiere, als esse. Dann befreiten wir im Triumph mehrere gefangene Rotkehlchen aus den grausamen Händen angehender Lazzaroni. Von da gingen wir zum Avernensee, der

jetzt in einen Kriegshafen umgewandelt und mit dem Meer durch einen Kanal verbunden wird. Wir gingen rings an seinem Ufer herum, durch prächtige Drangengärten und die große Ruine eines Apollotempels.

Das schönste des Tages kam aber noch, die Besteigung des Monte nuovo, zu der ich jedoch nur vier Landsleute mir zu folgen bewegen konnte. Es ist dies ein erst vor 300 Jahren erstandener, ganz rein konischer Vulkan mit einem prächtigen, rein trichterförmigen Krater. Ein paar ähnliche Krater in nächster Umgebung nach den andern Seiten. Vom Gipfel überaus herrliche Aussicht, an der wir uns bei der köstlichsten Beleuchtung gar nicht satt sehen konnten. Der Golf von Bajae mit seinen reizenden Küstenvorsprüngen, die Kampanischen Inseln, Ischia, Procida, Capri mit ihren reizenden prächtigen Formen, ein Stückchen vom Golf von Neapel, der Stadt, dem Vesuv, ferner Puzzuoli, Bagnoli usw., alles im herrlichsten, südlichen Farbenschmelz, dazu gelbe und rote, warme Tinten, das brennende Ultramarinblau des Meeres und Himmels, die violetten Tinten der Fernen, die durch keine Beschreibung und keinen Pinsel wiederzugeben sind. Diese eine Stunde seligsten Genusses entschädigte mich mehr als hinlänglich für allen Unmut, alle vergebliche Not und Plage der vergangenen Woche. Hätte ich Euch nur auf Augenblicke in dies Paradies zaubern können! Um mein Naturglück vollzumachen, wurde ich auch noch durch den Fund einer köstlichen und roten, mir unbekanntes Orchidee und dichte Gebüsch großer, weißer Zistrosen (*Cistus*) überrascht. Um 5 Uhr waren wir wieder in Bagnoli, am Strande unweit der malerischen Insel Misita, woselbst wir zusammen ein sehr fröhliches Mittagmahl einnahmen und dann bei Sternenschein zurückfuhren. Mein Herz war nach der langen Einsamkeit wieder viel aufgeregter, und die lieben, deutschen Volkslieder trugen nicht wenig dazu bei! . . .

18.

Neapel, 3. 5. 1859.

Auf langen Regen folgt gewöhnlich um so schönerer Sonnenschein, und so ist es auch hier jetzt der Fall, mein liebster Herzensschatz. Der neue, junge Mai scheint alles Unrecht des bösen April wieder gutmachen zu wollen, der übrigens selbst in der letzten Woche noch Neue zu empfinden schien und das Verdorbene durch einige herrliche Tage zu ersetzen suchte. Ich bin seit Ostern wahrhaft aufgelebt und fange jetzt erst an, für alle die wundervollen Schönheiten, die mich rings umgeben, empfänglich zu werden.

Wie Ihr aus dem letzten Brief gesehen haben werdet, verfloß die Karwoche ebenso düster-traurig wie die vorhergehenden, bis endlich am ersten Osterfeiertag die Sonne das herrliche Land und Meer wieder in vollem Glanze zeigte. Wie ich schon vorher erwartet, kam nun auf einmal alles vorher Vermißte zusammen. Die Fischer brachten mir reiches Material, die pelagische Fischerei mit dem feinen Netz lieferte überreiche

Ausbeute, dazu lockte die herrliche Frühlingsnatur mächtig ins Freie, und die Frühlingsflora, die malerische Landschaft, die meine botanischen und pittoresken Neigungen gleich sehr reizten, ließen mir in der Stube keine Ruhe. So habe ich denn in den letzten Tagen wundervolle Exkursionen auf den Vesuv und nach Capri gemacht, auf denen mir zu dem hohen Glücke reinsten, edelsten Naturgenusses nichts weiter fehlte, als daß Du, mein besseres Ich, ihn teiltest. Besonders auf Capri konnte ich Dich keinen Augenblick vergessen. Auf Schritt und Tritt dachte ich beständig, wie selig Du, liebstes Herz, sein würdest, wenn Du das mitgenössest, und wie Du durch Deine Freude die meinige erst vollkommen machen würdest. Leider reicht heut der Raum nicht mehr hin, um Dir die Reize einzeln zu schildern, und ich kann Dir nur im ganzen sagen, daß Capri wirklich in sich alle Reize vereint, die grade für mich die Natur zum Paradies machen (natürlich nur mit Dir!). Du glaubst nicht, wie wohltuend dieser tiefe Friede, die feierliche Stille der ganzen, glücklichen Insel, ihre liebe, gute, relativ noch unverdorrene Bevölkerung, die einfache, natürliche Lebensweise und Sitte, die überaus wildromantische Szenerie mit all den grade entgegengesetzten Eigenschaften Neapels kontrastieren. Man glaubt sich wirklich in ein Elysium versetzt. Nicht wenig tragen dazu aber die Eigenschaften bei, die grade die meisten Reisenden abschrecken, sich hier längere Zeit aufzuhalten und die Gott sei Dank dies glückliche Eiland bisher von der verheerenden Touristenüberschwemmung (wenigstens relativ) bewahrt haben; das ist der wilde, unwegsame Felscharakter, der keinem Wagen einen Schritt breit Fahrstraße gönnt und selbst Pferde und Maultiere nur an wenigen Stellen der Insel duldet. Alles muß zu Fuß erklettert und jede reizende Aussicht im Schweiß des Angesichts erkämpft werden. Das ist jetzt so recht nach meinem Geschmack, und ich bin fest entschlossen, die heißen Monate hier zuzubringen und pelagische Fischerei zu treiben, die gewiß in dem tiefen, klaren Meer ringsum sehr ergiebig sein wird. Dazu ist da ein ganz treffliches Hotel, in dem man für einen Taler den Tag alles in allem (Pension à la suite) hat. Noch viel mehr freue ich mich aber auf die Zeit, wo hier ein junges Professorenehepaar selige, wonnevolle Herbstferien verleben wird. Was sagst Du dazu, mein Herz? . . .

Doch jetzt genug von Neapel, Capri und der herrlichen Natur Süditaliens. Laß mich einen Augenblick ganz in Dein liebes, grünes Zimmerchen mich vertiefen, mein herziger Schatz, wo ich heut vor einem Jahr den wichtigsten, glücklichsten Schritt meines Lebens tat . . . Mir fehlen die Worte, mein innigstgeliebtes Bräutchen, um Dir alle die Empfindungen und Gedanken, die besonders in diesen Tagen mich durchwogten und die jetzt durch die Entbehrung Deiner Nähe einerseits, durch die herrliche Natur, in die ich hier versetzt bin und die ich Dich so gern mitgenießen lassen möchte, andererseits nur noch viel verstärkt wurden, um Dir alles dies so zu schreiben, wie ich es tief und warm empfinde. Bin

ich doch immer ein Stümper in dem Ausdruck meiner Empfindungen gewesen und verstehe ich doch die Form beim Modeln der Gedanken ebenso wenig zu beherrschen, als ich sie im Verkehr mit der sogenannten Gesellschaft in meinem ganzen Außern zeigen kann. Aber da tröstet mich nur eines, das aber auch vollkommen, daß ich nämlich weiß, wie Du, bestes Herz, mich kennst, verstehst und liebst . . .

Gewiß, Anni, wenn je zwei Menschen füreinander geschaffen, imstande sind, sich glücklich zu machen, hier schon ein seliges, im reinen Streben nach allem Guten, Wahren und Schönen glücklichstes Leben zu führen, so sind wir beide es, die wir beide durch die innigste Liebe zur Natur, dem Alleinwahren, verbunden, immer nur nach ihr uns bilden wollen . . .

Hab den schönsten Dank für Deinen so sehr, sehr lieben Brief vom 19ten, den ich am 27ten erhielt, und schreib bald wieder

Deinem treuen Erni.

19.

Donnerstag nach Ostern, 28. 4. 1859, traf ich früh 5 Uhr verabredetermaßen mit dem Professor der Geologie, Guiscardi, am Ende des Toledo zusammen, um die lange ersehnte, durch das schlechte Aprilwetter aber immer wieder vereitelte Besuverskursion zu machen. Wir holten in einer Carozella noch einen Kollegen von G. ab, einen Professor der Mineralogie, di Napoli, der mit der chemischen Untersuchung der Eruptionsprodukte des Vesuvs beschäftigt ist. Dann fuhren wir zu dem am Ostende gelegenen Bahnhof und mit dem ersten Zug nach Portici, von wo wir zu dem nahen, am Fuße der Westseite des Vesuvs gelegenen Resina hinauffstiegen. Hier trafen wir den von den beiden Geologen gewöhnlich benutzten trefflichen Führer Andrea Anastasio, mit welchem und seinem Gehilfen wir alsbald, nachdem wir noch Brot und Apfelsinen als Proviant mitgenommen, die eigentliche Besteigung begannen.

Die unterste Strecke, bis zur Villa Fiorillo, legten wir noch in einer Carozella zurück, deren munterer Schimmel um so stärker trabte, je steiler es bergan ging. Die schöne neue Straße führt in vielfachen Biegungen zwischen hohen Gesteinsmauern und Weinbergszinnen hin und gewährt nur hier und da einen schönen Blick vorwärts auf den rauchenden schwarzen Berg und zurück auf das herrliche blaue Meer. Die Straße steigt allmählich bis zu dem in der oberen Hälfte gelegenen Osservatorio an, bis wohin man noch vor wenigen Jahren fahren konnte. Durch die letzten Ausbrüche, insbesondere den des vorigen Jahres, ist sie aber an vielen Stellen verschüttet und wird täglich immer unwegsamer. Erst vor wenigen Tagen hatte der eine Arm des mächtigen glühenden Lavastromes, der allnächtlich das schönste natürliche Feuerwerk gibt, die Straße an dem untersten Punkte, ganz nahe der Villa Fiorillo, überschritten, und wir kamen gerade zur rechten Zeit, um das Fortwandern der feuerflüssigen

Massen mit allen seinen interessanten Phänomenen recht bequem und deutlich zu beobachten. Es ist sehr schwierig, ohne eine getreue Abbildung ein lebendiges Bild dieser Erscheinungen zu entwerfen, und die Form der Lavamassen ist so verworren und kompliziert, daß nur eine Photographie sie im richtigen Verhältnis wiederzugeben imstande ist. Auch ist der Charakter des Ganzen so eigentümlich, daß ohne eigene Anschauung keine richtige Auffassung möglich ist.

Der Teil, den wir zuerst betraten und der ein mächtiges tiefes Tal oder einen breiten Spalt des Berges völlig ausgefüllt hatte, ließ sich am ersten noch mit einem recht zerklüfteten alten Gletscher in seinem untersten Absturz, wie z. B. mit dem unteren Ende der Pasterze vergleichen. Die ganze Breite des Talspaltcs war erfüllt mit einer nach der Nordseite (auf der wir hinaufstiegen) stark geneigten schwarzen, braunen und grauen Lavamasse, die unten steil abstürzend in mehreren einzelnen verfließenden Armen endete. Die Oberfläche ist äußerst uneben, höckerig, und zwar sind es besonders zwei verschiedene Formen, die hier gegenüberstehen: einmal die kleinen und großen, rundlich eckigen Lavastücke, die scharf gekanteten Steine und spitzen Felsblöcke, und dann die großen, glatten, gewölbten rundlichen Schollen, welche in dieser jungen Lava bei weitem überwiegen. Als dritte Form fallen besonders die charakteristischen „fuei“ auf, welche vollkommen gedrehten und ineinander gewundenen oder zusammengewickelten Stricken oder starken Schiffstauen gleichen.

Zwischen diesen bereits erstarrten Massen quoll nun aber allerwärts aus vielen einzelnen Öffnungen noch feuerflüssige Lava hervor. Überall steigen kleine Rauchwölkchen auf, unter denen man langsam den glühenden, gewöhnlich etwa 2—4 Fuß breiten Strom sich hervorwälzen sieht. Die Oberfläche des Stromes ist auch schon zu blasigen Schlacken erstarrt, wird aber von der weiter quellenden Masse wieder durchbrochen und halb rollend hinabgezogen. Es ist dies das Charakteristische dieser letzten Eruption, daß das feuerflüssige Gestein nicht aus einem großen Krater, sondern aus vielen einzelnen kleinen Öffnungen hervorquillt, was immer noch in dem Grade fort dauert, daß Ende und Umfang dieses Ausbruchs noch gar nicht abzusehen sind. Noch in der letzten Nacht hatte die Lava auf diese Weise ein breites ausgeräumtes, oberhalb der Villa Fiorilla stehendes Haus erbrochen, halbausgefüllt und umflossen und mehrere nahe dabei stehende Bäume verbrannt, als deren Reste man nur noch ein paar kleine konische Höhlungen in dem noch sehr heißen Stromer sah. Immerhin ist jedoch der Wärmeverlust an der Oberfläche durch Strahlung so bedeutend, daß wir ganz gut, ohne uns die Sohlen zu verbrennen, auch auf dem untersten, neuesten Ende des eben erst erstarrten Stromes umherklettern konnten, wo ein paar Zoll darunter, nach Abklopfen der erstarrten Kruste, eine unerträgliche Hitze die Berührung hinderte und noch etwas tiefer die rotglühende Masse, die aus vielen kleinen Öffnungen hervorquoll, noch flüssig war.

Meine Gefährten, besonders der Professor di Napoli, waren so eifrig mit Betrachten und Sammeln der Sublimationsprodukte dieser neuesten Eruptionsmassen beschäftigt, daß mir Zeit genug blieb, alle die interessanten Erscheinungen recht mit Muße zu betrachten. Zwischen den zerklüfteten älteren und den glatten großen neugebildeten Lavaschollen kletterte ich eine ganze Strecke in den mächtigen Strom hinein, bis in die Nähe eines größeren ausquellenden Flusses, dessen langsames Weiterwandern ein ganz prächtiges Schauspiel bot, dessen längere Betrachtung jedoch leider durch die unerträglich heiße Strahlung, wie durch die fast glühende Unterlage, auf der ich stehen mußte, sehr abgekürzt wurde. Auch da, wo die rotglühende Flußmasse über erkaltete Blöcke steil, wie eine kleine Kaskade herabquillt, ist die Bewegung sehr langsam, fast mehr rollend, da bei diesen kleinen Strömchen der Wärmeverlust durch Strahlung zu bedeutend ist, um die Masse recht flüssig zu erhalten. Die erstarrende Kruste bekommt aber schnell beim Erkalten wieder Risse und Sprünge, aus welchen der Feuerfluß neuerdings empordrängt und so, alte und neue Stücke verbindend und überziehend, die seltsamen, bizarren, unendlich mannigfachen Formen bildet, mit dem die ganzen Lavafelder dicht übersät sind.

Nicht bloß für das Gesicht macht sich die lebendige vulkanische Tätigkeit bemerkbar; der fortschreitende Fluß, dessen feurige Kaskade das Auge ergötzt, beschäftigt auch das Ohr durch verschiedenartiges Geräusch: theils ein Knistern und Knastern wie von brechendem Reiskorn, das von den neu entstehenden Spalten herrührt, theils ein Quitschen und Knarren wie von ungeschmierten Wagenrädern, das durch Reibung der Stücke verursacht wird. Ebenso ist der fortschreitende Lavastrom dem Gefühl sehr auffallend durch die badofenartige Temperatur der Luft und des Bodens, und dem Geruch durch die verschiedenen sauren stechenden Gase, namentlich Salzsäure und schweflige Säure, die in Menge dabei frei werden. Die allgemein schwarze Farbe der jungen Lava ging stellenweis durch Selenanflüge ins Purpurbraune über, und die Ränder der vielen Spalten waren mit sehr schönen sublimierten Kristallen von Salmiak, Gips usw. zierlich bordiert. Von diesen sammelten wir eine große Menge, so daß wir in ein paar Stunden einen ganzen Korb voll der zierlichsten Kristallmassen beisammen hatten, vieler interessanten Lavastücke nicht zu gedenken.

Wir stiegen nun, den Lavastrom immer zur Rechten, in kurzem Zickzack zu einem anderen höheren Punkt der neuen Straße empor, von wo man die ungeheure Ausdehnung des Lavafeldes sowie der anderen Ströme, die der vorjährigen Eruption ihre Entstehung verdanken, aufs beste übersehen konnte. Der Anblick der weiten ausgedehnten Flächen des schwarzen Todes, dessen düstere Erdfarbe durch keinen hellen Ton unterbrochen und durch das unheimlich vorglimmende Feuer nur noch gehoben wird, kontrastiert merkwürdig mit dem jungen frischen lachen-

den Grün üppigen Lebens, das die reiche südliche Vegetation bis unmittelbar an den Rand der Lava hervorzaubert und das gerade jetzt in fröhlichster Frühlingspracht prangte.

Ein wenig weiter oben fanden wir wieder einen interessanten Punkt der neuen Straße, welchen der von oben herabkommende Nebenzweig des Lavaströmes so eben zu überziehen im Begriffe war. Noch hatte er den Chausseeegraben der oberen Seite nicht ganz erfüllt und überschritten, und als wir am Abend hierher zurückkamen, war nicht nur die ganze Chaussee in einer Breite von etwa 20 und einer Höhe von 5—8 Fuß überschüttet, sondern der glühende Strom war noch ein gut Stück darüber in den weiter unten befindlichen Weinberg hineingeflossen, dessen Besitzer nun einfrig mit Abhauen und Ausgraben der Weinstöcke beschäftigt waren.

Nun mußten wir eine lange Strecke über ein großes, schon ganz erkaltetes Lavafeld von 1857 hinweg, dessen Spalten reich mit den schönsten weißen, gelben und roten Sublimaten und Zersetzungserzeugnissen geschnüßelt waren. Auch hier stürzte der breite Strom, ein ganzes tiefes Tal ausfüllend, plötzlich mehrere hundert Fuß hoch sehr steil ab; vom vorderen Rand desselben sah man prächtig die wunderbare Konformation des mineralischen Stromes. Als wir auch über dieses anscheinlich breite Feld hinweg geklettert waren, befanden wir uns am Fuße eines kleinen grünen Abhangs, über den wir nun zu dem „Osservatorio reale meteorologico Vesuviano“ hinaufstiegen, wo wir gerade mittags  $\frac{1}{2}$  12 Uhr anlangten. Das Observatorium ist ein stattliches, für physikalische Beobachtungen des Vesuvs errichtetes Gebäude, dessen jetziger Direktor, Professor Palmiere, darin ein großes chemisch-physikalisches Laboratorium eingerichtet und selbst viele besondere Instrumente zur Beobachtung der verschiedenen vulkanischen Tätigkeiten des Vesuvs erfunden hat. Die Sammlung im oberen Stock enthielt davon sehr schöne Stücke, z. B. ein Seismometer zur Bestimmung der Dauer, Qualität und Quantität des Erdbebens usw.

Etwas unterhalb des Observatoriums befindet sich eine Eremitage, übel berüchtigt durch ihren Bewohner, den Eremiten, der einer der unverschämtesten Wirte und Gauner Italiens ist.

Meine beiden Begleiter waren schon durch das bisherige Umherklettern so ermüdet, daß sie nach kurzer Rast erklärten, heute unmöglich mehr den Gipfel des Vesuvs erklimmen zu können. Wir hatten zwar die größere, aber nicht die schwierigere Hälfte des Weges zurückgelegt. Mich sah aber der rauchende Ke gel so verführerisch an, und dazu versprach das herrliche sonnenklare Wetter eine so schöne Aussicht, daß ich trotz vielfacher Einreden nicht den Wunsch bemeistern konnte, noch heute den Gipfel zu erklimmen.

Um 12 Uhr mittags brach ich mit dem Führer Andreas allein nach dem Gipfel auf. Der Weg führt von da an ausschließlich über alte, unebene spitze und höckerige, große Lavablöcke, welche auch den Ke gel auf seiner

Westseite ganz bedecken. Hier kletterte wir hinauf und ließen den weiter nördlich gelegenen Weg durch die Asche ganz links liegen. Dieser letztere ist allerdings zum Hinaufsteigen ebenso beschwerlich als zum Herabspringen bequem; die meisten Reisenden werden aber von den Führern gezwungen, dort hinauf zu klettern, in der sicheren Erwartung, daß sie sich dann entweder hinauf schieben, ziehen, oder in einer Sänfte tragen lassen müssen. Mein trefflicher Führer brachte mich statt dessen den weit vorzüglicheren Weg über die festen großen Lavablöcke hinauf, so daß wir die weiche abrutschende Asche, in der auf drei Schritte hinauf immer zwei hinunter kommen, gar nicht berührten. Hauptsächlich wohl aus diesem Grunde kann ich die Beschwerden der Besuvasjension bei weitem nicht so bedeutend finden, als sie gewöhnlich angegeben werden und war sehr überrascht über die Leichtigkeit, mit der ich den letzten, allerdings sehr steilen glatten Kegele erklimmte. In den Alpen habe ich oft viel beschwerlichere Ersteigungen in viel größerem Maßstabe gehabt, hinter dem diese ganz zurückbleibt.

Möglich auch, daß die Begeisterung und das lebhafteste Interesse, mit dem mich die ganze höchst merkwürdige Natur ringsum erfüllte, mir doppelte Kräfte verliehen. Wenigstens war ich fast 10 Minuten vor dem Führer auf dem Gipfel angelangt, der keuchend immer ein gut Stück zurückblieb und nachher versicherte, die „Ledeschi“ seien zwar schon im allgemeinen die besten Bergsteiger, ich wäre aber doch von allen der schnellste, ein „Ledeschissimo“. In der That hatten wir vom Osservatorio bis zur höchsten Spitze noch nicht ganz anderthalb Stunden gebraucht, während man eigentlich zwei gute Stunden dazu nötig haben soll.

Der Anblick, der sich oben dem überraschten Auge darbot, war so wunderbar schön und merkwürdig, daß ich gar nicht wußte, wo ich zuerst hinsehen sollte: auf den mächtig rauchenden schwefelgelben Krater, oder die mächtige gegenüberliegende Somma, oder die reizende Umgebung, das Panorama der ganzen Umgegend Neapels. Da schmiegte sich an den lang hingestreckten Fuß des rauchenden Vulkans der weite runde Golf, links in die steilen Felsenkämme des Mont Angelo die hohe Küste Sorrents bis zum Kap Campanella, rechts in die malerischen Zackenformen des Kap Miseno und des Bajaeschen Golfes auslaufend. Mitten in der weiten Öffnung des dunkelblauen Meeres die malerischen Felsmassen der drei reizenden Campanischen Inseln: Ischia, Procida, Capri. Der ganze Strand ringsum selbst wie eine zusammenhängende Stadt, ohne bestimmte Abgrenzung der einzelnen Ortschaften, deren weiße Häuser malerisch in den üppigen grünen Baumgärten durcheinander gestreut sind. Auch die reizende Lage der Stadt selbst, von S. Elmo überragt, am Fuße des lang hingestreckten Camoldoli-Bergrückens, übersieht man von hier prächtig, sowie nach der andern Seite die Campagna felice, die weite fruchtbare Talebene, die über Pompeji und Nocera nach Caserta und Capua, zwischen Vesuv und Apennin südöstlich hinzieht,

ein weißes Haus am andern, immer umfränzt von grünen Gärten und von den Nachbarn getrennt durch fruchtbare Felder.

Und welcher Kontrast nun zwischen dieser lachenden reizenden Landschaft, einem wahren Hesperidengarten, und dem öden starren toten Bild vulkanischer Tätigkeit in nächster Nähe! Am merkwürdigsten die unmittelbare Umgebung. Ich sitze auf einem messerscharf zugeschnittenen Trichterrand, dessen eine Wand viele hundert Fuß nach Pompeji in einer glatten kahlen Flucht hinabstürzt, während die andere ebenso steil und nackt in den großen Krater abfällt, dessen Boden, verwitterte und inkrustrierte Lava, mit den seltsamsten und fremdartigsten Farbentönen in gelb, orange, rot, rosa usw. geschmückt ist. Das Weiß und Schwefelgelb (Eisensalz) jedoch überwiegend. Nach rechts hin ist die weite Öffnung, aus der eine dichte mächtige Rauchwolke, von periodischen unterirdischen Donnern begleitet, emporsteigt, durch einen schmalen Sattel von der anderen, kleineren Krateröffnung getrennt, deren regulärer Rundung ebenfalls eine dichte Dampf wolke entsteigt. Durch die Dampfsäulen hindurch erblickt man zeitweise die Ketten der im Nordosten getürmten Apenninen, die man weiterhin nach Süden in weiter malerischer Erstreckung verfolgen kann. Und dann wieder im Osten am Fuß des Vulkans mächtige dunkelbraune vegetationslose Wälle scharf aufgetürmter Lava, Reste alter Kraterwälle usw.

Über zwei Stunden saß ich auf dem höchsten Punkt und konnte mich von dem rauhen wechselvollen Anblick nicht trennen. Dann kletterte ich auf dem scharfen, gegen Osten abfallenden Kraterrand zu der kleinen Auswurfsöffnung hinunter, in deren weißen, tiefen, trichterförmigen Abgrund ein günstiger Windstoß, der den Dampf wegtrieb, einen guten Einblick erlaubte. Mitten durch die dichte Dampf wolke, deren reicher Gehalt an Salzsäure und schwefeliger Säure heftigen Hustenreiz, Stechen in der Nase und sauren Geschmack auf der Zunge verursachte, gingen wir auf die andere Seite zum tiefen Rand der großen Kraters hinüber, wo wir es jedoch nicht lange aushielten, sondern bald den Rückweg antraten. Dieser geschah nun durch den schon erwähnten Aschenkegel an dem gegen Norden, gegen die Somma abstürzenden Abhang. Er ist mehrere Fuß tief mit ganz feiner weicher Asche bedeckt, in die man bei jedem Schritt tief einsinkt, und da außerdem der Abhang sehr steil ist, so kann man mit einem einzigen Sprung abwärts eine sehr große Strecke zurücklegen. Das war so recht nach meinem Geschmack. Ich ließ mich immer ein ganz hübsches Stückchen in die weiche Asche hinabfallen, und hatte so in 10 Minuten den Fuß des Gipfels erreicht, zu dessen Erklimmung wir fast  $\frac{3}{4}$  Stunden gebraucht hatten.

Wir standen nun im Atrio dei cavalli, so heißt das Thal oder vielmehr die tiefe Einsattelung, welche die beiden Häupter des zweigipfeligen Berges scheidet, die nördliche Somma und den südlich gelegenen eigentlichen Vesuv. Die schroffen, vielzackigen Grate des dunkelbraunen Lava-



Ernst Haeckel  
als Wanderer in Italien



rückens der Somma stürzen sehr malerisch bis zum Fuß des Aschenkegels in diesen Sattel hinab, in dessen Tiefe wir nun zwischen beiden Kegeln hingingen. Weiterhin führt der Weg wieder über einen mächtigen Lavaström von 1857. Um 4½ Uhr war ich wieder unten im Osservatorio; zum Rückweg bis dahin vom Gipfel hatten wir noch keine volle Stunde gebraucht. Wir besichtigten nun auch das Laboratorium und die Instrumente des Osservatorio, erquideten uns an dem mitgebrachten Brot und den Apfelsinen und stiegen dann den Weg, den wir am Morgen zurückgelegt, in etwas veränderter Richtung wieder hinunter... Auf dem Hinabwege sammelte ich die wenigen Pflanzen, welche jetzt am Besuv blühten: eine schöne Cerinthe, ein weißes Cistus, einige Papilionazeen, Allium usw... Um 8 Uhr waren wir wieder am Toledo angekommen, wo ich in der Trattoria Svizzera auch meinen Magen befriedigte, der über den wundervollen reichen Genüssen des Tages alle Ansprüche vergessen hatte. In der Tat war aber auch die Masse des Neuen, Interessanten, Großen und Schönen, die ich an diesem einen Tage genoß, so groß wie selten vorher...

20.

Neapel, 9. 5. 1859.

... Bestimmter und fester formt sich nun täglich bei mir das Bild unserer glücklichen Zukunft, und energischer und konsequenter bemühe ich mich täglich, auf baldige Erreichung dieses seligsten Ziels hinzuwirken. Leider entspricht freilich in dieser Beziehung, wenigstens bis jetzt, der Erfolg den Erwartungen nicht; das Bewußtsein, die bis jetzt in Neapel zugebrachten 6 Wochen (abgesehen von etwa 8 Exkursionstagen) nach Möglichkeit zu fleißiger Arbeit benützt zu haben, kann mich nicht über den schlechten Erfolg dieses vergeblichen Bemühens trösten, und bald fange ich an, daran zu zweifeln, daß überhaupt etwas Bedeutendes aus allen meinen Anstrengungen hervorgehen wird. Das wenige, was ich bisher gefunden, steht nicht im Verhältnis zu der angewandten Kraft und Zeit, und was das schlimmste ist, ich verliere dadurch ganz den Mut, den Arbeitsplan in dem unternommenen Umfang auszuführen. Bin ich auch in der Kenntnis des allgemeinen so weit Herr des Feldes, um mich in der unendlich reichen, marinen Lebenswelt so ziemlich selbständig orientieren zu können, so fehlt mir doch ganz das rechte Geschick, um die vorhandenen zahlreichen Lücken der Wissenschaft richtig zu erkennen und auszufüllen. Versuche ich, am Detail eingreifend, in das Einzelstudium mich zu vertiefen, der einzige Weg, auf dem jetzt etwas Tüchtiges zu leisten ist, so tritt der überwältigende Reichtum des Materials, die wunderbar schöne und schwierige Komplikation der Form und andererseits die unverhältnismäßige Mangelhaftigkeit meiner Hilfsmittel, am meisten aber meines Geistes, mir lähmend und entmutigend entgegen: „Mich plagen so viele Skrupel und Zweifel, doch fürchte ich mich weder vor Hölle noch Teufel,

doch ist mir dafür alle Freud' entrissen, bild' mir nicht ein, was Rechts zu wissen, bild' mir nicht ein, was Rechts zu lehren, die Menschen zu bessern und zu befehren!" — Diese und andere Faust-Gedanken verfolgen mich bei meiner Arbeit den ganzen Tag, und lerne ich dabei immermehr die unübertreffliche Wahrheit bewundern, mit der unser größter Dichter in diesem herrlichsten Drama das stete unbefriedigte Streben des lebendigen Menschengenies, in specie des Naturforschers unserer Tage, gemalt hat, so ist doch dies Vertiefen in diese Gedanken nichts weniger als ermutigend . . .

Freitag, 10. 5. 1859.

. . . Gestern morgen hatten wir an der S. Lucia ein prächtiges Schauspiel. Wir waren früh eben vom Baden zurückgekehrt, als wir sechs mächtige Dampfschiffe nebeneinander am Horizont bemerkten, welche sich rasch näherten und um 9 Uhr hier einliefen. Es waren sechs große Kriegsschiffe der englischen Marine, darunter das größte derselben, „Marlborough“, mit 131 Kanonen, eine wahre kolossale schwimmende Festung, gegen die alle andern Fahrzeuge wie schwimmende Zwerge aussahen. Das Schauspiel der Einfahrt in den Golf war ganz prächtig, wie sich die Schiffe, in eleganter Bogenlinie an der Breite des Hafens herumfahrend und sich präsentierend, dann gegenüber der S. Lucia vor Anker gingen und nun die übliche Salutkanonade begann, die, da das Admiralschiff den Admiral an Bord hatte, besonders glänzend ausfiel. Zuerst feuerte das Admiralschiff seine mächtigen Salven, dann eines der Schiffe nach dem andern; hierauf wurde das Feuer von den Hafenbatterien, den Kastells und sämtlichen im Hafen liegenden neapolitanischen Kriegsschiffen, Fregatten, zuletzt auch von der amerikanischen Fregatte erwidert. Es war ein prächtiger Anblick, als die mächtigen Dampfswolken sich auf den dunkelblauen Spiegel lagerten und dann langsam und feierlich an den Bergen hinaufstiegen. Gestern und heute habe ich mich nicht genug an dem prächtigen Anblick der im Kreis grade vor der S. Lucia liegenden und von meinem Fenster aus bequem sichtbaren Kriegsdampfer erfreuen können. Heut nachmittag bin ich bei sehr hochgehender See in einer kleinen Barke zwischen ihnen herumgefahren und habe ihre kolossale Größe von außen bewundert. Wie würde mir das Herz schlagen, wenn das eine deutsche Flotte wäre!! O, Hannibal Fischer! — . . .

21.

Neapel, 16. 5. 1859.

. . . Die verflossene Woche verlief wie die vorhergehende; das schlechte Wetter, fast täglich Regen, mit abwechselnden heftigen Winden aus allen Himmelsgegenden, hielt mich immer zu Hause, und ich bin in der einen angefangenen Arbeit endlich einmal ein sichtliches Stück vorgerückt, habe aber auch meist von früh 5 Uhr bis abends 5 Uhr ununterbrochen hinter

dem Mikroskop gefessen. Nur ein paarmal habe ich mich früh durch ein prächtiges kühles Bad am Strand gestärkt. Die pelagische Fischerei war durch das aufgeregte Meer wieder unmöglich gemacht, und so hat mich ein Mollusk, die prächtige Thetis, die ganze Woche fast ausschließlich beschäftigt. Nur ein Tag war schön, der letzte Donnerstag (12. 5.), und diesen benutzte ich zu einer hochinteressanten Exkursion. Es war dies die erste, die ich hier in Neapel so ganz *à mon gout* machte, d. h. früh 5 Uhr aufgebrochen, immer zu Fuß gelaufen, nach Herzenslust ganz allein ohne Weg und Steg herumgestiegen, botanisiert, gemalt und dabei den ganzen Tag nichts als ein paar hartgekochte Eier, Apfelsinen und trocken Brot genossen. Nichts gleicht dann dem Vergnügen, wenn ich abends tommü nach Haus komme, reich beladen mit botanischen Schätzen und mit der schönen Erinnerung an einen reinen, durch keinen menschlichen Mißton getrübten Naturgenuß. In der Art war die letzte Exkursion so recht nach meinem Geschmack.

Ich ging früh 5 Uhr über die Chiaja, den schönen Weg durch die Villa reale und am Strand hin, durch die Grotte des Posilipo, dann rechts ab zwischen hohen Gartenmauern, über die schöne, im frischen Frühlingsgrün prangende Bäume hinwegschauend, nach dem über 2 Stunden entfernten Lago d'Agnano, einem kleinen, in einen waldigen runden Bergkessel (ein alter Krater) eingeschlossenen See, der durch die Hundsgrotte (*grotta del cane*), in welcher eine fußhohe Kohlenensäureschicht steht, berühmt ist. Ich ging längs des Ufers rings um den ganzen See herum, dann an dem Astroni, einem großen schönen, jetzt dicht bewaldeten Krater vorbei nach der Solfatara, dem berühmten eingestürzten Vulkan, aus dessen hohlklingendem Boden noch jetzt an vielen Stellen heiße, saure Dämpfe emporsteigen. Ich hatte beim Botanisiren den Weg bald verloren und mußte den steilsten Abhang der Kraterwand hinaufklettern, der durch seine mineralogischen Überzüge gerade besonders interessant war und auch einige prächtige Blumen aufwies. Als ich den höchsten Punkt erreicht hatte, wurde ich durch eine ebenso schöne als merkwürdige Aussicht überrascht. Ich stand an dem oberen Rande eines weiten, regelmäßig gerundeten Kraterkessels, dessen Boden fast ganz nackt, nur mit weißen und gelben Sublimationsprodukten dicht bedeckt war. Nur an einigen Stellen der Wände schmückten zahme Kastanienbüsche die verwitterte Lava. Grade zu meinen Füßen quoll unter sausendem Getöse, wie aus dem Schornstein einer großen Dampfmaschine, eine dicke weiße Rauchsäule aus der Öffnung des Bodens hervor. Ganz schroff stürzten rings die nackten Wände in den Krater hinab. Über diesen öden, wilden, toten Vordergrund hinweg sah man einen reizenden Hintergrund. In prächtiger Rundung zog sich rechts der weite Bogen des Golfs von Bajae mit seinen malerischen Küstenformen herum, am meisten vorspringend das steile Cap Miseno, dahinter Procida, dann das mächtige, getürmte Ischia. Im Mittelgrund grad gegenüber auf hohem Felsvorsprung Puz-

zuoli. Nach der andern Seite, nach Osten, ein ganz entgegengesetzter Anblick, der Lago d'Agnano in seinem grünen waldigen Uferkranz, dann die wilden nackten Felsberge, die sich dahinter bis zum den hohen Camaldoli hinauf erstrecken. Nahebei mehr rechts der Monte Gauro, links Bagnoli, der Posilip und Misita.

Nachdem ich von der schönen Landschaft eine Aquarellskizze entworfen (die erste aus Neapels Umgegend) und eine prächtige, große, braunrote Orchidee und ein schönes rotgetupftes, gelbes Helianthemum, die den vulkanischen Boden fast ausschließlich bedeckten, gesammelt, auch auf den Felsen und in den Büschen noch umhergestiegen und ein paar andere hübsche Pflänzchen gefunden, stieg ich in den fast ganz ausgebrannten Krater selbst hinab, sah mir das Ausströmen der Dämpfe aus der Bocca ganz in der Nähe an und ging dann quer hindurch, über einen kleinen Hügel hinweg, nach dem wunderschön gelegenen Puzzuoli herab. Hier besah ich zunächst das sehr wohl erhaltene antike Amphitheater, das 30000 Zuschauer fassen konnte, dann die in antiquarischer und geologischer Beziehung weltberühmten Ruinen des sehr interessanten Serapistempels, an dessen Säulenresten verschiedene, hoch hinaufreichende Überzüge von Süßwasser- und Meeresniederschlägen Kunde von sehr bedeutenden geologischen Veränderungen, wechselnden Hebungen und Senkungen des Bodens geben, und teilweis steht er noch jetzt im Seewasser. Ich nahm verschiedene Proben der Säulenüberzüge und der Wasserbewohner mit, die durch Ehrenberg erst im letzten Jahre analysiert und ganz aufgeklärt worden sind. Von da stieg ich eine Strecke weit die schöne Via Capuana hinauf, dann wieder zum Meeresstrand hinunter, ging ein Stück nach Bajae zu und machte eine zweite Aquarellskizze von Puzzuoli und Umgebung. Am Strand fand ich hübsche Algen und noch lebend eine der größten Nachtschnecken (*Alpysia*) ausgeworfen, die mir willkommenes Material für den nächsten Tag lieferte. Nachdem ich mich durch ein prächtiges Seebad erquickt, ging ich nach 6 Stunden nach Puzzuoli zurück, von wo ich die 2½ Stunden nach Neapel für 2 Silbergroschen zurückfuhr, nämlich auf dem Deichselsitz einer sogenannten Carottola; zweirädrige, höchst leicht gebaute Einspanner, wie man sie nur hier in Neapel findet. Gewöhnlich sitzen, hocken und stehen 8—10 Personen drauf; sie können aber bis 18 aufnehmen, die sich dann an alle Teile des Fuhrwerks, an Deichsel, Tritt, Lehne, Hinterbrett, Netz unter dem Sitz usw. anklammern, höchst komische und charakteristische Genrebilder, wie man sie nirgends so wiederfindet. Halbgerädert von meinem Deichselsitz, aber höchst vergnügt kam ich um 7½ Uhr wohlbehalten in S. Lucia wieder an . . .

22.

Neapel, 23. 5. 1859.

. . . Daß es Dir in Freienwalde so gefällt, freut mich recht sehr, und ich begleite Dich oft in Gedanken auf den reizenden Spaziergängen, die

wir im Juli des vorigen Jahres dort zusammen machten. Könnt' ich nur einmal wöchentlich wieder so ein seliges Stündchen mit Dir verleben! Grüß mir das Hammertal recht vielenmal und den reizenden Püllgrund. Wie einfach und gleichförmig auch die dortige, wie so viele andere unserer norddeutschen Landschaften sein mag, sie haben doch ihre eigenen, sehr großen Reize, die der berühmten italienischen Landschaft ganz abgehen. Dahin gehört vor allem das Element, welches für uns beide recht besonderes Interesse hat, das Wasser und der Wald. Abgesehen natürlich vom Meer, das ja grade hier in Neapel durch seinen Farbenglanz und die malerische, phantastische Küstengestaltung so reizend erscheint, fehlt das Wasser in der hiesigen Landschaft gänzlich. Ich habe während der ganzen Zeit meines bisherigen Aufenthalts, in der ich doch schon ziemlich umhergestrichen bin, noch nicht einen einzigen Bach, geschweige denn Fluß oder Strom gesehen. Die starken atmosphärischen Niederschläge, die dicken Regenströme und der starke Tau müssen den absoluten Mangel des fließenden Wassers ersetzen. Doch bleibt das Land trotzdem immer trocken und staubig, was bei großer Sonnenhitze besonders unerträglich wird. Nicht weniger als der schöne, frische Quellenreichtum unseres Nordens wird hier der reiche Schmuck unserer frischgrünen Wälder vermißt, für den die Drangenhaine und die traurig silbergrünen Olivenpflanzungen nur ein schwacher, trauriger Ersatz sind. Nein, es lebe Deutschland! — ...

Da ich nun meine Wohnung in der S. Lucia in den nächsten Tagen verlasse, muß ich Dir vorher doch noch eine kleine Skizze von dem Raum geben, der Deinen Ernst nun schon 2½ Monat beherbergt, so oft Deinen Namen gehört und täglich Dein liebes, freundliches Bild gesehen hat. Das beste an dem kleinen Zimmer ist die wunderherrliche Aussicht, von der Du einen Teil, nämlich die in der Mitte gelegene Vesuvansicht, schon aus einem früheren Briefe kennst. Rechts schließt sich daran die schöne, zackige Kette der Sorrentiner Berge bis zum Campanellakap, allerdings durch das grade davorgelegene Castel dell' uovo größtenteils verdeckt. Links vom Vesuv erscheint über dem langen Molo mit seiner Hafensbatterie die schöne, langgestreckte, ferne Kette des blauen Apennin, zum Teil durch den aus dem Hafen vorragenden Mastenwald verdeckt. Den Mittelgrund des reichen, bunten Gemäldes füllt der blaue Golf mit seiner ewig wechselnden Szenerie, durch die verschiedensten Schiffe belebt. Im Vordergrund endlich habe ich den ganz kleinen, durch zwei gekreuzte Steindämme eingefassten Hafen der S. Lucia, in dem die kleinen Fischerbarken liegen und eine Menge Gerüste zum Fang der „Frutti di mare“, der Seeigel, Muscheln, Schnecken usw. angebracht. Un diesen schließt sich, unmittelbar unter meinem Fenster, die breite, sonnige Straße S. Lucia selbst, welche, da sie die Verbindung von Alt- und Neu-Neapel, d. h. von der Hafenstadt mit der Riviera di Chiaja, herstellt, außerordentlich belebt ist. Hier in Neapel ist das aber ein wahres Unglück, und schon dies allein könnte mir den längeren Aufenthalt hier ganz verleiden. Denn

von dem unerträglichen Skandal, der hier selbst in den nur mittelmäßig belebten Stadtteilen herrscht, würde man bei uns vergeblich sich ein Bild zu machen suchen. Ein ruhiger Norddeutscher, plötzlich hierher versetzt, würde sich in einem Zollhaus zu befinden glauben. Ordentlich sprechen können die Leute hier gar nicht, entweder gestikulieren (worin sie wahre Meister sind und eine vollständige Telegraphensprache besitzen) oder aber schreien und toben, als gälte es die wichtigste Angelegenheit des Staats; dabei ist es das kleinste Bagatell. Die zahllosen Ausrufer usw., die auf der Straße debutierenden Dudelsackpfeifer, Marionettentheater-Direktoren usw. tragen nicht wenig dazu bei, diesen Lärm zu vervielfältigen, und die unaufhörlich auf und ab fahrenden Wagen und Karren, die horribel schreienden Esel und Maulesel machen daraus vollends ein Konzert, das einem alle Seelenruh' zu nehmen imstande ist . . .

Schon an und für sich ist das kleine Zimmer so eng, daß eine einigermaßen wohlbeleibte Person sich nur mit Mühe darin herumdrehen kann; nun denk Dir aber noch all das kleine Hausgerät und Handwerkszeug des Naturforschers darin zerstreut; die Netze, die Eimer für die Seetiere, das zum Trocknen aufgehängte und ausgebreitete Pflanzenpapier, die Pflanzenpresse, die verschiedenen, zum Trocknen präparierten Tiere usw., und Du kannst Dir einen Begriff machen, wie eng und ungemütlich es da zugeht. Die schöne freie Aussicht auf das Meer und die sehr günstige Lage so nah am Strand (ich muß öfter täglich mehrmals mir frisches Seewasser im Eimer selbst heraufholen) sind kaum imstand, diese Unbequemlichkeiten etwas aufzuwiegen. Die S. Lucia selbst ist eine kurze, breite Straße, welche das Arsenal mit dem Castel dell' uovo verbindet. Letzteres liegt auf einer sehr kleinen Klippeninsel, die nur durch eine schmale, lange Brücke mit dem Land verbunden ist. Da es grade an einem vorspringenden Winkel des Golfs gelegen, weit in diesen hineinragt, bildet es eine der größten pittoresken Zierden der Stadt von allen Seiten. In der Mitte der S. Lucia springt ein Rondel ins Meer vor, auf welchem oben die Austernfischer, die Corallari und die Fischer, die sich mit dem Fang der „frutti di mare“ beschäftigen, feilhalten. Meist findet man außer Austern daselbst Seeigel, Muscheln (Solen, Cardium, Venus), *Ascidia rustica* usw., welche unter dem Kollektivnamen der „Seefrüchte“ von den Fischern zusammengefaßt werden. Doch habe ich wenig für mich Brauchbares da gefunden.

Vom Rondel steigt man auf wenigen Stufen zu einer gemauerten Umfassung hinunter, die eine Schwefelquelle einschließt. Hier sitzen die für ihre gute Verdauung sehr besorgten Neapolitaner der mittleren Klassen alle Abend bis spät in die Nacht hinein beisammen und trinken um die Wette von dem scheußlichen Schwefelwasser, das noch mit einer Menge Schlamm verunreinigt ist. Da hier zugleich der Landungsplatz der kleinen Fährboote ist, so geht es hier immer sehr lebhaft zu, besonders Sonntags, wo das dichte Gewimmel der ab und zu gehenden Personen

auch in tiefer Nacht nicht aufhört. Innerhalb des kleinen Hafens, der sich bis vor mein Fenster erstreckt, sehe ich jeden Abend mehrere Barken mit Fackeln zum nächtlichen Fischfang hinausfahren. Das Glühen der roten Fackeln und ihr Widerschein im Wasserspiegel, mit der glühenden Vesuvlava um die Wette, der vorn im Boot stehende und den Spieß zum Aufspießen der Fische haltende Mann, der immer aufmerksam in die Tiefe späht, geben ein sehr malerisches Bild ab. An der Ecke der S. Lucia, wie fast an allen Straßenecken, stehen die Buden der Acquajolen, d. h. der Wasserhändler. Diese halten den ganzen Tag über Eiswasser vorrätig, was bei dem allgemeinen Mangel guten Trinkwassers in der Stadt eine wohlthätige Einrichtung ist. Meist läßt man sich eine Zitrone oder Orange in das Wasser hineinpresse, jezt bei der Hitze eine treffliche, durststillende Erquickung . . .

23. Neapel, 20. 5. 1859.  
Freitag

Zweite Vesuv-Erkursion.

Ich ging diesmal ganz allein, fuhr um 5 Uhr auf der Eisenbahn nach Portici und stieg dann über Resina zwischen den Mauern der Fruchtfelder und Drangengärten empor. Die Lava war seit meinem ersten Besuch (vor 4 Wochen) etwa eine Viertelstunde weiter heruntergerückt und hatte die in Schlangenwindungen aufsteigende schöne neue Straße an vier Stellen überflossen und unterbrochen. Die Villa Fiorillo, bei der damals der Lavastrom zum erstenmal die Chaussee kreuzte, lag schon tief darin begraben, die damals blühenden Obstgärten und Weinberge waren mit der undurchdringlich festen schwarzen Decke verhüllt. Zufällig traf ich ein paar Träger, die zum Regel heraufstiegen und deren Schritten folgend ich glücklich über das unterste Ende des Lavastroms hinwegstieg, aus dem überall kleine glühende Bäche hervorquollen und die vorliegende Pflanzung anzündeten. Die Stücke, auf denen ich den Übergang suchen mußte, waren noch ganz heiß, dampften mächtig, und  $\frac{1}{2}$  Fuß darunter, oft auch rings von allen Seiten, schoben sich die glühendflüssigen Massen über und durcheinander hervor. Auf der Höhe der Bank stand ein mächtiger ausgehöhlter Lavablock, aus dessen Innern kaskadengleich ein Feuerstrom hervorkam und sich über eine steile Böschung etwa 30 Fuß hoch herabwälzte. Die eigentümliche Bewegung der dickflüssigen, breiartigen Kieselverbindungen ließ sich hier schon in der nächsten Nähe beobachten. Da die Reibung an den unebenen, einschließenden Wänden sehr stark ist, so fließen die beiden Seitenteile des Stroms viel langsamer als die Mitte, und so entstehen die strickförmigen, nach innen konver vorgewölbten Linien auf der Oberfläche, die rasch erstarrt, während die Masse zunächst darunter noch lange flüssig bleibt. Diese konzentrischen

Linienysteme erinnern ganz an die sogenannten Gufferlinien der Gletscher, ebenfalls nach vorn vorgewölbte, erhabene Krümmungen der Gletscheroberfläche, die auch der gleichen Ursache, dem rascheren Fluß der Mitte ihre Entstehung verdanken. Überhaupt fiel mir heute wieder mehrfach die Analogie zwischen manchen charakteristischen Bildungen der Lavaströme und der Gletscher auf. Nur ist natürlich die Schnelligkeit der Bewegung bei ersteren viel, viel bedeutender, da die Masse viel dünnflüssiger ist als das Gletschereis, dessen Körner viel inniger zusammenhängen und sich schwerer verschieben. Die Fortbewegung in dem selbstgegrabenen Bett hat aber viel Ähnliches. Besonders muß dies bei einem großen, breiten Lavaström der Fall sein, der, wie es bei den meisten Eruptionen der Fall ist, gleich nach dem Ausfließen erstarrt. Der Lavaström, dessen Fluß noch gegenwärtig fortdauert, unterscheidet sich aber darin merkwürdig von allen andern, frühern, daß er gleichsam chronisch ist, während jene alle mehr oder weniger akut waren. Elf Monate fließt nun bereits ununterbrochen die Lava aus und hat bereits eine ungeheure Schlucht an der Westseite völlig ausgefüllt. Während die feuerflüssigen Silikate sonst aus einer einzigen großen Auswurfsöffnung in dickem Strom hervorquellen, findet hier umgekehrt der Ausfluß aus vielen tausend kleinen Öffnungen statt, deren Lage man unter den hoch darüber aufgetürmten, schon erstarrten Massen nicht mehr angeben kann. Der ganze Boden darunter muß trichterförmig durchlöchert und die ganze Masse von einem glühendflüssigen Alderneß durchzogen sein. Oben, unten, an den Seiten, überall, wo sie sich zufällig Bahn brechen, dringen Hunderte von kleinen Feuerquellen hervor und verändern die Bodenformation wesentlich auch noch da, wo man sie schon längst fixiert glaubt. Ich sah heute den Ausfluß aus mehreren kleinen Mündungen ebenso reichlich und lebhaft an einer schon eine halbe Stunde höher gelegenen, größtenteils schon ganz erstarrten Decke, wie an dem jüngsten untersten Teile, der sich noch mit relativer Schnelligkeit verschob. Über einen stark geneigten kleinen Abhang des letzteren floß die Lava am Abend, wo ich über 2 Stunden dabei stand, gegen 4 Fuß weit vor. Meist geht es aber viel langsamer.

Nachdem ich die erste, unterste Lavamasse passiert hatte, mußte ich noch über drei andere wegflettern, die die Straße neuerdings wieder überschritten hatten, ehe ich auf die alten Laven kam, auf denen man zum Osservatorio emporsteigt. Da die Morgennebel sich noch nicht ganz niedergeschlagen hatten, blieb ich hier bei dem etwas oberhalb gelegenen Kreuz sitzen und machte eine Aquarellskizze von dem prächtigen Bild, in dem der Golf von Neapel hier in prächtiger Rundung vorlag. Um Mittag wollte ich endlich zum Regal selbst aufsteigen; da sich jedoch eine dichte Wolke unbeweglich um sein Haupt gelagert hatte und auch weiterhin die Berge von Sorrent und die Inseln im Nebel noch verhüllt waren, so wäre die Aussicht heut nicht lohnend gewesen, weshalb ich nur bis in

den Sattel zwischen Somma und eigentlichem Vesuv hineinstieg und am Fuß des eigentlichen Aschenkegels, im Atrio dei cavalli sitzend, eine Skizze von den außerordentlich wilden, zerrissenen, nackten Felsformen entwarf, in denen der Kamm der Somma fast in Form eines Amphitheaters sich um das Atrio ringsumher zieht. Gegen Abend kletterte ich noch auf den alten, vielfach durcheinander gemengten Laven umher, welche den Boden dieses Sattels erfüllen und die größte Fülle von abenteuerlich und phantastisch geformten Schlackenlaven darbieten . . .

Der Abend auf dem Vesuv war sehr schön. Die Inseln und der Posilip erschienen gegen Sonnenuntergang im herrlichsten Blaulicht. Ich eilte rasch vom Observatorium über die Lavafelder hinunter, um noch vor Dunkelwerden wieder auf festem Boden, d. h. jenseits der letzten, noch feuerflüssigen Strecke zu sein, kam aber kaum noch vor Loresschluß hinüber. Ich mußte lange probieren, ehe ich für die letzte Strecke zwischen den hervorquellenden Feuerbächen hindurch einen sicheren Pfad gefunden hatte, und hätte mir doch beinahe zu guter Letzt noch die Sohlen verbrannt. Meine schweren, dicksohligen und eisenbeschlagenen Alpenstiefel leisteten mir dabei wieder die trefflichsten Dienste. Das herrlichste Schauspiel wartete aber meiner noch, als es ganz dunkel wurde; ich glaubte mich wirklich in ein orientalisches Märchen versetzt. Die roten Feuerströme, die zu Hunderten aus den Flanken des Berges hervorquollen, erschienen in der schwarzen, mondlosen Nacht überaus herrlich und lieferten ein Schauspiel, das seinesgleichen suchte und das sich die lebhafteste Phantasie kaum prächtiger vorstellen kann. Besonders herrlich erschienen die kleinen Feuerquellen in unserer nächsten Nähe, an die ich bis auf 2 Fuß Entfernung herankletterte, um so die interessanten Bewegungserrscheinungen in nächster Nähe zu beobachten. Sehr interessant war das Fortwälzen des äußersten Borderteils des Stroms, der, wenn er an einem kleinen Absturz oder einer Lavaklippe angelangt war, abbrach und wie ein roter Goldklumpen halb fließend, halb rollend ein paar Schritte weiter hinunterfiel. Das Schauspiel war so überaus herrlich, so reich an immer neuen und wechselnden, prachtvollen Szenen, daß ich über 2 Stunden dort verweilte. Erst um 9½ Uhr schickte ich mich an, noch die 3 Stunden nach Neapel zu Fuß zu laufen. Da führte ein glückliches Ungefähr vier deutsche Damen (zwei aus Berlin und zwei aus Dresden) herbei, welche in einem Wagen herausgefahren waren, um das Glühen der Lava zu sehen. Ich hatte sie an unserem Mittagstisch kennengelernt, führte sie nun noch zu den Feuern herauf und sie waren dann so freundlich, mir den Platz neben dem Kutscher auf dem Bock anzubieten, was ich mit großem Vergnügen annahm und so noch ziemlich rasch und bequem um 12 Uhr nachts nach Neapel zurückgelangte, reich beladen mit botanischen Schätzen und den schönsten unterweltlichen Feuerlandschaftsbildern, von denen ich mir wünschte, daß meine Feder noch einigermaßen ein Bild von ihrer Pracht entwerfen könnte . . .

24.

Neapel, 28. 5. 1859.

Heute war ich zum erstenmal in Pompeji, auf das ich mich schon lange gefreut hatte. Schon mehrmals hatte ich mich mit anderen zu der Partie verabredet; immer war mir eine hübsche Seebestie, eine Thetis oder ein großer Seestern dazwischen gekommen. Heute war endlich einmal ein freier Tag, ohne Material, und so benutzte ich das schöne Wetter, um mit einem Wiener Kaufmann, Lau, nach dem klassischen Ort zu fahren. Man fährt mit der Eisenbahn am Strand hin über Portici, Torre del greco, Torre dell' Annunziata, dann in einem Halbkreis um den Fuß des Vesuv herum, an dessen Südostseite die alte Römerstadt ausgegraben ist. Da sie durch die ausgegrabene und rings aufgeschüttete Erde sowie durch junge Baumpflanzungen verdeckt ist, so wird man sie erst gewahr, wenn man die Eisenbahn verlassen hat und in die uralten Straßen selbst hineintritt. Um so überraschender ist der fremdartige, mit der gewohnten modernen Umgebung natürlich nicht wenig kontrastierende Habitus, der hier überall ausgeprägt dem Beschauer entgegentritt. Ich war durch die vielen Reste des römischen Altertums, die ich bereits auf der Reise gesehen, durch die reichen Sammlungen von Florenz und Rom, durch das hiesige Museo Borbonico, sowie durch Lektüre usw. schon ziemlich auf das, was ich hier noch sehen sollte, vorbereitet, und doch wurde ich durch den Anblick des Ganzen in seiner vollen, so gut erhaltenen Wirklichkeit, durch tausend neue, interessante Einzelheiten vielfach überrascht und meine Anschauung des römischen Altertums vielfach korrigiert und modifiziert. Wie lebhaft habe ich da an Euch Lieben alle gedacht und Euch hergewünscht, um mit mir diesen Spaziergang zwei Jahrtausende rückwärts in die Menschengeschichte zu machen. Besonders hätte ich Dir, lieber Vater, diesen Genuß gegönnt und Dir gern den meinigen geopfert. Wie interessant es mir auch war, so hätte ich doch gern darauf verzichtet, wenn ich Dich statt meiner ein paar Stunden hätte herzaubern können, da ja Dein Interesse an dem Menschenleben, der Kulturgeschichte und Entwicklung das meinige bei weitem übertrifft und Du gewiß viele interessante Punkte herausgefunden hättest, die den Naturforscher nicht weiter anzogen. Wir gewöhnen uns leider nur zu sehr daran, den Menschen al pari mit den übrigen Bestien zu betrachten, wozu man hier in Neapel allerdings besonders Gelegenheit hat... Auch sind die Reize der Natur hier zu mächtig, als daß man viel Lust behalten könnte, sich mit Menschengeschichte abzugeben. Wie mächtig aber doch diese massenhafte Anzahl wohlertaltener Reste römischen Altertums, dieses verkörperte Stück uralter Geschichte selbst auf das weniger empfängliche Gemüt wirken, kannst Du daraus sehen, daß sie selbst mich, den unmenschlichen Naturforscher, so dauernd anzogen, daß ich vom Morgen bis zum Abend in den klassischen Ruinen umherwanderte und mich zuletzt nur ungern und mit der Absicht, recht bald wieder zu kommen, davon trennte.

Ich möchte Dir gern in kurzen Zügen eine Skizze des Ganzen geben, um Dich so wenigstens etwas mit in dieses vor fast 2000 Jahren in fester Form erstarrte Leben zurückzusetzen. Ich fürchte aber, daß es mir wie mit Rom geht, wo auch der übergroße Reichtum an prächtigen Kunst-  
denkmälern und interessanten Altertümern meine Fassungskraft so be-  
meisterten, daß ich lange Zeit brauchte, um mir nur selbst all des Großen  
und Herrlichen klar bewußt zu werden und dabei gar nicht einmal dazu  
kam, Euch ordentlich davon mitzuteilen. Fast ebenso überwältigend wirkt  
Pompeji, welches mein Interesse am klassischen Altertum, das ich durch  
Rom schon völlig erschöpft und nach allen Richtungen befriedigt glaubte,  
doch noch einmal von neuem belebt und in einer neuen und interessanten  
Richtung gefördert hat. Gewissermaßen bildet Pompeji die Ergänzung,  
den Schlußstein zu allem anderen vorher Gesehenen; nirgends so wie  
hier wird man in das altrömische Leben im großen und ganzen zurück-  
versetzt. Noch viel mehr würde dies der Fall sein, wenn die alte Ruinen-  
stadt in dem Zustand, in dem sie ausgegraben worden, gelassen wäre.  
Leider ist aber alles Mobile daraus entfernt, und man muß sich die Ein-  
zeilheiten, die alle, zum Teil erstaunlich gut, erhalten sind, im Museo  
Borbonico hier in verschiedenen Abteilungen zusammensuchen. Da fin-  
den sich denn nicht nur schöne und reiche Kunstdenkmäler in größter An-  
zahl, sondern auch alle Gegenstände und Erfordernisse des täglichen Le-  
bens, wie sie eben grad an dem Tage, als im Jahre 79 der Vesuv die  
drei Städte begrub, da vorhanden waren; also alle die verschiedenen  
Hausgeräte, Kleider, Mobilien, Handelsartikel, ja sogar eine Menge  
Lebensmittel, Brot, Fleisch, Früchte usw. in ganz deutlich kenntlichem,  
obwohl natürlich mumifiziertem Zustand. Außerordentlich groß ist na-  
türlich die Zahl der verschiedenen Kunstfachen, Mosaik- und Fresko-  
gemälde, Gemmen, Kameen, Schmucksachen, Bronzen, Statuen usw.,  
am interessantesten aber fast die Gegenstände des täglichen Lebens, in  
deren Konstruktion und Ausführung bis ins kleinste Detail herab jener  
außerordentlich hohe, künstlerische Schönheitsinn sich kundgibt, dem-  
gegenüber unsere Jetztzeit als halb barbarisch erscheint. Alles dieses so-  
wie alles Bewegliche ist also leider, wie gesagt, aus Pompeji entfernt;  
stünde es noch an Ort und Stelle, es müßte einen einzigen Anblick ge-  
währen und mit wahrhaft märchenartigem Zauber 1800 Jahre zurück-  
versetzen. Tun doch schon allein die stehengebliebenen immobilen Reste  
in ihrer fahlen Nacktheit die erstaunlichste Wirkung. Dieses, was man  
jetzt noch an Ort und Stelle sieht, ist also die Stadt im ganzen, die Häuser  
und Straßen, übrigens noch kaum zum vierten Teil ausgegraben (welche  
unbegreifliche Indolenz auch nur hier in Neapel möglich ist). Ohne eine  
systematische Beschreibung zu versuchen, die auch kein anschauliches Bild  
geben würde, will ich nur das, was mir besonders auffiel, hervorheben.

Am meisten überrascht im allgemeinen der außerordentlich hohe  
Schönheitsinn, mit dem alle, auch die gewöhnlichsten und kleinsten Pri-



dicke, grünem, grobem Glas geschlossenen Fenster sind sehr klein. Auch die Außenseite ist meist schön geschmückt, die Mauersteine mosaikartig gesetzt oder zierlich bemalt. Ebenso klein als die Häuser, so schmal sind durchschnittlich die Straßen, und in dieser Beziehung sind die modernen Städte weit vorzuziehen. Mit Licht und Luft sind sie früher nicht verschwenderisch umgegangen. Sehr schön ist aber wieder der allgemeine Wasserreichtum, die Wasserleitungen, Brunnen und Bäder, die keinem Hause mangelten.

Das Straßenpflaster ist sehr gut, wie auch im heutigen Italien (hier in Neapel ist das Pflaster gradezu das Beste, was es gibt); große, platte, polygonale Quadern, an den breiten Straßen auch Trottoirs, zum Teil aus Asphalt oder mit Mosaik eingelegt. In der Mitte der Straßen tiefe Rinnen für die schmalen Wagengeleise. Vor den Toren, die die breite, doppelte Mauer im Bogen durchbrechen, Gasthäuser und Pferdeställe in Rundbogengängen.

Von den Privathäusern ist größtenteils ihre Bestimmung noch sicher nachzuweisen, zum Teil schon aus den daselbst gefundenen Gerätschaften und aus der ganzen Einrichtung. So sind die Bäckereien, Getreidemühlen, Barbierstuben, Materialläden, Apotheken, Kneipen usw. noch deutlich kenntlich. In den Läden und Kneipen sind noch die kolossalen tönernen Gefäße und die schönen, roten Krüge, die zur Aufbewahrung von Öl, Wein usw. dienten, die Gestelle für die Flaschen usw. wohl erhalten. Nicht weniger interessant als die Privathäuser sind die öffentlichen Gebäude und Plätze, obwohl deren Einrichtung und Bau auch schon aus andern alten Ruinen wohlbekannt ist. Doch ist ihre Vereinigung, ihr Verhältnis zum Ganzen, auch nirgends so schön wie hier zu übersehen.

Von den öffentlichen Plätzen ist das Forum civile der schönste und größte, ein langes Rechteck, von einer Säulenhalle, mit Statuen zwischen den Säulen, umgeben, ringsum Magistratsgebäude, Magazine und Tempel. Durch ein Vestibül damit verbunden ist die fast 200 Fuß lange, 70 Fuß breite Basilika mit prächtigen Pilastern und Säulenreihen, entweder ein Tempel oder eine große öffentliche Gerichtshalle, an einem Ende noch unterirdische Grotten (Gefängnisse). Von den öffentlichen Gebäuden ist das wohlerhaltene Amphitheater das größte, dessen ganze Einrichtung, die unterirdischen Behälter der wilden Tiere, die Bogengänge für die Gladiatoren, die verschiedenen Rangstufen der Sitze ringsumher, man sehr hübsch übersieht. Die Stufenreihen sind zum Teil noch ganz erhalten, die untersten für die Leute ersten Ranges, dann mehrere Reihen für Kaufleute und Militär, dann für die übrigen Bürger, über diesen für den Plebs und zu allerletzt ein Kreis von bedeckten Ranglogen. Rings öffnen sich über 100 verschiedene Ausgänge. Das Oval der Arena mit den Galerien ringsumher sieht besonders von oben sehr hübsch aus, von wo man auch eine prächtige Rundsicht in die schöne Umgebung Pompejis hat; im Westen ganz nah der Vesuv mit seinen ungeheuren, dunkel-

braunen nackten Lavafeldern, südlich der reizende Golf, von Castellammare und Torre dell' Annunziata befränzt, vor denen das malerische Felseiland Rovigliano mit Ruinentrümmern liegt, weiterhin die malerischen Küsten von Sorrent bis Cap Campanella hin und zuletzt Capri; im Osten und Norden die üppige, unserer „goldenen Aue“ vergleichbaren Campagna felice, mit reichen Gärten, Feldern und Dörfern, aus der schroff die zackige, steile und zum Teil bewaldete Gebirgskette des Monte Angelo sich erhebt, in deren Schluchten man tief hineinsieht.

Auf dem oberen Randstück der höchsten Theatergalerie umherkletternd, wurde ich noch durch den Fund von zwei prächtig duftenden und gemalten Orchideen (einer Orchis und einer Ophrys) erfreut. Von da gingen wir zu den beiden andern Theatern, dem tragischen und dem komischen, dicht nebeneinander gelegen, die ebenfalls mit ihrer ganzen Einrichtung, der sehr schmalen Szene mit dem stabilen Hintergrund, dem engen Orchester, dem weiten Halbrund für die Zuschauer mit den Halbkreissitzen und den Logen verschiedenen Ranges sehr wohl erhalten ist. Zwischen beiden Theatern in einer Vertiefung liegt das Forum nundinarium, wo die Jahrmärkte gehalten wurden, ringsum eine schöne, viereckige, buntbemalte Säulenhalle. Jetzt ist inmitten des Forum ein hübscher, den alten, hier stationierten Invaliden gehöriger Drangengarten, wo wir selbst auf die Bäume kletterten und uns die Drangen herunterholten.

Wir trafen hier drei andere Norddeutsche, mit denen wir nachmittag in das erste Hotel Diomède gingen und bei einer Flasche köstlichen Falernerweins und nachher dem unübertrefflichen Lacrymae Christi vom Besuch sehr vergnügt waren und der lieben, fernen Heimat viel gedachten. Wo man hier nur Deutsche trifft, hört man dieselben Ansichten und Gefühle über das geliebte Vaterland aussprechen; alle sehnen sich herzlich danach zurück, und eigentlich wohl und heimisch fühlt sich keiner hier, selbst nach jahrelangem Aufenthalt. Der Gegensatz gegen die Italiener ist aber auch in jeder Beziehung zu groß, und wo hier nur Deutsche zufällig sich zusammenfinden, werden sie schnell miteinander bekannt und repräsentieren dem Ausland gegenüber eine Einheit, wie man sie leider im Vaterland selbst nur selten trifft. Der klassische Wein, mit dem wir natürlich auch auf das Wohl der fernen Lieben die Gläser klingen ließen, machte uns recht munter, und bald hallten die einsamen, toten Straßen der Gräberstadt, das Haus des tragischen Dichters, wo wir uns niederließen, vom Klang deutscher Volkslieder wider. Gegen Abend gingen wir nochmals zu den verschiedenen Tempeln, in denen man zum Teil auch noch neu ausgegrabene kleine Gegenstände, Hausgerät, Penaten usw. sieht und dann zu dem sehr hübschen Haus der Dioskuren, der Tänzerinnen, Vestalinnen und endlich zu den öffentlichen Bädern, die bekanntlich bei den Alten eine große Rolle spielten und mit großer Bequemlichkeit und Eleganz eingerichtet waren. Auch in den meisten größeren Häusern sind noch besondere Badezimmer vorhanden. Zum Schluß gingen wir nochmals in

die Basilika und auf das Forum und fuhren schließlich um 7 Uhr abends, nachdem wir 9 Stunden in dem klassischen Altertum umhergewandert waren, mit der Eisenbahn nach Neapel zurück . . .

25.

Neapel, 29. 5. 1859.

. . . Wie lieb bist Du heut wieder, daß Du in Deinem Brief, meine Anni, auf meine Fehler und Schwächen eingehst und sie durch Deinen liebevollen ermunternden Zuspruch zu mindern und zu verscheuchen suchst. Leider tut das wieder recht not, denn wieder ist eine Woche vergangen, in der ich trotz hartnäckig fortgesetzter Arbeit fast nichts zustande gebracht habe. Ja, der Kleinmut und die Hoffnungslosigkeit waren in der letzten Zeit so gewachsen, daß ich fast ganz die Hände hätte sinken lassen und wieder trostlosem Weltschmerz mich hingeeben. Da kommen denn die ermutigenden Worte aus Deiner munteren, frischen Seele grad zurecht, um die ermattenden Gedanken wieder zu stärken und die nachlassenden Hände zu neuer, frischer Tätigkeit anzuspornen. Im ganzen beurteilst Du die Gründe und Ursachen meiner Mutlosigkeit ganz richtig, wie ich dies auch selbst erkenne, ohne doch ernstlich dagegen aufkommen zu können. Selten hat es doch gewiß einen Menschen gegeben, in dem Wollen und Können in so schlechtem Verhältnis standen wie bei mir. Ich will das Gute aus aller Kraft meiner Seele; klar sehe ich das Ziel vor mir liegen, dem ich nachstreben möchte — und doch glaube ich fast, daß jeder Schritt dazu mich eher davon entfernt als nähert. Hätte ich doch lieber nie dieses höhere Ziel erkannt, wäre es mir lieber ganz dunkel geblieben und irrte ich lieber blind in der Finsternis umher, wie der größte Teil der übrigen Menschen, als daß ich jetzt es klar und scharf vor mir sehe, mit der Gewißheit, es nie zu erreichen, mit der Unmöglichkeit, mich ihm auch nur wesentlich zu nähern. Je mehr ich hierin mich selbst zu erkennen, meinen Kräften die angemessene Richtung zu geben trachte, desto weniger komme ich darüber ins klare, desto weniger scheinen mir die disponiblen Kräfte dem erhabenen Ziel angemessen. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen!“ Welch schrecklicher Dualismus zwischen dem Ideal, zu dem unsere strebende Seele sich zu erheben fähig ist, und der trostlosen, vernichtenden Wirklichkeit, in deren Staub wir zu kriechen verdammt sind.

Ich weiß, Du verstehst mich, liebster Schatz, wenn ich mich auch falsch und plump ausdrücke, fehlt mir ja doch die Form überall. Auch dies ist ein großer Fehler von mir, auf den ich mir aber eher etwas einbilde, als daß ich ihn bedaure. Ich muß es hier jetzt oft von den nächststehenden Bekannten (wie schon früher so oft als Student) hören: „Wie schade um den netten, jungen Menschen; wenn er doch etwas auf sich hielte, wenn er doch sein Außeres, seine Form kultivierte, wenn er doch etwas repräsentierte!“ Wenn ich so etwas höre, so höre ich auch immer etwas von

mephistophelischem Hohngelächter in meiner Seele, ja, dann fange ich an, mich etwas zu fühlen; denn dann verstehe ich wohl und fühle es tief, daß ich in meinem Innern etwas besitze, eine Fülle und Tiefe gemischter Ideen, von denen eben die hohlen Alltagsköpfe sich nichts träumen lassen, und in diesem Reichtum könnte ich mich, indem ich ihn mit Dir teile, die Du ihn würdigst und verstehst, ich könnte mich darin glücklich fühlen und zur Zufriedenheit zu gelangen hoffen, wenn da nicht schon im Hintergrund wieder der rastlose Dämon lauerte, der mich nie ruhen ließe und immer mit gieriger, wilder Hast nach dem Ziel der Wahrheit weiter triebe.

Einen Trost gibt es da freilich noch, aber einen schlechten, es ist der, daß alle Geister, die mit aufrichtigem Streben in die Natur der Dinge einzudringen trachteten, diesem bösen Geist zum Opfer fielen, daß niemals die entschleierte Wahrheit ihren heißen Drang befriedigte. Da schwebt mir immer das Bild meines erhabensten Lehrers und Meisters, Johannes Müller, vor. Hat ihn nicht dieser tiefe Zwiespalt der Seele, dieser unselige Dualismus zwischen Wollen und Können, Ziel und Kraft, Ahnen und Erkennen, dieses ewig unbefriedigte und doch ewig brennende Feuer der Sehnsucht nach dem Bild der Wahrheit, hat dieses ihm nicht die düsteren Falten der Schwermut in die göttliche Jupiterstirn gegraben, die kein, auch nicht der reinste Lebensgenuß, keine Freude, auch nicht die größte, die des Schaffens und Erkennens, ganz zu glätten und zur Befriedigung zu kehren vermochte!? Gewiß, ich könnte mich mit diesen und allen andern Geistern trösten, die im beständigen Streben nach dem Schauen der göttlichen Wahrheit doch nie dazu gelangt sind; ich könnte eben in diesem Streben meine Befriedigung finden, wenn nur meine Leistungen innerhalb dieser nun einmal unübersteiglichen Grenzen einigermaßen befriedigend wären und nicht allzusehr mit dem guten Willen im Mißverhältnis ständen! . . .

Der Hauptgrund dieses trostlosen Kleinmutes liegt aber darin, daß die faktische Leistung so sehr weit hinter diesem Streben zurückbleibt. Zwei Monate sitze ich nun schon hier, und was habe ich trotz der dauernden, angestregten Arbeit zustande gebracht, trotz der Selbstüberwindung, mit der ich hier im Garten Europas, wo die reizende Natur zum vollen, hingebenden Genuß einladet, mich streng an mein Spezialstudium gefesselt habe, trotz der Geduld, mit der ich so vieles, vieles ganz umsonst getan und verfolgt habe? Nichts, was der Rede wert ist. Meine Freunde machten es mir immer zum Vorwurf, daß ich mich zu sehr zersplitterte, daß ich im Streben, das Naturganze zu erfassen, zu sehr über das Einzelne, das doch erst die Steine zum Aufbau des Ganzen lieferte, hinwegspränge. Dieser Vorwurf war gerechtfertigt, und ich habe mich deshalb in diesen zwei Monaten möglichst konzentriert, habe die lockenden Versuchungen, welche mir die lachende, reizende und überreiche Flora und Fauna des Meeres und Landes bereiteten, überwunden und mich streng an ein Einzelstudium gefesselt. Aber wie wenig bin ich dafür belohnt, oder viel-



Notwendigkeit der Verhältnisse mich schafft. Ich habe Dich ja ebendarum auch so unendlich lieb und will Dir von Deinen Überzeugungen und Ideen auch nicht das geringste nehmen! Vielleicht wirst Du durch die großen Mängel, die Du da mit mir bekömmst, einigermaßen durch einige andere Seiten meiner Person entschädigt, auf die ich jetzt bei öfterer Selbstbetrachtung und Vergleichung mit andern aufmerksamer geworden bin, als ich es früher war. Es ist das die strenge Sittlichkeit im praktischen Leben, auf die eigentlich insofern kein Gewicht gelegt werden sollte, als sie sich von selbst verstehen sollte. Leider habe ich aber bei dem ungleich weiteren Gesichtskreis, den mir diese Reise öffnete, gesehen, daß in der sogenannten feinen, gebildeten Gesellschaft eher das Gegentheil als selbstverständlich betrachtet wird. Da kann ich denn meinen trefflichen Eltern nicht dankbar genug sein, daß sie von Kind auf an mit so eiserner Strenge im Punkte der Moral mich rein und unbefleckt zu erhalten gesucht haben, daß wenigstens in diesem einen Punkte mein ganzes Leben eine feste Richtschnur hat...

26.

Napoli, 29. 5. 1859.

Liebe Eltern!

Am 26ten erhielt ich Euren lieben, am 20ten abgeschickten Brief. Vor allem habe ich mich sehr gefreut, daß es Dir, liebste Mutter, wieder besser geht und Du Dich ordentlich erholst. Nimm Dich nur recht noch in acht und krame nicht zu viel im Haus herum, besonders bei der Wäsche. Mit welcher Teilnahme ich die Nachrichten über Alexander von Humboldts Tod und Begräbniß gelesen, könnt Ihr denken. Doch hatte er in glücklichster Tätigkeit sein volles Leben ausgelebt und die ewige Ruhe wohl verdient. Deshalb ist der Verlust nicht entfernt so groß wie vorm Jahre der von Johannes Müller, der sich wohl mit Humboldt messen konnte, ja, ihn in vielem überflügelte, wenn auch seine Tätigkeit auf beschränkterem Felde sich hielt. Dieser wurde in der Blüte der Jahre aus der vollen Tätigkeit gewaltsam herausgerissen, und sein Verlust für die Wissenschaft wie für seine nahestehenden Schüler ist gleich unerseßlich. Ich freue mich bei allem, was ich hier finde, immer nur halb so, als wenn ich wüßte, daß ich es Johannes Müller mitteilen könnte; und auch seine Stütze entbehre ich gar sehr. Meine ganze Entwicklung ist durch den frühzeitigen Tod Müllers gehemmt und wesentlich zurückgeblieben, da er gerade in den Moment fiel, wo ich mit ihm erst recht vertraut geworden war und von dem häufigen Verkehr mit ihm den größten Nutzen hätte haben können. Auch für mein weiteres Fortkommen würde ich an ihm eine Stütze gehabt haben. Und wie mir, so fehlt er vielen andern seiner Schüler. Die unerbittliche Parze war zu grausam, ihm mitten im vollen Lauf den Lebensfaden abzuschneiden. Humboldt dagegen hat ausgelebt und den Kreis seiner Tätigkeit vollkommen durchlaufen...

27.

Neapel, 6. 6. 1859.

... Ich werde nun wohl Ende dieser Woche Neapel verlassen, worauf ich mich herzlich freue. Ich bin den ekelhaften Schmutz in den Häusern, den tollen, wüsten Lärm auf den Straßen, den unangenehmen Verkehr mit den schlechten Wirtsleuten, den rohen, indolenten Fischern, den dicken Staub und die heiße Sonne der S. Lucia jetzt herzlich satt und werde mich in der stillen Einsamkeit von Capri oder Ischia, wo ich ganz nur meinen Studien leben kann, gewiß sehr wohl fühlen ...

Am Tage vor der Grablegung, am 31. Mai, wurde die Leiche des verstorbenen Königs mit dem größten militärischen Gepränge aus dem Schloß nach der Gruftkirche S. Chiara gebracht, bei welcher Gelegenheit ich den größten Teil des neapolitanischen Heeres, das aus den Provinzen dazu hereinbeordert war, in großer Parade zu sehen bekam. Gegen unsere Truppen stechen sie durch ihren Mangel an strammer Haltung sehr ab und machen einen liederlichen, schlappen Eindruck, wie alle Italiener. Am fremdartigsten sahen die mit Maultieren bespannten Bergkanonen aus; am prächtigsten die berittene, überreich geschmückte Leibgarde. Mit den einzelnen Truppenabteilungen wechselten die verschiedenen geistlichen Bruderschaften, Mönchsorden und der höhere Klerus ab, die in wahrhaft grauenregender Anzahl vorhanden waren. Solange dies Gesindel die Oberhand behält, ist allerdings an Aufblühen des Landes nicht zu denken!

Tags zuvor vor diesem festlichen Auszug war die Leiche des Königs auf einem Paradesarg in einem prächtig mit Trophäen, Statuen, Goldschmuck, Trauerzeichen usw. geschmückten Saale des Schlosses ausgestellt. Obgleich es sehr schwierig war, durch die dichtgedrängten, um die Wette sich stoßenden und durcheinander schnaubenden, tobenden Volksmassen und durch die sie mit Stockhieben ziemlich unsanft zurücktreibenden Schweizergarden sich einen Weg zu bahnen, gelangte ich als „forestiere“ doch glücklich hinein und konnte mich über den Popanz, das Lügen- und Blendwerk, das dieses heuchlerische Gaunervolk hier in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigt, hinreichend ärgern. Das beste war aber, daß ich bei dieser Gelegenheit die sonst jetzt ganz unzugängliche Terrasse des Schlosses zu sehen bekam, von der man einen prächtigen Blick auf den Golf, den Vesuv und die Sorrentiner Berge, Capri und den Posilip genießt, im Vordergrund das königliche Arsenal mit dem vor Anker liegenden königlichen Privatdampfer usw. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich, den eben erhaltenen letzten Brief vom lieben Schatz lesend, mitten durch die Wachen hindurch, die mich vermutlich nur des fremdartigen Aussehens halber, vielleicht wegen des total grauen Habits (deswegen ich jetzt als Englese passiere!) mich ruhig durchließen. Von der Terrasse ging ich in den reizenden, kleinen Privatgarten der königlichen Familie, wo ich ganz allein unter blühenden Palmen, Magnolien, Azalien usw. über eine Stunde umherwanderte ...

28.

Neapel, 25. 6. 1859.

... Das Pfingstfest, das meine hiesigen Bekannten bei dem schönsten Wetter zu Excursionen benutzten, mußte ich leider in der Stube zubringen, da Acton mir zwei Polypen gebracht hatte, von denen ich vermute, daß sie neu sind, und die ich also gleich möglichst genau beschrieben und abgebildet habe. Damit vergingen die drei Pfingstfeiertage. Am 15ten und 16ten packte ich sämtliche Siebensachen und Instrumente zusammen, um sie nach Capri zu schaffen und die S. Lucia zu verlassen. Es war aber so viel dabei zu tun, daß ich nur mit genauer Not fertig wurde und sie in die Apotheke schaffen konnte, wo sie noch beim Dr. Binz stehen...

Von meiner über alle Erwartung und Beschreibung gelungenen, prächtigen achttägigen Expedition nach Ischia möchte ich Dir so gern ein recht warmes und lebendiges Bild entwerfen, wie ich es in Gedanken schon ganz für Dich ausgearbeitet hatte. Aber die Nachricht von der Mobilmachung, die mich gestern abend hier bei meiner Rückkunft empfing und wie ein Kaltwassersturz all das helle Feuer glücklichster Naturbegeisterung, das mich ganz durchglühete, auslöschte, hat mir augenblicklich allen Mut dazu genommen, und Du mußt daher noch auf eine glücklichere Stunde warten und Dich vorläufig mit einer kurzen Skizze des Umrisses begnügen.

Die Nachtfahrt durch den Golf von Neapel und Bajá beim klarsten Vollmondschein war über alle Beschreibung prächtig und ließ uns fast gar nicht schlafen. Da der Wind sehr widrig war, mußten wir volle 12 Stunden kreuzen und legten erst morgens früh 9 Uhr in Ischia an, wo wir in der reizend gelegenen, trefflichen Pension Patelamo (in Casamicciola) die beste Aufnahme fanden. Den ersten Tag benutzten wir zur Besichtigung der nächsten Punkte der Nordostküste, des reizendsten Theils der Insel. Am zweiten Tag (18. 6.) bestiegen wir den höchsten Punkt der Insel, den prachtvollen Epomeo, mit der schönsten Aussicht, 1800 Fuß hoch. Am Sonntag, 19ten, Besuch der wundervoll malerischen Nordküste, der Stadt Forio, die durch Bau, Umgebung und Vegetation ganz nach Afrika versetzt, und des Monte Imperatore an der Westküste. Am 20. 6. wieder Nordküste bei Lacco und Casamicciola. Am 21ten besuchten wir die wundervollen, wilden Felschluchten Sinigaglio und Bal di Tresta mit wahrhaft tropischer Vegetation und heißen Quellen, und gingen dann über den Monte Labor, ebenfalls mit heißen Quellen, nach der Stadt Ischia an der Nordostspitze. Von hier am 22ten über das alte Lavafeld, dem Lacco, von der letzten Epomeo-Eruption im Jahre 1301 herrührend, nach der Südküste, die wir ganz durchwanderten, bis zu dem südlichsten Punkt S. Angelo. Am 23ten fuhren wir mit Barke beim köstlichsten Wetter nach Procida herüber, von da nach Cap Misen, von wo wir am Abend nach Bajá wanderten und hier übernachteten. Am 24ten (Johanni) gingen wir nach Cumá und dessen Umgebungen und fuhren den Abend mit Barke nach Puzzuoli, von da mit Curriculo hierher.

Die ganze Exkursion war vom schönsten Wetter begünstigt und gehört zum reizendsten, was ich je erlebt habe. Das Hauptverdienst hat aber dabei mein liebenswürdiger Reisegefährte, in dem ich durch diese gemeinsame Tour mir den liebsten, besten Freund gewonnen habe. Dieser liebe, treffliche Naturmensch heißt Hermann Almers und ist Gutsbesitzer in dem Dorfe Rechtenfleeth in Ostfriesland, nahe dem Weserausfluß. Noch nie hat mich der glückliche Zufall auf einer Reise mit einem Menschen zusammengeführt, der mich so ergänzt und so mit mir harmonisiert. Es fehlt mir heute Zeit und Ruhe, um Dir eine genügende Schilderung dieses köstlichen, edlen Prachtmenschen zu geben, daher nur folgende Andeutungen: er botanisiert, dichtet reizend, skizziert und malt sehr schön und leicht, hat das tiefste Interesse für Natur und Naturwissenschaft und erfaßt alle Seiten derselben mit einer Tiefe und Innigkeit, die bei einem Dilettanten sehr selten ist. Dabei ist er sehr bewandert in Kultur- und Kunstgeschichte, und ich habe in dieser Beziehung sowie in seiner höchst liebenswürdigen, humanen Art, das Menschenleben aufzufassen, sehr viel von ihm gelernt, so wie er andererseits in dem mehr wissenschaftlichen Teil der Naturbetrachtung manches von mir gelernt hat. Er hat eine Menge reizender Gedichte gemacht, von denen er mir viele mitgeteilt hat, auch Naturschilderungen aus Nordwestdeutschland — „Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe, Gotha, Scheube 1859“ — geschrieben, die Dir gewiß sehr gefallen werden. Ich kann Dir nicht sagen, welchen wohlthätigsten Einfluß diese köstliche und tiefpoetische, norddeutsche, innige Menschennatur auf mich ausgeübt hat. Sie hat Saiten in mir angeschlagen, Gefühle und Bestrebungen erweckt, die ich schon ganz erstorben glaubte und mich in gewissem Sinne mir selbst wiedergegeben. Schon nach den ersten Tagen unserer Bekanntschaft waren wir so innig vertraut, daß wir auf dem ewig kochenden vulkanischen Boden des Monte Labor den deutschen Bruderfuß tauschten und das trauliche Du an die Stelle des zeremoniösen Sie treten ließen. Selten hat gewiß Mutter Natur zwei ihrer treuesten, begeistertsten Jünger zusammengeführt, die so für einander passen. Alles, was mir an Gutem und Edlem fehlt, besitzt dieser herrliche Freund, und ich habe wieder andere Charakterseiten ausgeprägt, die den seinen ergänzen.

Von unserem köstlichen Zusammenleben auf Ischia werde ich Dir mündlich erzählen. Den ganzen Tag saßen und wanderten wir draußen in der herrlichen Natur, in einer wahrhaft tropischen Vegetation, die meine Pflanzenpresse bis zur Dicke eines Fußes gefüllt hat, und botanisierten und zeichneten und aquarellierten. Indem wir gegenseitig unsere beiden Reisepläne modifizierten, hatten wir bald einen köstlichen gemeinsamen großen Plan für die nächsten Monate gemacht, in dem der Gedanke, alles gemeinsam zu machen, die Hauptfreude war . . .

29.

(Aus einem Zirkularbrief an die Freunde.)

Unvergeßlich wird mir jene herrlichste Nacht bleiben, in der wir in einer kleinen Fischerbarke nebeneinander ausgestreckt jene prächtige Fahrt unternahmen. Eine Beleuchtung verschiedenster Art, wie man sie nur in Neapel ähnlich haben kann. Über uns der klarste Sternenhimmel, von dem die Sternenlichter aus tiefstem Blau durch die ätherklare Luft wie feurige Pfeile herabschossen — am Strande die unendliche Reihe blinkender Laternen, die sich an dem ganzen weiten Hellrund des Golfes von Neapel, vom Posilip durch die Villa reale, Ischia, längs der S. Lucia und des ganzen weiten Hafens, bis Mesina und Portici und weiterhin bis Torre dell' Annunziata, wie die zusammenhängende Lichterreihe einer einzigen ungeheuren Straße herumziehen, dazu das Meer kleiner Lichterchen, die sich durch die Stadt an den Hügeln hinauf bis zum Castel Elmo und S. Martino heraufwinden, dann entgegen auf dem Wasser die roten Pechfackeln der Fischer, die die Kalamare harpunieren und dazwischen die bunten Laternen der englischen und französischen Kriegsdampfer, die die neapolitanische Hauptstadt beständig bewachen. Als ganz besonderes Extrafeuerwerk kommt nun zu all der Illumination noch die kolossale Schlange von rotglühender, immer weiter herabwallender Lava, welche an dem mittleren Drittel des mächtigen Vesuvkegels in vielen Windungen herabkriecht; dahinter ging später noch die glühende Vollmondscheibe auf, welche uns das wunderherrliche Schauspiel noch mit größerer Deutlichkeit betrachten ließ. Endlich fing auch noch die See prächtig zu leuchten an: lange Streifen grünlich glimmenden Feuers krönten den Kamm der Woge, die der Schiffskiel durchschnitten hatte, und jeder Ruderschlag brachte einen strahlenden Lichtstern im Wasser heran, so daß also alle vier Elemente wetteiferten, uns durch ihr verschiedenes Licht zu entzücken: Wasser und Erde, Luft und Feuer! —

Unvergeßlich werden mir auch die höchst genußreichen acht Tage auf der Insel Ischia selbst bleiben, wo eine Fülle ungeahnter, herrlicher Naturgenüsse sich uns erschloß und wo sich in dem gemeinsamen, doppelten Genießen die Bande unserer Freundschaft knüpften. Ischia und Capri bleiben für mich die reizendsten, reichsten und originellsten Erdenwinkel, die ich auf der ganzen Reise gesehen, und wenn irgendwo (außer den deutschen Gebirgen), möchte ich auf einer dieser beiden seligen Inseln die Worte anschreiben: „*Ille terrarum mihi praeter omnes angelus ridet!*“ Capri hatte ich schon vorher auf einer kleinen Exkursion vom 1.—3. Mai kennengelernt. Capri ist viel kleiner und hat daher den Vorzug, sich viel mehr als ein zusammenhängendes Ganzes studieren zu lassen: man lernt alles Einzelne genauer kennen und in Zusammenhang bringen. Auch ist es noch schöner, origineller und wilder. Ischia dagegen ist reicher und mannigfaltiger, hat eine viel größere Fülle reicher, südlicher Wege-

tation, schöne, höchst eigentümliche Städte und Bewohner, die zum Teil ihre halb griechische, halb maurische Abstammung in Sprache, Sitte und Tracht noch deutlich erkennen lassen. Die hohen vulkanischen Gebirge Ischias sind teils mit üppigen Fruchtfeldern und Weingärten, teils mit dichten, schönen Wäldern bedeckt, und nirgends in Italien habe ich so wie hier in der ganzen reichen Fülle der südlichen Vegetation geschwelgt und mich ihrer eigentümlichen Pracht erfreut. Namentlich sind es die tiefen, senkrecht in den Lavaleib des Epomeo hineingehenden Klüfte, welche mir in dieser Beziehung die reichste Ausbeute lieferten. Das verwitterte vulkanische Gestein, das ohnehin schon eine außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt, wird durch die heißen Quellen, die dem Innern des Berges entströmen, noch fruchtbarer und fetter gemacht, und der den ersteren beständig entsteigende Wasserdampf, der nur langsam aus der eng geschlossenen Kluft entweicht, macht aus dieser ein förmliches Treibhaus mit tropischem Klima. Vor allem sind es die Farnkräuter, an denen dieser subtropische Einfluß bemerkbar ist. Überall von den Rändern und Spalten der Kluft hängen prachtvolle, mannslange Wedel *Woodwardsia radicans* herab, dazwischen die seltene *Pteris longifolia*. Auch das überaus zierliche Venushaar (*Adiantum capillus Veneris*), das reizendste aller Farnkräuter, das die Felsen und Grotten Italiens überall aufs zierlichste bekleidet, habe ich nirgends in solcher Fülle und Größe wie hier entwickelt gefunden. Dazwischen hängen prächtige, blaue Glockenblumen, weißblühender Kapernstrauch und rotblütige Brombeeren vom triefenden Felsen herab, und würzige Labiaten erfüllen die Luft mit aromatischem Duft. Die nackten, sonnverbrannten Luffseiten des höheren Epomeogürtels sind mit einer Zone schönblühender, immergrüner Halbsträucher, meist Eriazeen, bedeckt, und alle Schluchten und Hügel bergen eine Fülle seltener und merkwürdiger Pflanzen, von denen eine große Artenzahl diesem merkwürdigen Eiland ausschließlich eigen ist.

Zu den besonderen Naturmerkwürdigkeiten Ischias gehören nächst jenen halb unterirdischen Schluchten die große Anzahl heißer Quellen, die überall dem Boden entsprudeln, einige selbst am Meeresstrand und sogar unter der Oberfläche, so daß nur die zurückweichende Woge momentan das Loch im Sande entblößt, aus dem das kochende Wasser hervorsprudelt. Die Landschaft bietet auf allen Seiten der Insel, die wir in diesen acht Tagen nach allen Dimensionen durchstreiften, eine Fülle überraschender, charaktervoller Bilder, so daß wir hier zum erstenmal unsere Skizzenbücher tüchtig füllten. Auch einen hübschen Stoß schöner Pflanzen brachte ich in der Reisepresse von Ischia zurück; schon die vorhergehenden, für die zoologischen Studien so ungünstigen Wochen in Neapel hatte ich zu fleißigem Pflanzensammeln benutzt, und auch nachher auf der Penisola wurde noch eine hübsche Anzahl gesammelt, so daß ich die Frühlingsflora von Neapels Umgebung in ihren besten Repräsentanten besitze . . .

30.

Neapel, 2. 7. 1859.

Bermutlich werdet Ihr heut oder gestern meinen letzten Brief vom 25. 6. bekommen haben, den ich nach meiner Rückkehr von Ischia, unter dem vollen Eindruck der Nachricht von der Mobilmachung, schrieb. Soviel ich mich erinnere, war er ziemlich konfus und unlogisch hingeschrieben, da die Idee von der plötzlichen Notwendigkeit der Rückkehr nicht in die schönen Reisepläne passen wollte, die ich soeben erst mit meinem lieben Allmers ausgedacht hatte, und die durch den köstlichen Aufenthalt in Ischia neues Leben und frische Nahrung erhalten hatten. Auch hatte die darauffolgende schlaflose Nacht, in der das angenehme Leben eines königlich preussischen Militärunterarztes mit Feldweibelrang, mit seinen verschiedenen Bandagierbeschäftigungen und offiziellen Plackereien lebhaft meine Phantasie beschäftigte und mit den gehofften Reisefreuden Siziliens in sonderbaren Kontrast trat, mich dergestalt verstimmt, daß jene letzten Nachrichten Euch vermutlich wenig erbaut haben werden. Ich erwartete bestimmt, daß am folgenden Montag die Einberufungsordre eintreffen werde, zumal mir ein hiesiger Landwehrleutnant auseinandersetzte, daß die Armeereserve, zu der ich gehöre, zugleich mit der Landwehr mobil gemacht würde. Doch muß dies wohl nicht richtig sein, da Dein letzter Brief, mein liebster Schatz, den ich am Montag erhielt, wider Erwarten kein Wort von einer für mich eingetroffenen Einberufung sagt und auch am Donnerstag, wo das zweite, direkte Schiff kam, keine weitere Nachricht von Euch angekommen ist. Die fieberhafte Unruhe, die mich in dem ersten Teil dieser Woche aufregte, hat sich daher im zweiten etwas gelegt, und ich möchte nun fast vermuten, daß ich vorläufig nicht eingezogen werde. Doch ist die Ungewißheit darüber immerhin sehr unangenehm, und ich erwarte mit größter Spannung die weiteren Nachrichten. Gerade jetzt wäre mir die Unterbrechung des ganzen Reiseplans sehr unangenehm, da ich nach langem Kampf mit Heimweh und Liebesschnsucht, deutscher Idealschwärmerei und abstrakter Grillensfängerei, die mir anfangs in Italien die Augen ganz verschlossen, jetzt endlich so weit gekommen, diese Gedanken nicht zu verdrängen und zu vernichten, aber in natürlicherer Weise zu modifizieren, so daß ich neben aller Liebe und Schnsucht, mit der ich in jeder Stunde an die liebe Heimat mit all ihrem Süßen zurückdenke, doch noch die Augen offen behalte für all das Schöne und Große, was Italiens Kunst und Natur überall in so reichem Maße bietet...

Mit welcher Spannung und Teilnahme wir jetzt immer die Nachrichten aus dem Norden und insbesondere über die Haltung Preußens erwarten, könnt Ihr Euch denken. Ich lese bei Binz die „Kölnische Zeitung“, deren vernünftige, besonnene Artikel mich sehr ansprechen. Allmers, Binz und ich sind die einzigen Deutschen, die hier diese Richtung vertreten, und zwar mit einem Eifer, der uns schon manche Feinde zugezogen hat. Die übrigen Deutschen sind alle durchaus Osterreich freundlich gesinnt, und

namentlich sind die Herren, die mit uns am Tisch aßen, durch und durch Kreuzzeitungsritter, so daß ich mit diesen ganz auseinander bin. Leider wird hier fast ausschließlich die „Allgemeine Augsburger Zeitung“ gelesen, welche durch ihren Austriazismus hier allen Deutschen die Köpfe verdreht hat. Glücklicherweise ist sie seit dem 9. 6. gänzlich ausgeblieben, da sie nicht mehr durch Frankreich hindurchgelassen wird. Sollte Preußen wirklich so töricht sein, jetzt aktiv und aggressiv zugunsten der doch verlorenen Lombardei einzuschreiten, so hätte dieses infame Lügenblatt einen großen Teil der Schuld daran durch sein ewigen Hezereien. So sehr leid mir die lieben, tüchtigen Tiroler und Steiermärker und alle die österreichischen Deutschen tun, die zugunsten des österreichischen Kaiserhauses zu Tausenden sich schlachten lassen, so wenig kann ich irgendeine Sympathie für Oesterreichs Herrschaft in Italien fühlen und fände es wohl am besten, daß sie die Lombardei gänzlich aufgeben. Sollten wir für Unterdrückung der italienischen Nationalität, deren Freund ich sonst durchaus nicht bin, das Schwert ziehen, so würde ich nur höchst ungern meine Unterarztdienste dazu hergeben; sollten wir dagegen einberufen werden, um der elenden deutschen Kleinstaaterie und Junkerwirtschaft ein Ende zu machen, die 36 Raubstaaten in ein freies, mächtiges, einiges Deutschland zu verwandeln und die despotischen Raubritter und Fürsten daraus zu verjagen, so würde ich mit Vergnügen alle meine Pläne deshalb aufgeben; sollte der Prinz von Preußen den Mut haben, die Frankfurter Reichsverfassung von 1849 als zu Recht fortbestehend zu proklamieren und sich als Kaiser an die Spitze zu stellen, so würde ich mit Flügeln zurüdeilen, um mein Wollen und Können dazu hinzugeben. Freilich sind das wohl nur schöne Traumereien, die unser liberales Kleeblatt hier in bescheidener Zukunftshoffnung ausgeheckt hat; hoffentlich werden wir aber doch noch einmal etwas erleben, was dem ähnlich sieht . . .

31.

Neapel [Anfang Juli].

Die fortwährende Spannung und unruhige Erwartung über die nächsten Kriegseignisse und den Anteil, den wir daran nehmen werden, hat mich natürlich in der letzten Woche wenig zu dem reichen Genuß von Neapels Kunst und Natur kommen lassen, zu dem mir jetzt, namentlich seit ich das Arbeiten ganz aufgegeben, vornehmlich durch Allmers Gesellschaft die Quelle geöffnet ist. Jetzt, wo mich nicht mehr das Mikroskop und der Büchertisch an das Zimmer fesseln, sehe ich Neapel mit ganz anderen Augen an und habe in den acht Tagen, seit ich wieder hier bin — trotz jener unruhvollen Störungen — mehr von Neapel selbst gesehen als in den ganzen  $2\frac{1}{2}$  Monaten vorher. Ich wohne jetzt in einem der Zimmer S. Lucia Nr. 31, die durch ihre wundervolle Aussicht, die für die schönste in Neapel gehalten wird, berühmt sind, und zwar in einem der höchsten Nester — vier Treppen, d. h. 116 Stufen hoch!! — von denen



doch so viel lieberem Feuerwerk, mit dem die Koksöfen am Hafenplatz Nr. 4 mich erwarten. Allerliebsterweise habe ich grade das Zimmer neben Allmers bekommen; unsere Verbindungstür steht den ganzen Tag offen und wir leben wie Brüder zusammen . . .

Den größeren Teil der letzten acht Tage habe ich mit Ordnen und Schreiben der Ischia-Erinnerungen und der massenhaften Pflanzensätze sowie Vollenden unserer Aquarellskizzen zugebracht. Zwei Vormittage war ich mit Allmers im Museo Borbonico, wo er mir durch seinen ungemein zarten, feinfühlenden, hochpoetischen Kunstsinn und seine hübschen kunstgeschichtlichen Kenntnisse, die mir leider ganz mangeln, eine neue Welt eröffnet hat; auch in dieser Beziehung würde die sizilianische Reise in seiner Gemeinschaft doppelte Frucht für mich bringen. Meine Zeichenbestrebungen haben auch durch ihn neues Feuer erhalten, und ich wetteifere mit ihm darin in Fleiß und Lust, leider nicht in Talent und Geschick. Vorigen Sonntag haben wir köstlich in Camaldoli verlebt, von dem ich Euch schon früher schrieb und das für den schönsten Punkt in Neapels Umgebung gilt . . .

32. Neapel, 8. 7. 1859.

. . . Einen köstlichen Tag verlebten wir gestern bei den pompejanischen Wandgemälden. Ich glaube Dir schon früher geschrieben zu haben, liebstes Herz, in welchem Grade mich der hohe, edle, einfache Charakter vollendeter Schönheit, der aus diesen Gemälden spricht, mich entzückt hat, um so mehr, als er ganz unerwartet war. In Beziehung der idealen und doch so naturwahren Auffassung lassen diese antiken Gemälde nach meinem Geschmack alle modernen weit hinter sich — und doch findet man in unseren jämmerlichen Lehr- und Handbüchern die Malerei der Alten kaum dem Namen nach erwähnt. Wir haben gestern den ganzen Tag vor nicht mehr als vier Gemälden zugebracht, deren Köpfe Allmers sich genau abgezeichnet hat . . .

. . . Das reizendste Bild, das ich vielleicht allen andern vorziehe, war eins, welches ich gewissermaßen erst entdecken mußte; da es, weil es sehr ruiniert und vernachlässigt ist, wie alle derartigen alten Bilder, ganz in einer alten, staubigen Ecke unten am Boden versteckt war . . . Als ich diese köstliche Perle aus ihrem Schmutz und Staube herausgefunden, konnten wir uns lange nicht von ihrem ergreifenden Anblick trennen; die Hauptfigur ist eine Jungfrau, die, von einem Sklaven gestützt, in ein Schiff steigt. Hinter ihr steht ein junger, trotziger Krieger, der mit ebensoviel Bestimmtheit und Mut auf das Schiff hinausschaut, als der unendlich schöne und tiefe Blick des reizenden Mädchens Unsicherheit und Bangigkeit verrät. In diesen köstlichen Augen liegt eine ganze Welt von Gefühlen. Mit der größten Kunst könnte man die Flut widerstreitender Ideen, mit der der Mensch einem dunkeln, unbestimmten Schicksal ent-

gegenſieht, nicht reicher und tiefer ausdrücken, als hier geſchehen iſt, mittelſt ein paar einfacher Pinſelſtriche. Nichts iſt überhaupt mehr zu bewundern als die ungemaine Einfachheit der Mittel, mit der die Maler der Alten dieſe großartigſten Reſultate erzielten. Alles geſchieht durch möglichſt wenige, einfache, breite Pinſelſtriche, und dieſe geben eine Wirkung, die man a priori für unmöglich halten ſollte. Was unſer Bild vorſtellen ſoll (das leider ſehr beſchädigt iſt), haben wir nicht erfahren können; ich vermute: Kassandra, die nach der Zerſtörung Trojas von Ujar Dileus, dem Lokrerkönig, auf ſein Schiff gebracht wird. Der wunderbare, tiefe Blick der überaus edlen und ſchönen Jungfrau hat mich ſeitdem förmlich verfolgt. Augen haben die Alten überhaupt in einer ſo wunderbaren Weiſe darzuſtellen gewußt, daß alle unſere neue Malerei dagegen als Stümperei erſcheint, und wie ungemain einfach iſt das alles! . . .

33.

Sorrento, 26. 7. 1859.

Endlich, endlich an Deinem Namenstage — am „Annatag“ — komme ich wieder dazu, mein liebſter Schatz, mit Dir zu plaudern; ſei mir nicht böſ, daß ich Dich ſo lange habe auf Antwort warten laſſen; aber dieſmal ging es halt nicht anders — erſt kam ich nicht zum Schreiben und dann ging das Schiff nicht, und alſo fehlte auch die Beförderungsgelegenheit. Morgen will mir nun ein Norweger dieſen Brief mitnehmen . . .

Am 17. 7. wollten wir Neapel verlaſſen, aber heftiger Regen und Sturm (ſehr erwünſcht nach der langen Gluthitze) hielt uns bis zum 18ten. An dieſem Tag fuhren wir nachmittag um 3 Uhr nach Portici, um den Beſuch noch vor Sonnenuntergang zu beſteigen, und ſowohl dieſen, wie den Aufgang von Mond und Sonne und das Glühen der Lava, vom Gipfel des Wunderberges zu beobachten . . .

Eine nähere Schilderung dieſer Tour ſollt Ihr ſpäter haben, heute nur ſo viel, daß Gott ſei Dank alles noch gut genug ablief und wir mit blutig gerißenen Händen und Füßen und Verluſt eines Theils des Gepäcks (das nämlich in eine Lavakluft fiel, als ich einmal einige 30 Fuß mit allen Gepäcksballen herabrollte), wie mit einem blauen Auge davonkamen. Als wahren Troſt kann ich Dir und den lieben Alten aber hinzufügen, daß dieſe tolle Tour, gegen die alle früheren Touren, die großen Gletscherwanderungen, die Erſteigung des Waghmann, Epomeo uſw. reines Kinderſpiel waren, mir für immer alle Luſt zu übermäßigen Abenteuern benommen hat. Es wird wohl die letzte, allein unternommene, bedeutende Bergerkursion ſein. Auch hat Almers hoch und teuer geſchworen, ſich nie wieder meiner Führung dabei anzuvertrauen, und läßt Dir unter herzlichen Grüßen beſonders verſichern, daß er dafür ſorgen werde, daß ich nie wieder etwas Ähnliches unternehme. Ich habe aber ſelbſt allen Mißus zu abenteuerlichen Parforsetouren vollſtändig eingeübt und könnt Ihr alſo für den weiteren Verlauf der Reiſe völlig be-

ruhigt sein. Übrigens werden wir auch in Sizilien alle Touren mit Führer und Esel machen.

Unsere nächtliche Besuerverkursion war aber auch so toll, daß sie hier in Neapel kaum Glauben fand. Ich kam unter der größten Anstrengung, wobei mir der Schweiß in Strömen am Leib herablief und von Zeit zu Zeit ein heftiger Krampf die Schenkel ganz kontrahierte, etwa nach 10 Uhr oben auf dem Gipfel an, der arme Almers erst um 2 Uhr. Den Rest der Nacht bewunderten wir teils das furchtbar wilde und großartige Naturschauspiel ringsumher, eine wahre Hölle, nichts als schwarzer Tod und glühende Lava, teils wärmten wir uns gegenseitig, in einen gemeinsamen Plaid gewickelt und vor einer Fumarole hockend. An Schlaf war auf den messerscharfen Zackenspitzen der glasharten Lava nicht zu denken. Nach Tagesanbruch bewunderten wir noch ein paar Stunden die köstlichste Rundsicht beim schönsten Wetter, waren aber zu den beabsichtigten Aufnahmen viel zu elend und schleppten uns mühselig nach Neapel hinunter, wo wir erst am späten Nachmittag anlangten . . .

Mittwoch, 20. 7. Nachmittag fuhren wir auf der Eisenbahn nach Pompeji, und zwar, wie ich jetzt immer tue, 4. Klasse, eine in dem „gentilen“ Neapel von einem „forestiere“ unerhörte „Gemeinheit“. Es gibt hier nämlich eigentlich nur drei Klassen, von denen die 2. schlechter als unsere 3., und die 1. noch nicht so gut als die deutsche 2. ist. Die 3. Klasse sind offene Wagen ohne Sitze, ganz gleich denen, in denen man bei uns die Pferde und Schweine transportiert. Nun ist aber die famose Einrichtung, daß Leuten der ärmsten Klasse, Lazzaronis usw. auch der Preis der 3. Klasse noch ermäßigt wird, und zwar nur, wenn sie „Tasche und Mütze“ oder Schifferhüte tragen, als „persone di giacca e coppola“. Wir „poveri pittori tedeschi“ machen nun unsere Erkursionen jetzt in einem so vollkommenen Schifferkostüm — worin besonders ein (den antiken Merkurhüten in der Form ganz gleicher) Strohhut im Preise von 5 Gran (20 Pfennig!!) charakteristisch ist — daß selbst die steinherzigen Eisenbahnбилетeurs mit unserer Künstlerbörse Mitleid empfinden und, wenn wir 3. Klasse verlangen, uns die noch viel billigere 4. geben. Da fahren wir denn im bunten Gemisch mit allen möglichen Leuten der niedersten Klassen, besonders Bauern und Schiffern, und haben weit mehr Amusement, sehen mehr Interessantes und lernen Land und Leute viel besser kennen als in den langweiligen Menageriekästen der 2. Klasse. Bei den vornehmen Neapolitanern, bei denen Gehen eine Sünde und Glacéhandschuh und Zylinderhut unerläßliche Bedingungen zum Leben für einen „uomo civile“ sind, haben wir dadurch natürlich allen Kredit eingebüßt, Gott sei Dank! Doch ich vergesse über unserer famosen „giacca e coppola“ ganz unser liebes, herrliches Pompeji, in dem wir in rechter, reiner, deutscher Künstlerlust zwei überaus genußreiche Tage verlebt haben. Vor dem Seetor Pompejis steht eine recht gemütliche, gute Künstlerkneipe, Hotel de Diomède, in deren Veranda und



unsere beiden Norweger aus, mit denen wir in Sorrent herzliche, genussvolle Stunden verplauderten.

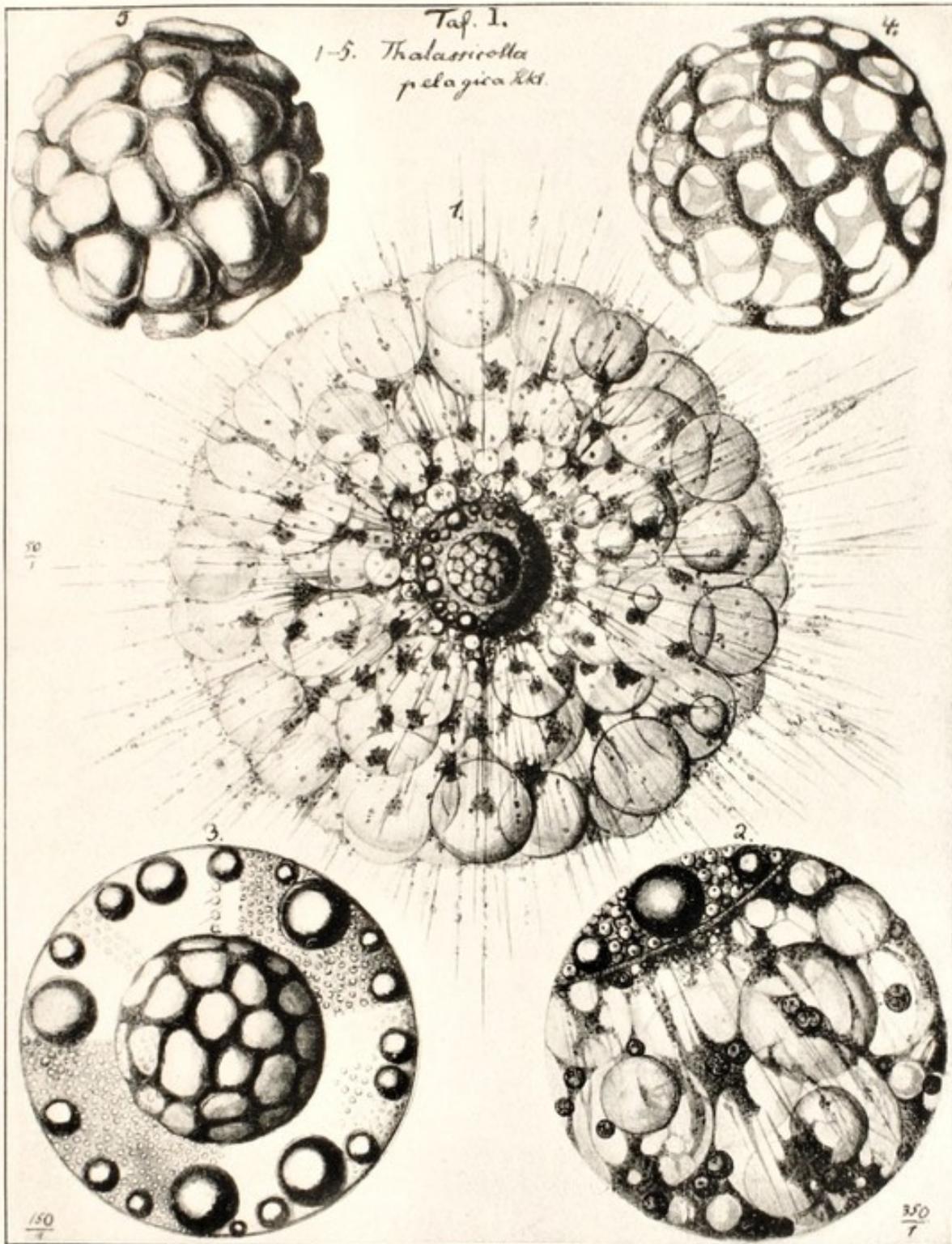
Auch ein paar andere, rechte liebe und nette Leute habe ich da kennengelernt, einen alten Dr. med. Steinheim, früher praktischer Arzt, aus Rom, der jetzt mit seiner alten, nicht minder lebenswürdigen und gescheuten Ehehälfte in Sorrent Villeggiatur hält. Unter den deutschen Künstlern in Rom steht dies alte, treffliche Paar, das sie recht treffend „Philemon und Baucis“ nennen, in jeder Beziehung im größten Ansehen, und ich fand all das Liebe und Gute, das ich von ihnen gehört, durch die persönliche Bekanntschaft vollkommen bestätigt. Mit Allmers, der mich dort eingeführt, habe ich ein paar allerliebste, so recht deutsche, gemütliche Familienabende da verlebt, wie ich sie überall in Italien so schmerzlich vermisst habe. Der alte Doktor, eine prächtige, ehrwürdige Greisengestalt, die mich recht an unseren lieben Großvater erinnerte, treibt jetzt mit großem Eifer Philosophie und ist besonders im Aristoteles sehr bewandert. Er ließ sich mit dem lebhaftesten Interesse von mir die Ergebnisse unserer neuesten zootomischen und physiologischen Forschungen, die noch nicht bis Rom heruntergedrungen sind, erzählen. Die alte Doktorin nahm an dem Gespräch mit vielem Geist und mit einem liebevollen, milden Sinn teil, der durch seinen rein weiblichen und ich möchte sagen mütterlichen Ton etwas sehr Anziehendes hatte. Diese lebenswürdige Milde und das unparteiische Urteil freuten mich um so mehr, als ich durch Allmers nachher erfuhr, daß beide noch jetzt Juden (aus Altona) seien, was ihnen gewiß niemand ansieht. Am zweiten Abend trafen wir bei ihnen den dänischen Konsul Bertouch, auch einen recht netten Mann des Nordens. An diesem Abend las uns Allmers einen Teil aus seinem friesischen Epos: „Der Kreuzzug gegen die Städlinger“ vor, in welchem er mit großem Glück und Talent versucht hat, das Plattdeutsche in das moderne Epos einzuführen . . .

Vor allem sollte ich nun wohl versuchen, Dir ein getreues Bild meines lieben, neuen Freundes Allmers zu entwerfen, der seit den ersten Tagen, wo ich ihn kennengelernt, mein beständiger Gefährte und lieber, treuer Genosse gewesen ist. Um aber alle seine trefflichen und lebenswürdigen Seiten zu schildern, müßte ich mehr Raum und Zeit haben, als ich ihm heute geben kann, und daher mußt Du Dich mit ein paar leichten Umrissen begnügen. Allmers ist vor allem ganz Dichter und sieht das ganze Leben mit all seinen Licht- und Schattenseiten nur aus den schönen, duftigen Perspektiven der Poesie an, bildet also in diesem Idealismus einen starken Gegensatz zu meinem Realismus des Naturforschers, der gerade die Natur dieses duftigen, wenn auch noch so schönen Nebelgewandes zu entkleiden und überall das Wirkliche in seiner nackten Wahrheit zu erkennen bemüht ist. Doch wird dieser Gegensatz unserer beiden Auffassungsweisen dadurch sehr vermittelt, daß Allmers auch großes Interesse an allen Naturwissenschaftler hat, während ich umgekehrt mich auch sehr gern in den

duftigen Fernen träumerischer Poesien verliere, woran natürlich mein Schatz die meiste Schuld hat. In unserer leidenschaftlichen Liebe für alles Schöne und Große in Natur und Kunst wetteifern wir dagegen beide, nur mit dem Unterschied, daß ich der ersteren den Vorzug gebe, A. der letzteren, was sich zum Teil durch die viel intensivere Beschäftigung mit dem einen und dem andern erklärt. Mein Interesse und Verständnis der antiken wie der mittelalterlichen Kunstwerke (von welchen letzteren ich bisher nie recht viel wissen wollte) ist durch den anregenden und belehrenden Einfluß von A. mächtig gewachsen, und mir haben namentlich seine kunsthistorischen Kenntnisse und die sinnvolle Art, wie er sie anwendet, manche neue, schöne Seite des Verständnisses eröffnet; auch Architektur habe ich jetzt erst etwas verstehen gelernt.

Im Laufe unseres sechswochentlichen Zusammenlebens haben sich denn auch allmählich die Unterschiede herausgestellt, die unsere beiden sonst wirklich sehr harmonischen Naturen scheiden. Allmers ist 14 Jahre älter und daher, obwohl voll begeisterten Jugendfeuers und poetischer Wärme, doch bedeutend ruhiger und gefesster, in der Beurteilung der Menschen und Verhältnisse milder und vielseitiger, in seinem Streben beharrlicher und fester als ich. Auf unseren Streifzügen ist er daher auch das besonnenere und ruhigere Element, und die lieben Alten können mich insofern schon gern in seiner Gesellschaft sehen, als er trotz aller poetischen Romantik doch kein Freund von Wagnissen und Abenteuern ist, auch Strapazen und Entbehrungen bei weitem nicht in dem Grade ertragen kann als ich. Beim Laufen und Bergsteigen bleibt er immer bald eine gute Strecke zurück.

Nun willst Du auch etwas von seinem Außern wissen, lieber Schatz? Das ist freilich sonderbar genug und entspricht seinem wunderbaren und poetischen Innern keineswegs. Er selbst beschreibt es folgendermaßen: Denke Dir in der Mitte eines großen, deutschen Kopfes eine möglichst große, habichtsnabelgleich gebogene Nase und darunter einen möglichst kleinen Mund, darüber aber ein Paar recht treuherzige blaue Augen, aus denen der ehrliche, sinnige Deutsche unverkennbar hervorsieht; dazu nun noch lange, blonde Haare und eine breitrückige, untersekte Gestalt. Und das sonderbare Bild, das mich beim ersten Anblick an eine Gnomengestalt aus Musäus' Märchen erinnerte, ist fertig. Ferner willst Du wissen, ob er verheiratet oder verlobt ist? Er ist es nicht und wird es nie sein, da er sich von frühester Jugend an eine Grille in den Kopf gesetzt hat, die sich völlig zur fixen Idee konsolidiert hat und die man halb wegen ihres edlen, schönen Endzweckes bewundern, halb wegen ihrer Einseitigkeit verurteilen muß. Er will nämlich sein ganzes schönes Erbgut und das bedeutende, damit verbundene Vermögen dazu verwenden, um in seinem über alles geliebten Heimatdorfe Rechtenfleeth eine nach ganz neuen, selbstaufgestellten Prinzipien eingerichtete Erziehungsanstalt für die dortige Dorfjugend zu gründen, und zwar in einer so vollkommenen



Radiolarien  
nach Originalzeichnungen von Ernst Haeckel  
(Monographie 1862, Tafel 1)



Weise, daß ein wahres Musterdorf daraus entstehen muß. All sein Streben, alle auf seinen Reisen gesammelten schönen Erfahrungen gehen darauf hinaus, dieses Institut möglichst zu vervollkommen, dessen Verwirklichung er sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Gewiß eine höchst edle und schöne Absicht. Nur scheint mir der ganze Plan etwas zu ideal und reich poetisch angelegt zu sein, um sich in der beabsichtigten Weise realisieren zu lassen. Jedenfalls ist es aber höchst uneigennützig, um dieses edlen, gemeinnützigen Zweckes willen dem höchsten Glück des Lebens zu entsagen und für immer auf das selige Zusammenleben mit einem geliebten, gleichgesinnten Weibe zu verzichten, ein Glück, das die hohe und poetische Seele meines trefflichen Freundes mit ihrem tiefen und reinen deutschen Gemüt gewiß mehr als die meisten andern zu genießen und zu gewähren fähig wäre! Im übrigen mußt Du den merkwürdigen, geistvollen Menschen selbst erst kennenlernen, um diese sowie manche andere eigentümliche Seite ganz zu würdigen. Ich freue mich schon jetzt darauf, mit Dir, liebstes Herz, ihn auf seinem Gute zu besuchen, das er mir gar nicht reizend genug mit allen seinen echt altgermanischen Zimmereinrichtungen und schönen Kunstwerken schildern kann . . .

35. (Aus dem Zirkularbrief an die Freunde.)

Die Exkursionen, die wir Anfang Juli in Neapels Umgebungen machten, waren äußerst lohnend. Camaldoli, der sogenannte „schönste Punkt der bewohnten Erde“! Unvergleichlicher Blick auf die Stadt mit ihren Kastellen und Häfen, auf den Vesuv und die Penisola, auf die prächtigen beiden Nachbargolfe von Neapel und Bajae, durch die langgestreckte, garten- und villenbedeckte Hügelkette des Posilipo geschieden. Nach Puzzuoli mit seinem Serapistempel und seinem Amphitheater, Bajae und Cumae mit ihren altrömischen Ruinen, nach dem merkwürdigen, ausgebrannten Krater der Solfatara usw. führten uns andere Exkursionen, alle reich an Ausbeute für Skizzenbuch und Pflanzenpresse.

Die zweite Hälfte des Juli benutzten wir zu einer größeren 14tägigen Exkursion nach der Penisola, der langgestreckten Halbinsel, welche den Golf von Neapel von Süden umfaßt und welche die herrlichen Orangengärten von Sorrent, Castellamare trägt. Wir begannen mit dem Vesuv, den wir in der Nacht vom 18. zum 19. Juli erstiegen. Ich war schon vorher zweimal oben gewesen und beidemal hatte mich die entzückende Aussicht vom Gipfel, die merkwürdige Natur, die Vegetation und geographische Formation des seltsamen Lavaberges so gereizt, besonders aber das wunderbare Schauspiel des fließenden, rotglühenden Lavastromes so entzückt, daß ich den Beschluß gefaßt hatte, um all das recht gründlich zu genießen, einmal eine Nacht auf dem Gipfel des Berges zuzubringen. Der Plan war sehr hübsch angelegt, wurde aber infolge verschiedener un-

glücklicher Zufälle so umgestaltet, daß die ganze Expedition nicht nur gänzlich mißglückte, sondern uns auch beinahe das Leben gekostet hätte. Es war dies das einzige Mal auf der ganzen Reise, daß ich wirklich in ernster, und zwar augenblicklich drohender Lebensgefahr schwebte. Verschiedener anderer kleiner Mißgeschicke nicht zu gedenken, war der schlimmste Umstand der, daß mein lieber Gefährte unterwegs erkrankte, so daß wir bei Sonnenuntergang, als wir eigentlich schon auf dem Gipfel sein sollten, erst am Fuße des Aschenkegels, über der zweiten (mittleren) Zone uns befanden. Dies oberste Drittel des Berges bietet der Ersteigung außerordentliche Schwierigkeiten, die man indes nur durch eigene Anschauung vollkommen würdigen lernen kann. Die dichte Lavawand des Besuvs ist nämlich rings um diesen obersten, sehr steilen Ke gel mit einer mächtigen Aschenschicht bedeckt, in welcher eine Menge größerer und kleinerer Lavablöcke locker zerstreut liegen. Die Asche ist so fein, locker und trocken, daß man bei je drei Schritten aufwärts mindestens zwei wieder herunterrutscht und die Ersteigung der sehr kurzen letzten Strecke, sehr mühsam und gefährlich, erfordert daher selbst an der gewöhnlich benutzten, bequemsten Stelle mindestens immer eine halbe Stunde. Um nun der hervorbrechenden Nacht zuvorzukommen, ging ich nicht bis zu letzterer hin, sondern zog es vor, an einer zwar sehr steilen, aber mit fester Lava belegten Stelle emporzuklettern, die ich auf der zweiten Besteigung kennengelernt hatte. Anfangs ging es noch ganz gut; aber bei der einbrechenden absoluten Dunkelheit hatte ich die ohnehin schon schwer zu erkennende Spur in dem schwarzen, einförmigen Gestein bald ganz verloren, und nun befanden wir uns in einer Lage, deren Schrecken sich bald so steigerten, daß sie selbst die Empfindungen noch übertrafen, die mich einst, als mich mein Führer auf dem Ötaler Hochjochferner aus einer Gletscherspalte geholt hatte, überwältigten. Allein, ohne Führer, in der höchst unwirthlichen Lavawüste, deren Felsen hier so steil abstürzten, daß wir weder gehen noch stehen noch liegen konnten, sondern halb kriechend auf allen vieren uns aufwärts arbeiten mußten, ohne Spur eines Weges, zwischen lockerem Felsgeröll mit so scharfen und harten Kanten, daß wir uns die Hände blutig ritzten, dazu der Boden so unzuverlässig und weich, daß wir nirgends recht festen Fuß fassen konnten. — Ich rutschte ein paarmal eine Strecke von 30—40 Fuß herab, wobei ich mich an Hand und Fuß arg verletzete und einen Teil des Gepäcks einbüßte — dazu durch die ewigen fruchtlosen Anstrengungen bis zu Tode ermattet — es war in der That ein über alle Vorstellung schrecklicher Zustand. Diese verzweifelte Lage wurde doppelt schrecklich durch die Sorge um meinen Gefährten, den ich bei der vollkommenen Dunkelheit bald ganz verloren hatte. Ich rief ihm von Zeit zu Zeit zu, daß er mir nachkommen möchte, da es mir rein unmöglich war, zu ihm zurückzukehren, da jeder Schritt rückwärts mit offener Lebensgefahr verbunden war. Ich mußte ihn also seinem Schicksal überlassen und mir allein, so gut ich konnte, fortzuhelfen suchen.

Das Klettern wurde mir bald außerordentlich schwer, da die übermäßigen Anstrengungen und die Last des doppelten, schweren Gepäcks (ich trug auch das meines Freundes) mir das Emporarbeiten sehr erschwerten. Aber nicht einmal ausruhen konnte ich etwas, da nirgends ein sicherer Ort zum Sitzen war und die herabrollenden Lavablöcke mich immer wieder emporschreckten. Endlich, endlich nach 10 Uhr nachts gelangte ich nach unsäglichen Beschwerden doch noch glücklich auf dem Rande des Kraters an, war jedoch so über die Maßen ermattet und angestrengt, daß ich bewußtlos niederfiel und erst nach einiger Zeit mich wieder erholte. Ich schleppte mich nun mühsam noch bis zu einem natürlichen Ofen, einer der vielen Fumarolen, einer Lavahöhle, aus deren Spalten heiße Dämpfe hervorströmten. Hier war ich vor dem kalten Wind und den dichten Dämpfen der beiden Krateröffnungen ziemlich geschützt und verbrachte hier den Rest der Nacht, theils in unruhigem Schlaf, theils abwechselnd auf einen der nahen Regel steigend und den Namen meines Freundes rufend. Endlich um 2 Uhr morgens erschien der sehnlichst Vermißte. Er hatte mehr Glück gehabt als ich und einen sicheren Lavafelsen gefunden, auf welchem hockend er gewartet hatte, bis um 11 Uhr der Mond aufgegangen war. Bei dessen hellem Lichte hatte er bald einen festen, dichten Lavaström gefunden, auf dem er nun verhältnismäßig leicht sich bis zum Gipfel emporgearbeitet hatte. Aber auch er war so furchtbar mitgenommen, daß wir unsern Plan, den ganzen folgenden Tag mit Sammeln von Naturalien und Skizzieren beschäftigt auf dem Gipfel zu bleiben, aufgaben und bald nach Sonnenaufgang (der übrigens prächtig war) mühselig wieder herabkrochen, nachdem wir den Rest unseres Proviantes und die Trümmer des Gepäcks den Zyklopen in den Kraterschlund hinabgeworfen hatten. Übrigens trat keine der gefürchteten Folgen der allzu großen Strapazen ein und so konnten wir nach einem Masttag in Neapel unsere Reise nach der Penisola weiter fortsetzen.

Wir begannen mit Pompeji, in dessen wunderbaren Straßen und Gassen, Tempeln und Theatern, Palästen und Foren wir ein paar höchst glückliche und genußreiche Tage verlebten. Das ganze seltsame Wesen, an dem bald zwei Jahrtausende spurlos vorübergegangen sind, ist so eigentümlich, daß man nur durch eigene Anschauung sich ein Bild von diesem historischen Märchen verschaffen kann.

Von dort gingen wir nach Nocera und von da über den hohen Gebirgsrücken des Mont Angelo, auf dem wir eine sehr interessante, reiche Flora fanden, nach der Südküste der Penisola hinüber, nach dem wundervollen Amalfi, das in seinen köstlichen Schluchten und Tälern alle Reize vereinigt, welche eine üppige, südliche Vegetation und eine nordische wasserreiche Gebirgsnatur sonst nur getrennt dem Wanderer bieten. Dazu kommt nun noch der malerische Reiz der merkwürdigen maurischen und normannischen Ruinen, mit denen viele Berge gekrönt sind, und als Hintergrund der herrlichen Landschaft der köstliche Golf von Salerno mit

seinen weiten, schönen Buchten und dem tiefblauen, in südlichem Sonnen- glanz schimmernden Meer. Auch diese Amalfi-Lage waren so reich an Aus- beute für unser Skizzenbuch und unsere Pflanzenpresse, daß ich sie fast der Ischia-Boche an die Seite stellen möchte. Von Amalfi gingen wir über Scaricatojo wieder nach der Nordküste der köstlichen Penisola hin- über nach dem berühmten Sorrent, das indes trotz seiner unvergleich- lichen Drangengärten doch nicht unseren Erwartungen entsprach. Nach mehreren Streiftagen in dessen Umgebungen, die mit einer Erkursion nach Castellamare schlossen, kehrten wir am letzten Juli nach Neapel zu- rück, wo wir ganz unerwartet noch einen besonderen Genuß hatten, näm- lich die herrliche englische große Flotte zu sehen, welche von hier nach Malta ging, außer sechs anderen prächtigen Linienschiffen noch der „Marl- borough“, das kolossale Admiralschiff und das größte Linienschiff, das gegenwärtig überhaupt existiert, ein wahres Ungeheuer.

Den ganzen Monat August verlebte ich auf der Insel Capri, und wenn ich von irgendeinem Teile dieser Reise sagen kann, daß er mich in jeder Beziehung im höchstmöglichen Grade befriedigt und über alle Erwar- tung hinaus beglückt hat, so ist es vor allem dieser herrlichste Sommer- monat auf Capri, der, je länger und je mehr ich an diese glücklichste Zeit zurücdenke, mir immer mehr wie ein goldenes Paradiesmärchen oder wie ein glücklicher, reicher Traum erscheint. Bin ich öfter zweifelhaft, welchem meiner Aufenthaltorte in Italien ich vor allen anderen den unbedingten Vorzug geben soll, so gewinnt schließlich doch immer Capri über alle die Oberhand . . .

36.

Capri, 6. 8. 1859.

Den ersten Gruß von meinem herrlichen Felseneiland, mein bester Herzensschatz, auf welchem ich Dich so sehr vermisse, daß ich jeden Augen- blick meine, mein inniges, herzliches Sehnen müßte mir mein besseres Ich in Gestalt meiner kleinen Göttin herzaubern, um all das Herrliche und Große, was die reiche Natur hier bietet, mit ihr zu teilen und dadurch den eigenen Genuß zu verdoppeln. Es ist hier in der That alles dazu ein- gerichtet, um einem nur sich selbst leben wollenden Pärchen ein kleines Paradies herzuzaubern, und ich hatte kaum erwartet, daß nach Ischias außerordentlichen Eindrücken Capris Reize noch so mächtig wirken wür- den. Freilich ist der reiche, prächtige Floraschmuck, der mich vor grade 3 Monaten hier so sehr entzückte, der unwiderstehlichen Glut der nun schon seit 2 Monaten alles verbrennenden und ausdörrenden, wahrhaft afri- kanischen Sonne erlegen, und die reizenden Bergmatten, die malerischen Küstengelände, die damals mit dem frischesten Grün und den buntesten Blumen geschmückt waren, sind jetzt nur noch mit den gelben, dürren Leichen der erstorbenen Florakinder bedeckt — aber die mächtige, groß- artige Modellierung der kolossalen wilden Felsmassen, das überwältigend



tischen Allmers, der in der Natur eigentlich ganz Künstler ist, ein völliges Künstlerleben in seiner reizenden wilden Romantik kennengelernt habe, ist meine große Lust zum Landschaftsmalen so bedeutend gewachsen, daß, wenn mein Talent der Neigung entspräche, ich in größte Versuchung geraten würde, den Naturforscher zugunsten des Landschaftsmalers aufzustecken, zumal dieser Zweig der Kunst eigentlich auch nur ein Stückchen Naturforscherei ist. — Ernst ist die Wissenschaft und heiter ist die Kunst! O glückliche Landschaftsmaler! — Doch es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und also werde ich wohl ruhig als mikroskopischer und mikroskopierender Wurm auf dem rauhen und mühsamen Steinboden zoologisch-anatomischer Spezialforschung weiter kriechen, statt als glücklicher, freier Künstlervogel mich auf den weichen Zweigen des Phantasiebaumes zu wiegen und nach Herzenslust im freien Atherraum hin und her zu irrlichterieren. Mit Dir, bester Schatz, werde ich ja auch in ersterer Funktion hoffentlich ganz glücklich werden...

38.

Capri, 16. 8. 1859.

Die erste Hälfte des August ist schon vorüber und noch habe ich trotz aller Muße keine Zeit gefunden, Euch Lieben das Glück meines hiesigen Aufenthalts zu schildern. So nimmt die überschwengliche Naturwonne und die künstlerische Beschäftigung, welche sie mit Pinsel, Farbe und Bleistift für alle übrige Lebenszeit festzuhalten und zu fixieren sucht, hier jeden Moment der nur zu rasch verfliegenden Zeit in Anspruch. Ich wünschte nur, ich könnte Euch Lieben alle einmal auf ein paar Tage herzaubern, um mit mir zu genießen und glücklich zu sein. Wie gern wollte ich auf den größeren Teil des Genusses verzichten, könnte ich dafür den kleineren mit Euch teilen. Die mitgebrachten Aquarelle werden Euch doch immer nur einen schwachen, schattenhaften Begriff von dieser Fülle und Pracht der Formen und Farben geben können, mit der Mutter Natur ihren Lieblingsfelsen Capri ausgestattet hat. Nun hat aber auch der begünstigende Zufall hier jetzt alles zusammengeführt, um mir den August auf Capri zu einem künstlerischen Naturgenußleben edelster Art zusammen zu weben, welches unter der Überschrift „Künstlertraum“ eines der reizendsten, liebsten Blätter in meiner Lebensgeschichte einnehmen wird. Ich bin wirklich gespannt, wie mir nach diesem Stückchen Malerleben das ernste Naturforscherleben in Messina schmecken wird. Ich fürchte, anfangs nicht allzugut; denn dieser olympische Capri-Aufenthalt ist gar zu heiter und froh, als daß man ihn so rasch wieder vergessen könnte.

Unangenehm und ungemütlich waren mir hier nur die ersten Tage, wo ich versuchte, meinen ursprünglichen Plan, hier einen Monat ausschließlich mit mikroskopischen Studien und zoologischen Untersuchungen zuzubringen, ernstlich durchzuführen. Indes überzeugte ich mich schon nach wenigen Tagen von der Unmöglichkeit. Vor allem waren die Ergebnisse

der pelagischen Fischerei höchst ärmlich und spärlich und von der Unmenge pelagischer Tierformen, mit denen ich die Meeresoberfläche um Capri bevölkert geglaubt hatte, fast nichts zu finden. Es muß dies jedenfalls auf Schuld der ungünstigen Jahreszeit und besonders der subtropischen Hitze zu schieben sein; denn in den kühleren Monaten muß das reine Meereswasser mit seiner bedeutenden Tiefe rings um die Küste und mit günstigen Strömungsverhältnissen sicher von einer großen Menge der schönsten Tierchen wimmeln. So sehr ich anfangs diese neue Täuschung bedauerte, so gewöhnte ich mich doch sehr rasch daran, sie fast als ein Glück anzusehen; denn ich sah bald ein, daß es auch bei Überfluß an interessantem Arbeitsmaterial doch fast unmöglich sein würde, die schönen Arbeitsvorsätze nach dem vorgenommenen Plan auszuführen, wenigstens für eine Natur wie ich bin, in der der emsige Ameisenfleiß des Spezialforschers noch nicht die übermäßige Freude an der herrlichen Natur ganz unterdrückt hat. Wer könnte da ruhig und stetig den ganzen Tag hinter dem Mikroskop sitzen und seine Sinne und Gedanken auf die genaueste Betrachtung der kleinsten, wenn auch noch so interessanten Einzelheiten fixieren, wo die entzückende Pracht des Makrokosmos sie mit einer wirklich märchenhaften Fülle davon abzieht! Ich mußte schon wirklich ein ganz verknöchertes Gelehrter sein, wenn ich mit ruhigem Gleichmut alle Tage mein Mikroskop auf dem großen grünen Tisch in einer offenen Loggia aufstellen und den ganzen Tag aufmerksam dahinter arbeiten und in meinem Laboratorium kramen sollte, wo mir der klarste Himmel, das blaueste Meer, die schönsten Palmen und die malerischsten Berge lachend in die beiden weiten Bogenfenster der Loggia hineinblicken und mit lauter Stimme: hinaus! hinaus! rufen, so daß ich bei jedem Aufblick vom Mikroskop von neuem davon überrascht werde.

So ist es denn dahin gekommen, daß ich naturwissenschaftliche Arbeit nur von Zeit zu Zeit und mehr als pikantes Intermezzo in Angriff nehme, um dann mit erneutem Jubel wieder in das mächtige, große Naturganze hinauszuspringen. So wäre es wohl jedenfalls gekommen, auch wenn ich hier ganz allein geblieben wäre. Nun kommt aber hinzu, daß ich im traulichsten Verkehr mit der nettesten Künstlergesellschaft lebe, und dieses gemeinsame Natur- und Kunsttreiben hat so viel Anziehendes und für mich Neues, daß ich mich gar nicht davon losreißen mag. Ich bin übrigens nicht der erste, der von diesem herrlichen Leben in der Künstlerkneipe zu Capri halb wider Willen festgehalten wird; die meisten Naturfreunde und Künstler, welche in die Locanda des Pagano kommen, um Capri einige Tage zu schenken, bleiben statt dessen ein paar Wochen oder einen Monat.

Will ich nun versuchen, Euch ein einigermaßen anschauliches Bild von dem Capri-Märchen zu entwerfen, so weiß ich kaum, wo ich anfangen soll, so reizend und reich sind alle Seiten desselben. Um es erst im allgemeinen zu charakterisieren, kann ich am besten sagen, daß es zum Teil eine poetische Realisierung jener schönen Träume eines ursprünglichen, halb wilden

Naturlebens ist, denen ich von früher Jugend an mit besonderer Vorliebe nachgegangen habe. Die Gedanken eines unmittelbaren Hingehens an die reine, köstliche Natur, eines harmonischen Zusammenlebens mit ihrem einfachen und doch so reichen Stilleben, wie ich sie schon als Kind beim Lesen des Robinson Crusoe empfang und später nach der Lektüre von Humboldts Naturansichten weiter ausspann, endlich einmal eine Zeitlang in einem Aufenthalt in einem tropischen Urwald zu verwirklichen hoffte, die ich dann durch meine großen Alpenwanderungen, wenn auch in anderer Weise, zum Teil befriedigte, finde ich hier in Capri, wieder von einer andern Seite, theilweis verwirklicht. Man könnte Capri wirklich ein kleines Paradies nennen, so rein und unschuldig, so einfach und natürlich, so rein und wahr stellt sich hier das Menschenleben in der köstlichsten Natur überall dar. Man kann sich auch in dieser Beziehung keinen größeren Gegensatz denken als Capri und Neapel. Die einfache Menschenwelt Capris kommt mir fast wie ein unverdorbenes Urvolk vor. Dank sei den steilen, rauhen Felsen, die wie eine unübersteigliche Mauer das Klippeneiland von allen Seiten umgürten und abschließen. Dank den steilen, beschwerlichen, steinigen Treppenspfa den, die den kleinsten Weg nicht ohne mühevollen Anstrengung zurücklegen lassen, dank der ärmlichen, alles Komforts entbehrenden Lebensweise und der anspruchslosen Einrichtung der nur für Künstler berechneten beiden kleinen Gasthäuser; — der große, alles verderbende Schwarm der Touristen und Engländer geht hier noch spurlos vorüber — nachdem sie pflichtmäßig in einer Stunde die Blaue Grotte besucht, kehren sie möglichst rasch wieder nach Neapel zurück und wissen dann von der eigentlichen wunderbaren Naturschönheit des Inselkleinods so viel wie vorher; — aber sie können mit beruhigtem Gewissen erzählen und in ihr Tagebuch schreiben, daß sie in der Blauen Grotte gewesen; und doch ist diese nur eine einzige von den vielen hundert großartigen Naturschönheiten, die hier in wunderbarer Fülle auf kleinstem Raum zusammengedrängt sind. Neapolitaner kommen nun vollends gar nicht her, und das ist das größte Glück: diese Menschenrasse hat weder für Kunst noch für Natur das geringste Interesse — sie leben inmitten ihres Paradieses wie die Blinden, und daß einmal ein echter Neapolitaner, zumal ein sogenannter „Gebildeter“ in Pompeji oder Bajá, auf dem Vesuv oder Camaldoli, auf Ischia oder Procida gewesen wäre, gehört zu den größten Seltenheiten. Höchstens fahren sie einmal mit dem Dampfschiff nach Sorrent, oder mit der Eisenbahn nach Castellammare, besonders aber nach Caserta, welches langweiligste aller steifen Zopfschlösser für sie die größte Schönheit ist. Nach Capri verliert sich aber nun vollends keiner; das liegt ganz außer ihrem Gesichtskreis — obgleich es ihnen von allen Punkten ihres schönen Golfes aus vor der Nase liegt. So kommt es denn, besonders seit ein Dampfschiff die Fremden sehr bequem nach der Blauen Grotte und noch am selben Tage nach Neapel zurückbringt, daß fast ausschließlich

Maler Capri zu ihrem Aufenthaltsort wählen, die dann alle mit einer von schönen Bildern vollen Mappe und dankbaren frohen Herzen nach längerem Aufenthalt das reizende Eiland wieder verlassen.

Als ich ankam (2. 8.), bestanden die Gäste des Hotel Pagano eben auch nur aus zwei Malern, einem Engländer und einem Portugiesen; dazu kam nach 2 Tagen der überraschende Besuch des lieben, prächtigen Norwegers Gjertsen, in dessen lebenswürdiger Gesellschaft ich zwei der schönsten Tage auf der Insel verlebte, und als dieser am 8ten früh wieder abreiste, kam grade der liebe Allmers aus Sorrent herüber, und zufällig trafen gleichzeitig aus Neapel zwei deutsch-russische Künstler aus Livland ein. Wir vier Künstler also, nämlich Allmers und ich, die mit großem Behagen sich ebenfalls ganz als Künstler gerieren, da sie doch nolens volens überall als Artiste gelten, dann die beiden Livländer, der Bildhauer Alexander v. Bock und der Maler Johannes Köhler — recht nette, deutsch gesinnte Nordländer — sind nun von früh bis zum Abend im nettesten Stilleben, heitersten Naturgenuß und beglückender Malertätigkeit beisammen — und Meer und Himmel, Berg und Fels, Bäume und Kräuter wetteifern, sich uns in immer neuer und schöner Komposition von den verschiedensten Seiten darzustellen und unsern Bleistift und Pinsel in der angenehmsten Weise zu beschäftigen. Ein höheres Interesse und einen wirklich poetischen Glanz erhalten alle die schönen Partien besonders noch durch die nicht genug zu schätzende Gesellschaft des lieben Allmers, dessen reicher, vom tiefsten Schönheitsgefühl durchwehter und mit der lebendigsten Auffassung begabter Dichter- und Künstlersinn allen Gegenständen die schönste, anmutigste Seite abzugewinnen und die toten Massen zu den lebendigsten Gestalten umzuformen weiß. Daneben sorgt er durch eine sprudelnde Fülle heiteren Wizes und interessanter Erzählungen, von denen er ganz vollsteckt, auch in den Mußestunden für unsere Unterhaltung, so daß wir fast den ganzen Tag aus dem munteren Gespräch nicht herauskommen.

Unser gemeinsamer Lebenslauf beginnt mit sehr frühem Aufstehen, noch bevor die Sonne über den Liberiusfelsen heraufsteigt und das alte Castiglione mit dem ersten Rosenschimmer überzieht. Dann steigen wir die steile Treppe nach der Grande marina herunter, wo wir in den morgensfrischen Meereswellen alle Schlafdämmerung abspülen und Kraft und Frische für den heißen Tag holen. Noch ehe die Sonne über den Micheleberg kommt, steigen wir in dessen Schatten wieder herauf und nehmen nun gemeinsam das fröhliche Morgenfrühstück in dem trefflichen Hotel Pagano ein, das ebenso wie das Pranzo um 2 Uhr und die Cena um 8 Uhr trefflich mundet. Von der trefflichen Aufnahme, guten Bewirtung und aufmerksamen Bedienung in dieser musterhaften Künstlerkneipe, die für die beste in ganz Italien gilt, habe ich Euch ja wohl schon bei meinem ersten Aufenthalt in Capri (am 1.—3. Mai) geschrieben, und ich habe jetzt täglich Gelegenheit, dies von neuem zu bestätigen. Dabei bezahlen



haupt so zauberisch schön, daß ich nie ähnliche im Norden gesehen zu haben meine, vor allem der goldige Spiegel im Meere, der wie ein goldenes Blies auf den dunkel stahlblauen Wellen hin und her zitterte, daß Gjertsen und nachher auch Allmers und ich ein paarmal von dem hohen Castiglioneffelsen aus dem wunderbaren Spiele stundenlang zugesehen haben. Dabei ist der Himmel immer so rein dunkelblau, daß es schließlich fast langweilig wird und man sich nur der Abwechslung halber wieder ein paar Wolken wünscht. Regen habe ich nun seit fast 3 Monaten keinen mehr gesehen, und Gewitter ist nur ein einziges dagewesen. Die Bäume bleiben trotzdem (durch den sehr starken Nachttau und die feuchte Seeluft) recht frischgrün; die niedere Vegetation verbrennt aber gänzlich, und der Boden ist daher, abgesehen von den immergrünen Sträuchern und Kräutern und einigen Fettpflanzen, überall nur mit durren, vertrockneten Grashalmen und Blättern bedeckt. Im ganzen erhält er aber dadurch jenen wundervollen, in lebhaftem Gelb, Rot und Braun spielenden warmen Farbenton, welcher mit dem stillen Violettblau der nackten Felsen wunderbar schön kontrastiert und der Landschaft ihren echt südlichen, warmen Charakter aufprägt.

Wenn nun auch in botanischer Hinsicht das Maikleid der Insel mit seiner prachtvollen Frühlingsflora — den hohen, weißen Asphodelus-Lilien, den wunderbar geformten, purpurnen Orchideen, den silberblättrigen Strandwinden, den bunten Eriablütenwäldern und all den andern köstlichen, bunten und duftigen Frühlingsblumen, die alles damals so reizend kleideten, viel interessanter war, so hat die Landschaft doch in malerischer Hinsicht durch dies rotbraune und glutgelbe Herbstkleid sehr gewonnen und ihren südlichen Charakter erst recht ausgeprägt. Von dieser mächtigen, wunderbaren Farbenglut, in der die Felsen und Berge hier, besonders im Morgen- und Abendrot, in allen möglichen Nuancen spielen, und von dem wunderbaren Kontrast, den diese warmen Farbstufen mit dem kühlen Grau und Violettblau anderer Stellen und dem Violettblau der Schlagschatten bilden, hat unser blasser, kalter Norden doch kaum eine Ahnung, und nur viele Alpenwunder können sich dieser Naturpracht ebenbürtig an die Seite stellen. Und nun dieser Zauber der schönsten Linien, der schwungvollsten Formen: man muß diese Bergkonturen, diese Felsbildungen selbst sehen, um sich von ihrem vollendeten Formenzauber einen Begriff zu machen. Unter anderm zeichne ich jetzt einen Berg, den Tuoro grande, der durch den kühnen Schwung und rhapsodischen Fall seiner Umrisse mit dem als dem schönsten Europas gerühmten Berge, dem Monte Pellegrino bei Palermo, kühn wetteifern kann. In dieser wildesten, großartigsten Gebirgswelt der Felsen fühle ich mich so recht glücklich und heimisch und kann im Zeichnen und Malen ihrer unübertrefflichen Formen gar nicht müde werden, so daß sich selbst die Maler darüber verwundern. Ein großes Aquarell ist mir auch so gelungen, daß Allmers gar nicht glauben wollte, daß ich es allein gemacht hätte und

schließlich meinte, wenn es wirklich wahr wäre, so wäre die größte Gefahr vorhanden, daß ich den Quallen und Seesternen untreu würde. Und in der That, der Gedanke, noch auf meine alten Tage Landschaftsmaler zu werden, ist mir nie so nahe getreten wie grade jetzt hier, wo ich in das heitere, harmlose, phantasievolle Künstlerleben einen so reizenden Blick getan und dessen Lichtseiten gegenüber dem ernstesten, kalten, verständigen Wissenschaftsleben des Gelehrten so recht schätzen gelernt habe. Was muß das für ein Glück sein, immer nur in der poetischen Welt des Lichts und der Farben zu leben und Formen und Gestalten der unerschöpflichen reichen Natur mit treuem Pinsel wiederzugeben; dabei alles Unschöne vermeiden und die Phantasie immer nur zu Schöpfungen des ewig Schönen und Anmutigen spielen zu lassen. Wirklich — wäre ich nicht Naturforscher, so möchte ich bloß Landschaftsmaler sein (was übrigens auch nur ein Stückchen Naturstudium ist), und wer weiß, was noch passiert! Sicher ist, daß ich gleich nach meiner Zurückkunft in Ol zu malen anfangen werde, worauf ich schon jetzt hier ordentlich brenne . . .

39.

Capri, 17. 8. 1859.

### Liebe Eltern!

Hoffentlich habt Ihr die letzten Briefe, welche ich durch Anna geschickt habe, alle richtig erhalten und werdet daraus ersehen haben, daß ich die letzten Wochen ebenso angenehm, interessant und lehrreich verlebt habe wie die ganze Zeit, seit ich mit dem trefflichen Allmers zusammen bin, für welchen lieben Freund ich dem günstigen Geschick nicht genug danken kann. Auch die nun nahe bevorstehende Reise durch Sizilien wird durch seine anregende, belehrende Gesellschaft, durch seinen poetischen, frischen Natur- und Kunstsinne doppelten Wert für mich haben, und ich freue mich sehr darauf. Euch wird dieser liebe Gefährte um so willkommener sein, als Ihr mich dadurch in mancher Beziehung mehr gesichert wißt und namentlich vor waghalsigen Abenteuern und Klettereien keine Furcht zu haben braucht. Von der Neigung zu diesen letzteren bin ich durch meine letzte Besuerverkursion gründlich kuriert und werde nie wieder eine derartige Tour versuchen. Ihr werdet mich vermutlich sehr ausschelten, obwohl ich im Grunde ganz unschuldig daran bin und lediglich der einzige fatale Umstand, daß der arme Allmers durch die übermäßige Hitze so sehr litt und nicht ordentlich marschieren konnte, uns in das ganze Pech hineinritt. Ich hatte genau berechnet, daß wir noch eine Stunde vor Sonnenuntergang oben auf dem Gipfel sein würden, und würde ohne Zweifel, wäre ich allein gewesen, die Exkursion so ausgeführt haben. Nun schleppte sich aber Allmers so langsam fort, trotzdem ich sein Gepäck noch zu meinen beiden Taschen genommen, daß wir erst am Fuß des Kegels, des so schwierig zu erklimmenden obersten (Lava-) Drittels waren, als

die Sonne bereits unterging. Die Schrecken der nun folgenden Nacht werde ich Euch später ausführlich mittheilen. Ich habe hier alles ganz genau aufgeschrieben; übrigens ist mir jeder einzelne Moment der unendlich langen Nacht so tief in die Seele geprägt, daß ich es wohl nach 50 Jahren noch ebenso genau erzählen könnte wie jetzt; nie hat auf allen meinen Reisen irgendein Ereignis einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, selbst nicht die strapaziösesten und gefährlichsten Gletscherpartien, auch nicht der Sturz in die überschneite Gletscherspalte, wo ja die Todesgefahr nur augenblicklich war. Hier aber drohten die locker aufgehäuften und bei jedem Schritt herabrollenden, mächtigen Lavablöcke jeden Augenblick uns zu zerschmettern, und doch zwang uns die Unmöglichkeit, umzukehren oder auch nur sitzenzubleiben, zum Hinaufklettern. Merkwürdig war mir in dieser beständigen äußersten Spannung, in der uns die drohende Gefahr der Lage in der stockfinsternen Nacht hielt, ohne alle andere Leitung als das Gefühl der zerrissenen und blutenden Hände und Füße, ohne Ahnung des Punktes, auf dem wir uns befanden, des festen Standpunktes, auf den wir unseren nächsten Schritt setzen sollten, zuletzt selbst ohne das tröstende Bewußtsein, wenigstens in der Nähe des Gefährten zu sein — merkwürdig war mir trotz alledem die kalte Objektivität, mit der wir alle einzelnen Punkte dieser höchst gefährlichen Lage abwogen, wie auch Allmers ganz dasselbe Gefühl wie ich hatte, eigentliche Furcht gar nicht, auch nicht, als die trügerische Lava und die falsche Asche unter unsern Füßen nachgaben und wir stückweis herunterrutschten — wohl aber eine energische Anspannung aller physischen und moralischen Kräfte bis zum alleräußersten, bis zu einem Punkte, den ich mir selbst nie vorher zugetraut hatte. Und nun dieses Gefühl, als ich mittelst dieser alleräußersten, fast übermenschlichen Anstrengung endlich doch glücklich oben den Kraterrand erreicht hatte. Ich konnte nur einmal aufjubeln und dann zusammensinken. Ganz glücklich froh wurde ich aber erst, als 4 Stunden nachher der treue Gefährte nachgeklettert kam, um den ich die trübste Besorgnis hatte, als er mir, kaum mehr hörbar, von unten herauf zugerufen hatte: „Ich kann nicht mehr!“ —

Ich hätte ihm nicht einmal zu Hilfe eilen können, da jeder Schritt rückwärts hinab unmöglich war und nur uns beide um so sicherer hinabgestürzt hätte. Was war das für eine Freude, als er endlich nach vierstündigem vergeblichen Warten und Rufen (ich war nämlich alle Viertelstunde aus meiner Fumarolengrotte auf den Klippenrand gestiegen und hatte von da aus gerufen und gepfiffen, ohne aber je Antwort zu erhalten) gesund und lebendig erschien und wir uns gerettet in die Arme fielen. Einen glücklicheren Moment habe ich in Neapel nicht erlebt! Die tolle Expedition ist uns übrigens wider Erwarten vortrefflich bekommen; nur waren wir 2 Tage danach noch wie zerschlagen und gerädert; jetzt sind wir aber beide munterer und frischer als je zuvor. In Neapel hat die Geschichte einigermaßen Aufsehen erregt; da es, so häufig man auch

mit Führern und Fackeln über das *Utrio dei cavalli* hinaufsteigt, um den Sonnenaufgang zu sehen, doch noch nicht vorgekommen ist, daß jemand die *Ascension* allein und ohne Licht auf der steilsten Seite über die nackte Lava versucht hat. Hätte ich das alles vorher wissen können, würde ich es doch nicht gewagt haben, obgleich ich jetzt die interessante Erinnerung an das abenteuerlichste Stück meines Lebens nicht missen möchte. Die Besurveysologen selbst konnten sich nicht genügend darüber verwundern. Aber einmal und nicht wieder! Ich bin jetzt merkwürdig vorsichtig geworden . . .

40.

Capri, 18. 8. 1859.

. . . Inliegend erhältst Du die ersten Blätter meines Künstlertraums auf Capri, von dem nächstens mehr folgen soll. Wir führen hier wirklich ein wahres Urleben, unbekümmert um Welt und Menschen, Politik und Gesellschaft — bloß der reinen, köstlichen Natur und ihrem malerischen Genusse uns ganz und gar hingebend. Nie habe ich mit solcher Freude — und auch mit solchem Glück — nach der Natur gezeichnet und gemalt. Zur Arbeit kommt es nur wenig, wie gestern und heute, wo das stürmische Wetter zum Draußenzeichnen ungünstig war und ich in meiner reizenden, großen Loggia auf dem großen, breiten, grünen Tisch mein Laboratorium ausgekramt hatte und mikroskopierte. Auch wurde mein — leider nur zu — außerordentlicher Naturforscherfleiß (der entschieden unter den Bestrebungen des Landschaftsmalers leidet) belohnt; ich fand in den Algen aus der Blauen Grotte und von den Küstenfelsen viele schöne Polypen und Moostierchen und an einem derselben eine ganz interessante Struktur.

Wie freut es mich, daß Du auch jetzt so schöne Naturgenüsse an dem lieben alten Rhein hast! Dein herrliches Vaterland soll Dir doch wohlgefallen, Du mein lieb klein rheinisch Mädchen! Grüß' ihn recht von mir und erzähl' ihm, daß wir ihn beide bald einmal zusammen besuchen wollen . . .

41.

Capri, 27. 8. 1859.

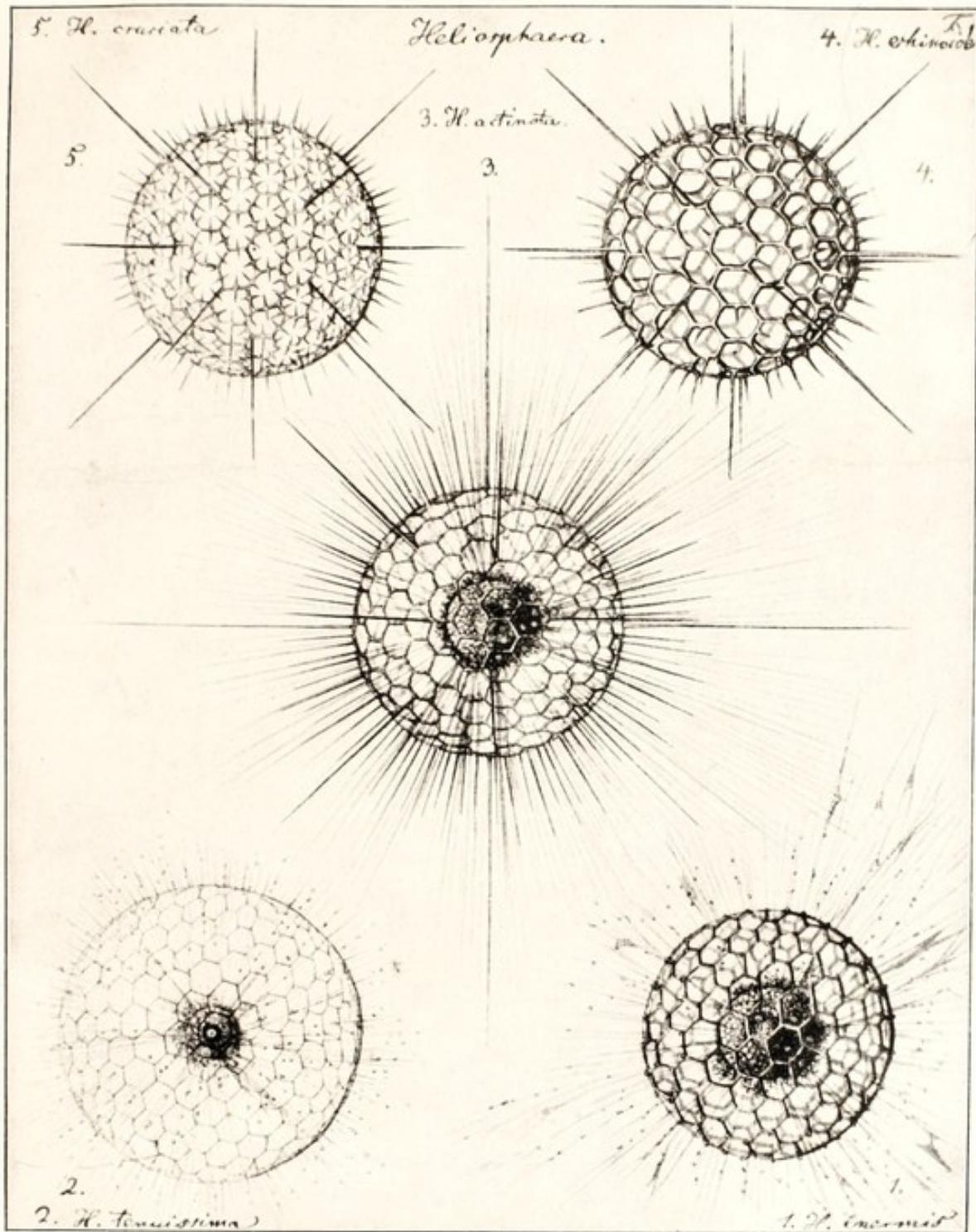
Bald sind nun schon vier Wochen des herrlichen Lebens auf der einsamen, homerischen Insel verstrichen, und der kurze, schöne Künstlertraum meines Lebens nahet sich seinem frühen Ende. Wie habe ich in dieser kurzen Zeit das Malerleben so liebgewonnen und wie hat der heitere Glanz der Kunst das sonst nur an das einfarbige Licht der ernsten Wissenschaft gewöhnte Auge geblendet! Wenn ich erst in Messina Tag für Tag hinter dem Arbeitstisch sitze und an den langen Winterabenden studiere und schreibe, wie werden mir da die sonnigen, bunten Bonnetage von

Capri mit ihrem freien, ungebundenen, heiteren Kunst- und Naturleben im Sinne liegen. Wie gern möchte ich deshalb alle einzelnen Momente dieses schönsten Monats in Italien fixieren; aber mit der Feder ist das kaum möglich; die Skizzen und Aquarelle sollen schon eher dazu helfen! So klein und beschränkt der Rauminhalt der Insel ist, so unerschöpflich reich sind doch alle ihre einzelnen Punkte an landschaftlichen Schönheiten, und obgleich wir fast alle Tage von früh bis zum Abend darin herumgestrichen sind, haben wir doch alle Tage etwas Neues gefunden, das uns überraschte und von neuem zum Malen reizte.

Freilich will das auch alles gesucht und mit Mühe errungen sein, und meine Kletterkünste sind mir noch nie wie hier zustatten gekommen. Raum kann man sich aber auch Felsen schöner und einladender zum Klettern denken als die von Capri. Und ebenso ist es unten an der Küste, wo wir, da der senkrecht abstürzende, ja zum Teil überhängende Fels dem Fuße ganz unzugänglich ist, die edle Schwimmkunst zu Hilfe nehmen mußten, um tiefer in die einzelnen Schönheiten der so phantastisch geformten Küste einzudringen. So sind wir denn in manche schöne Grotte, die, wohl nur wenigen bekannt, in verborgenen Felswinkeln, halb unterm Meere liegt, schwimmend eingedrungen und haben an ihren wunderbaren Formen und schimmernden Farben, an den merkwürdigen Lichtreflexen und Schattenspielen die größte Freude gehabt. Ein paarmal habe ich so an den wildesten Stellen der Insel ordentlich eine kleine Entdeckungsreise gemacht, abwechselnd kletternd und schwimmend.

Eine der köstlichsten und sonderbarsten Schwimmafahrten machte ich gestern abend, höchst abenteuerlich, obwohl ganz gefahrlos. Allmers und ich hatten nämlich, nachdem wir schon mehreremal um Mittagszeit in die Blaue Grotte hineingeschwommen waren, wo deren ätherisches Farbenspiel am herrlichsten ist und besonders beim Schwimmen ganz prächtige Effekte gibt, schon lange den Wunsch, auch einmal bei Abendbeleuchtung, wo die roten Töne vermutlich eine violette Wirkung hervorbringen mußten, hineinzuschwimmen. Wir nahmen also gestern abend eine kleine Barke, um uns selbst nach der Grotte hinzurudern. Ein widriger Westwind blies aber so stark, daß die hochaufbäumenden Wellen uns das Fortkommen sehr erschwerten und unsere Absicht zu vereiteln schienen. Da es übrigens sonst ein prächtiger Abend war, beschlossen wir, wenigstens möglichst weit vorzudringen. Trotz angestrengtesten Ruderns waren wir doch bei Sonnenuntergang, der die Campanellaküste mit dem schönsten Purpur überzog, erst unterhalb der Anacapri-Treppe, an den alten Liberiusbädern und also noch ein gut Stück von der Grotte entfernt. Als wir endlich an Ort und Stelle waren, war es schon ziemlich dunkel, und zugleich gingen die Wellen so hoch, daß an ein Hineinfahren mit der Barke nicht zu denken war. Die Eintrittsöffnung der Blauen Grotte ist nämlich so klein und eng, daß nur bei ganz ruhigem Wasser ein Kahn der kleinsten Sorte eben hindurchfahren kann, wobei noch die Passagiere

sich ausgestreckt auf den Boden legen müssen. Da dies also nicht ging, kam ich auf den Gedanken, es doch noch zu versuchen, schwimmend einzudringen, und siehe da, es gelang prächtig. Durch eine kleine, abgepaßte Welle ließ ich mich mit einem Stoß hineinschieben und befand mich nun mit einem Male in einer Unterweltsszene, wie sich die lebhafteste Phantasie nicht prächtiger und schauerlicher zugleich vorstellen kann. In der Höhle herrschte nämlich schon vollkommenes Dunkel, da die wenigen Dämmerungstreifen, die durch den ganz kleinen, durch die hohen Wellen noch verengten Eingang, noch dazu schief, einfielen, gar nicht wirkten. Das unterirdische Dunkel wurde aber auf die wunderbarste Weise durch das Wasser selbst erhellt, das im herrlichsten Seeleuchten wie in grünen Flammenblitzen erglänzte. Wo die Wogen rings an den Felsensaum schlugen, schien er mit einem breiten Lichtstreif eingefaßt, und wenn ich lebhaft im Wasser ruderte und plantschte, erschien die ganze hohe Wölbung der gewaltigen Grotte in magischem, bleichgrünlichem Schimmer. Besonders prächtige Effekte gaben die einzelnen Wassertropfen, welche von den vielen Stalaktitenzapfen der Grotte der Decke herabfielen und im Moment, wo sie in das Seewasser fielen, in diesem einen herrlichen grünen Stern hervorzauberten, der im Momente wieder verschwand. Am großartigsten erschien aber der tiefste Hintergrund der Höhle, weil hier das Seeleuchten sehr schwach war und die Dunkelheit nur dann und wann durch einen geisterhaften Lichtschimmer auf Augenblicke erhellt wurde. Dieser Teil der Grotte ist vom Wasser so vielfach zerfressen und ausgehöhlt, daß die hineinschlagenden, auch die ganz schwachen Wellen ein unheimlich schlürfend ächzendes Geräusch hervorbringen, daß schon am Tage der Reiz des mystischen Ortes dadurch nicht wenig erhöht wird; nun war es aber Nacht, und die hochgehenden Wogen brandeten an den zerrissenen Klippen mit einem Stöhnen und Brüllen, daß man die Hadesmusik selbst sich nicht schrecklicher denken kann. Dazu nehmt nun die absolute Todeseinsamkeit in der ganz von der Außenwelt abgeschlossenen Höhle, die bizarren und grotesken Formen der Fels Säulen, Zacken und Dome, die wie Gespenster plötzlich beim bleichen Reflex der leuchtenden Wogen in der absoluten Dunkelheit erschienen und wieder verschwanden, dann die Erinnerung an die grauenhaften blutigen Gespensterjagen, mit welchen die Phantasie des Volkes diesen Ort des Grauens bevölkert hat, und wegen denen allein schon kein Schiffer bei Nacht hineindringen würde — und Ihr werdet begreifen, daß mein Herz etwas schneller zu klopfen anfang und die gereizte Phantasie mit geschäftiger Hast einen wahren Scheiterhaufen grauenhafter Märchenbilder zusammentürmte. Doch hielt ich tapfer stand und suchte das Wogengetos durch das Fischerlied von Goethe und die Lorelei von Heine zu überbieten, welche ich schon ein paarmal schwimmend in der Grotte gesungen. Erst als die letzten Laute verklungen und der Widerhall der Wölbung nur das klagende Stöhnen der brandenden Wogen widergab, schwamm ich wieder hinaus zu dem



Radiolarien  
 nach Originalzeichnungen von Ernst Haeckel  
 (Monographie 1862, Tafel IX)



harrenden Gefährten, der schon lange vergeblich nach mir gerufen hatte, und jubelnd begrüßte ich wieder das „himmlische Licht“, obwohl es nur noch schwache Dämmerung war.

Nun sprang auch A. in das Wasser, und ich schwamm zum zweitenmal mit ihm hinein. Zwar wurden die Schrecken des wilden Ortes durch die Gesellschaft des Freundes um die Hälfte gemindert; doch mußte auch A. gestehen, daß er sich den Hades selbst nicht schauerlicher und die Eingangspforte nicht wilder vorstellen könne, als es hier der Fall sei. Doch ligelten wir jetzt unsere Phantasie nur noch kurze Zeit, da die Dunkelheit draußen jetzt mit Macht hereinbrach. Ganz glücklich über das höchst gelungene, herrliche Abenteuer langten wir erst gegen 9 Uhr abends wieder in unserer trefflichen Herberge an, wo die Erzählung davon nicht wenig Verwundern erregte, da diese Art, die Grotte zu genießen, noch nie versucht war. Wir waren übrigens so aufgereggt, daß wir noch lang hinein bis in die Nacht sangen und plauderten. Ersteres geschieht fast alle Abend, wobei Allmers mit seiner schönen, hellen, fein modulierten Tenorstimme der Chorführer und Vorsänger ist und meist zugleich mit der Gitarre begleitet. So ertönen denn alle unsere lieben, deutschen Volkslieder, die schönen Burschen-, Jäger- und Vaterlandslieder usw., die Goetheschen Balladen und Romanzen allabendlich aus deutschen Kehlen auf der einsamen Libe-riusinsel im Mittelmeer, und kaum haben wir wohl in Deutschland ein dankbareres Publikum als hier, wo die Capresen und fremden Maler den „biondi Tedeschi“ einstimmig die Ehre des schönsten Gesanges, der besten Lieder und wahren Poesie zuerkennen.

So wunderbar schön nun auch Berge und Felsen auf Capri allenthalben sind, so unerschöpflich ihr Reichthum an den buntesten Farben, an den mannigfaltigsten Gestalten, so sind sie es doch keineswegs allein, die der Zauberinsel ihren hohen malerischen Reiz geben; die ganze übrige Natur steht damit im schönsten, harmonischen Einklang. Zunächst gilt dies von der Vegetation, welche zwar im ganzen eine sehr dürftige, zerrissene Decke bildet und sich mehr auf die Ritzen und Spalten der sonst nackten Felsen beschränkt, dort aber, und dann an jenen grasigen oasenartigen Stellen, wo sie reichlicher entwickelt ist, einen ausgeprägt südlichen afrikanischen Charakter trägt, der dem Ganzen vollkommen angepaßt ist. Von Bäumen überwiegt alles andere die Olive, die besonders an den flachen, geneigten Stellen ganze Haine bildet, in den Gärten auch Orange und Zitrone, Lorbeer und Granate, welche zuweilen in Prachtexemplaren ausgebildet sind. Palmen sind im ganzen wenige, diese aber auch ausgezeichnet schön, wie vor allem die vor meinem Fenster, deren lange, zahlreiche Blätter in den schönsten Kurven von dem starken Schuppenstamm nach allen Seiten herabwallen. Eigentliche Wälder fehlen ganz auf der Insel, wie auch die dazu gehörigen Quellen und Moose, und so ungern ich auch diesen schönsten Landschaftsschmuck, der auf Ischia, bei Amalfi stellenweis prächtig entwickelt war, entbehre, so würde er doch

grade auf Capri eher störend als harmonisch wirken. Um so reichlicher ist an den unzugänglichen Felsen, besonders aber auf den Teilen der Halden, deren starke Neigung sie für die Kultur unbrauchbar macht, die Strauchvegetation entwickelt, fast ganz aus immergrünen Charaktersträuchern des Südens gebildet, deren Höhe im Mittel zwischen 2 und 10 Fuß variiert, die aber, auch wo sie noch höher werden, nie eigentliche Bäume bilden, nie zu einer mittleren Hauptachse sich verdichten, sondern fast immer in zahlreiche, gleichstarke und vielverästigte Zweige sich auflösen. Dahin gehört denn vor allem die duftige Myrte, der jetzt mit großen, roten Beeren geschmückte Erdbeerbaum, die fiederblättrige Pistazie (*Pistacia Lentiscus*), dann zwei stachlig dürre, graugrüne, aber dicht mit hochgelben Blütensträußen bedeckte Schmetterlingsblumen (*Spartium junceum* und *Ulex europaeus*), ferner das baumartige Heidekraut (*Erica arborea*); eine großbeerige *Sorbus* usw. Auch die edle Kastanie, die sich aber auch hier nie zu Baumeshöhe erhebt, wuchert in diesen Strauchdickichten mit üppigem Unterholz und trägt nächst der *Arbutus* und der Myrte besonders dazu bei, mit seinen frischglänzenden Blätter ihnen die volle, warme, grüne Farbe zu geben, durch die sie von den grauen Olivenhainen und Felsen so angenehm abstechen. Blumengeschmückte Kräuter sieht man in dieser dichten Strauchdecke wenig, da die innig verwebten Äste und Zweige keinen Raum dafür übriglassen; in der Blütezeit sind aber die Sträucher selbst alle mit schönen und großen, weißen und gelben und roten Blumen geschmückt und erscheinen dann (im Mai und Juni) wie ein zusammenhängendes Blumenbeet. Besonders zeichnen sich dann die blütenreichen weißen und roten Eistrosen aus. Fast undurchdringlich sind die Strauchdichte an jenen Stellen, wo kletternde und rankende Schlingpflanzen lianengleich sie durchziehen und aufsdichteste sich mit ihnen verweben. Unter diesen zeichnet sich besonders die stachlige immergrüne *Smilax* aus, die langrankige Stechwinde, die durch ihre Blüten unserem Maiblümchen ganz nahe steht, durch den sehr langen, kletternden, bestachelten Stamm und die immergrünen, spießförmigen Blätter aber einen ganz anderen Charakter erhält. Meist wird sie von einer zarten, feinlaubigen Waldrebe (*Clematis Flammula*) und vielen durch rote Blüten und große Blätter ausgezeichneten Brombeerranken begleitet. Daneben ist unser Efeu in einer wahrhaft südlichen Fülle entwickelt. Diese langrankigen Lianen dekorieren auch, sehr zierlich herabhängend, die vielen kleinen und großen Grotten in den Felsen, deren Inneres stets auf das allerschönste mit dem wunderherrlichen Venushaarfarn ausgekleidet ist, auch dieser in einer Größe entwickelt, wie ich sie nur in Ischia ebenso gesehen habe. Die Lichteffekte, welche die durch die Höhlenöffnungen gebrochen hereinstreifenden Sonnenstrahlen auf den zierlichen braunroten Stengelchen und den zarten hellgrünen Fiederblättchen hervorbringen, sind ganz reizend, und man könnte sich keine passendere Draperie für diese feuchten, kühlen Grotten mit ihrer zapfen-

reichen Tropfsteindecke denken als dieses *Adiantum Capillus veneris*, dessen Name schon seinen Reiz andeutet.

Eine wahre Charakterpflanze Capris, die ihr besonders den südlich-subtropischen Typus an allen Stellen fest aufprägt, ist der Cactus *Opuntia* mit den breiten, ovalen Blattästen, auf deren fleischiger Scheibe die großen, gelben, sonnenblumähnlichen Blüten jetzt im Sommer die fleischigen, mit feinen Stacheln bedeckten Früchte, die hier viel gegessen werden, in ungeschickten Knäueln beisammen sitzen. Die Capriluft scheint diesem Kaktus sehr zuzusagen, und an vielen Stellen ist er zu ansehnlichen Bäumen bis 12—15 Fuß Höhe mit mannsdicke Stamm entwickelt. Allenthalben findet er sich als wehrhafte Einfassung der Gärten, die mit ihren empfindlich verwundenden Stacheln jeden Eindringling zurückschreckt. Auch die meisten Wege sind mit Alleen von Kaktushecken eingefasst.

Nächst dem fällt unter den niederen Sträuchern die baumartige Wolfsmilch (*Euphorbia dendroides*) auf, welche mit ihren roten, armleuchtergleich verzweigten Stämmen, die nur im Frühjahr und Herbst an den Astspitzen Blätterbüschel und Blüten tragen, jetzt aber nackt in die Luft starren, sonderbar genug aussieht. Daneben blüht jetzt überall aus den Felsrisen hervor eine kleine, holzige Daphne (*Passerina hirsuta*), deren kurzer, gedrungener, vielverzweigter Holzstamm mit den kleinen Filzblättern und Blütenknäueln trefflich zu dem Felsencharakter paßt. Außerdem sprießen aus den Felsrisen jetzt nur noch zwei blühende Pflanzen in Massen vor, eine hohe, blattlose Meerzwiebel (*Scilla*) mit nacktem, rotem Schaft und einer schönen, weißen Sternblütenähre — und die grüngelbe, schlanke Dolde des Fenchels, deren Blätter ebenfalls wie alle andern vertrocknet. Dagegen ist der ganze reiche Blütenschmuck des Frühlings, der mich bei meinem ersten Hiersein so sehr entzückte, jetzt der Glut der jetzt schon drei Monate die regenlosen Felsen ausdörrenden Sonne erlegen, und all die herrlichen Orchideen (*Serapias*, *Ophrys*), Winden, Eistrosen, *Erythraea*, *Gladiolus*, *Iris*, Lilien usw. sind an nichts mehr zu erkennen. Um so wohlthuerender wirkt in diesen verbrannten, braunroten Strohecken das frische, saftige Grün der immergrünen Sträucher, des Kaktus und des Weins, welcher letzterer hier alle Häuser in dichten Gewinden bekleidet und in zierlichen Girlanden sich von Baum zu Baum schlingt; in den Weinbergen ist er meist malerisch um Altbäume geschlungen.

Die weißen Häuschen Capris erhalten durch die Veranda, die Loggia oder Pergola, mit Weinranken und frischgrünem Nebenlaub aufs schönste verziert, nicht weniger einen bestimmten Charakter, als durch die regelmäßig kubische Würfelform ihres Unterbaues und die flachen Kuppelgewölbe ihrer Dächer. Keine einzige schräge und schiefe Linie, die im Norden den Anblick der Dächer so unschön machen, stört hier die Harmonie der überall unter rechten Winkeln zusammentreffenden Horizontal- und Vertikallinie, welche durch die sanfte Wölbung der allgemein gebräuch-

lichen, flachen Kuppeldächer eine angenehme Abwechslung erhalten. Dazu sind die großen, schmalen Fenstertüren und Jalousien so angenehm auf den Wandflächen angebracht, die nur zwei einfache Farben: Weiß und ein warmes Sepiabraun, zeigen, und die nächste Umgebung der Häuschen ist immer so malerisch mit Vegetation oder Felsblöcken umgeben, daß man überall nur die schönsten, farbigen Bilder sieht und bei jedem einzelnen Würfelhäuschen das Skizzenbuch von neuem vorziehen möchte. Diese niedlichen Wohnungen von echt maurisch-orientalischem Charakter sind nun teils auf den geneigten Plateauflächen der Insel überall einzeln oder in schönen Gruppen zerstreut, teils in zwei kleinen Ortschaften, Capri und Anacapri, versammelt, welche beide voneinander ebenso vollständig in Bauart, Tracht, Sitte, Charakter und Beschäftigung der Einwohner getrennt sind wie die beiden Inselhälften (eigentlich zwei Inseln), auf denen sie liegen und die nur durch eine 600 Stufen hohe, in steilen Fels gehauene Treppe miteinander verbunden sind. Anacapri liegt bedeutend höher; doch ist die ganze Umgebung viel einförmiger als die von Capri, in dessen nächster Nähe alle landschaftlichen Schönheiten in reichster Auswahl beisammen liegen. Das Städtchen Capri liegt verborgen in dem tiefen Sattel zwischen beiden Inselhälften. Außerdem liegt noch eine kleine, sehr malerische Häuserreihe unten am Nordstrand, die sogenannte „grande marina“, der einzige für Schiffe zugängliche Landungsplatz des felsstarren Eilands . . .

42.

Neapel, 2. 9. 1859 abends.

. . . Ich kann Dir nicht sagen, wie eigen mir heut früh zumute war, als ich von dem herrlichen Wundereiland Abschied nahm, auf dem ich vier Wochen lang den schönsten Künstlertraum träumte, der mir für mein ganzes Leben eine der liebsten Erinnerungen bleiben wird. Ein Traum war's wahrhaftig, so glänzend, so harmonisch, so zauberisch sind mir diese vier Wochen verflossen, die mir jetzt kaum vier Tage zu sein scheinen. Mit einziger Ausnahme von Ischia, welches zwar viel reicher und mannigfaltiger ist, aber ebendarum auch jener vollkommenen Harmonie entbehrt und außerdem nichts von all den großartigen, fast einzigen Naturwundern des herrlichen Capri aufzuweisen hat, — habe ich nirgends in Italien so von ganzer Seele genossen und mein deutsches Gemüt so wahrhaft befriedigt gefunden.

Allmers war einige Tage vor mir aus Capri abgereist, und so war ich die letzten Tage mit zwei afrikanischen Malern allein, mit denen wir leider erst in der letzten Zeit unseres Aufenthaltes näher bekannt wurden. Der eine davon, Marianno da Silva, ist portugiesischer Abkunft, von S. Michele auf den Azoren gebürtig, der andere, John Rilley, englischer Abkunft aus Madeira. Letzterer war ziemlich still, aber recht nett; ersterer dagegen ein wahrhaft tropisches Feuerblut, von heißem Leben immer

übersprudelnd, dabei ein dramatisches Talent, wie ich selten eins gesehen habe, und ein sehr geschickter Improvisator. Am 1. 9., gestern, am letzten Abend meiner Anwesenheit, hatte er, da er mich, trotz sehr entgegengesetzter Natur, sehr liebgewonnen, zu Ehren meines Abschieds ein kleines Zauberfest arrangiert, durch das ganz Capri in Bewegung gesetzt wurde. Die schönsten Mädchen mußten kommen, um Tarantella zu tanzen und besten Capriwein flaschenweis aufzufahren, und er selbst als Hauptfigur, keinen Augenblick ruhig, immer von tollen Einfällen übersprudelnd, führte mir eine Reihe bunter, phantastischer Szenen voll dramatischen Lebens vor, daß die Ideen eines Märchentraums nur noch vervollständigt wurden und ich immer in der Walpurgisnacht zu sein glaubte. Bis 2 Uhr wußte er uns so durch ewig neue, abwechselnde, phantasiereiche Einfälle und Darstellungen, dabei immer in Opernart improvisierend, zu unterhalten, so daß ich mir am andern Morgen wirklich die Augen rieb, ob nicht alles nur ein Traum gewesen sei. Das war ein würdiger Abschluß! . . .

43.

Neapel, 3. 9. 1859.

Tausend Glückauf, mein Liebchen, innigsten Kuß und herzlichsten Gruß zu dem neuen Lebensjahr, das du am 14. September beginnst, hoffentlich recht frisch und munter und voll froher Hoffnung der reichen, köstlichen Zeit, der wir entgegengehn. Was gab' ich darum, heut ein Stündchen bei Dir zu sein, um Dir den reichen Quell meiner überströmenden Gefühle unmittelbar in Deine liebe, köstliche, offene Seele zu gießen. Wie ärmlich, dürr und nüchtern sind doch Federn und Papier, wenn sie versuchen wollen, solche Gedanken und Gefühle wiederzugeben; bleibt ja selbst das lebendige, warme Wort so oft hinter dem, was es sagen soll, so weit zurück, und ein Kuß auf Deine lieben Lippen, ein inniger Druck der warmen Hand sagt alles viel besser. „Da es aber nit kann sein“ — mußst Du diesmal schon mit dem kalten, nackten, toten Wort auf dem Papier vorliebnehmen, welches mir manchmal wie ein ausgestopfter Vogel oder eine Seeanemone in Weingeist vorkommt, die Leben, Bewegung und Farbe verloren haben. Auch die beifolgenden Reimereien, die mir heut bei der Überfahrt von Capri in den Sinn kamen, und die ich Dir, so schlicht und schlecht sie auch sind, doch schicken muß, werden nicht viel dazu beitragen, meinen innigen, warmen Gefühlen der glücklichen Zufriedenheit und der süßen Zukunftshoffnung, die mich an Deinem Geburtstag, meinem höchsten Feiertage, beseelen, einen besseren und lebendigeren Ausdruck zu geben. Bei solchen Gelegenheiten empfinde ich meine rohe Formlosigkeit immer doppelt schmerzlich, da der reale Ausdruck der reichen Fülle idealer Anschauung so wenig entspricht und beneide recht meinen Freund Allmers um sein schönes Dichtertalent, mittelst dessen er seine tiefen Gedanken mit wenigen Worten so schön gestalten kann . . .

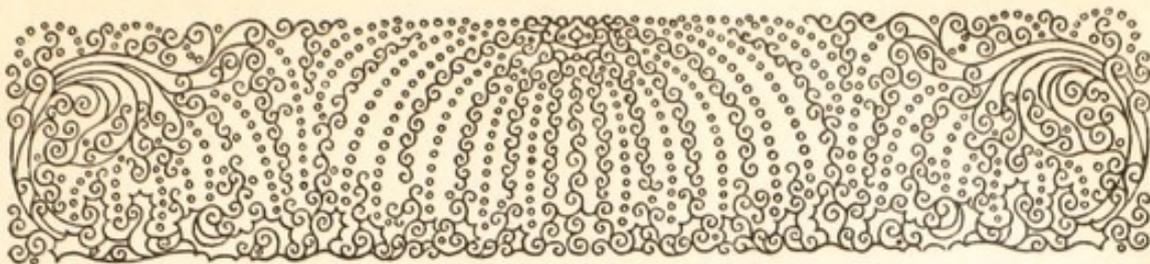
Ich werde Deinen Geburtstag vermutlich an der Nordküste Siziliens

feiern, vielleicht in dem herrlichen Cefalù, dessen gewaltiges Bild, kühn auf steilstem Fels am Meer thronend, uns auf der letzten Gemäldeausstellung in Berlin so sehr entzückte, vielleicht auch schon in Palermo, wohin von Messina aus zunächst die Reise gehen wird. Wir werden nämlich am 9ten von hier aufbrechen, nachdem vorher am 8ten zu Ehren unseres Abschieds noch das größte Volks- (d. h. Soldaten-) Fest Neapels, das Piedigrottafest, gefeiert worden ist. Am 10ten werden wir in Messina sein und von da längs der Nordküste (etwa in 4—6 Tagen) nach Palermo gehen. Dann wahrscheinlich quer durch die Insel nach Girgenti, und dann über Syrakus, Catanea, Atna, Taormina, an der Ostküste zurück, so daß uns die Krone aller Genüsse bis zuletzt aufgespart bleibt. Wir werden wohl unserer drei sein, indem außer Allmers auch noch ein Freund desselben, ein Genremaler Willich aus Rom mitgehen wird, den ich zwar noch nicht kenne, für den ich aber schon dadurch ein sehr günstiges Vorurteil habe, daß er als badischer Freischärler 1849 zum Tode verurteilt wurde . . .

Von Capri habe ich so ziemlich jeden interessanten Punkt gezeichnet und dürfte auch schwerlich ein anderer „forestiere“, höchstens ein deutscher oder englischer Dichter, Maler oder Naturforscher so in allen Felswinkeln umhergeklettert, auf alle Höhen gestiegen, in alle Grotten hineingeschwommen sein, wie ich es getan habe. Das war einmal ein wirklicher Genuß, und solche Bilder bleiben in aller Glut der Farbe und allem Zauber der Form zeitlebens, während die gewöhnlichen, touristischen Reiseerinnerungen, wo man immer nur unftet von einem Ort zum andern eilt, nur ein flüchtiges, allgemeines Panoramabild in der Seele zurücklassen, das sich von Jahr zu Jahr mehr in nebelhaften Düst und zu unbestimmten Schattenrissen verflüchtigt. Aus diesem Grunde verspreche ich mir von der sizilianischen Reise, so sehr ich mich sonst darauf freue und gespannt bin, weniger Genuß, da es, schon des teuern Geldes wegen, immer etwas in hastiger Eile gehen und vom Malen, woran mir jetzt alles liegt, nicht viel die Rede sein wird. Vor dem Winter in Messina habe ich ein gelindes Grauen, besonders wenn ich daran denke, wie oft ich bisher vergeblich meine Untersuchungen angefangen habe. Dort — oder niemals — muß aber durchaus ein Erfolg errungen werden. Ich wollt', der böse Winter wär' vorüber und ich könnte dirittissimamente in Deine Arme eilen, mein bestes Herz. — . . .

Tausend, tausend herzlichste, innigste GrüÙe und KüÙe

von Deinem lieben treuen Erni.



44.

Messina, 10. 9. 1859.

Glückauf, liebster Schatz, aus dem schönen Sizilien, wo ich heut mittag wohlbehalten angekommen bin. Geht alles so fort, wie es am ersten Tage begonnen, so kann ich sehr zufrieden sein, denn Himmel und Erde, Tiere und Menschen, Berge und Stadt haben gewetteifert, mir einen möglichst freundlichen Empfang zu bereiten. Die allernetteste Empfangsüberraschung war aber Dein lieber Brief, mein bestes Herz, welcher zufällig durch einen außerordentlichen Expreszdampfer schon heut früh hier angekommen, mithin von Köln, wo er am 4ten aufgegeben, nur sechs Tage gegangen ist . . .

11. 9. 1859.

Gestern abend war ich so müd, daß ich beim Schreiben einschlief, ich fahre nun nach der ersten guten Nacht in Messina, wo ich vortrefflich geschlafen und von dem lieben Schatz geträumt, heut am Sonntag morgen fort.

Ich verließ mit Allmers Neapel vorgestern mittag (am 9. 9.), wo wir uns auf dem großen Dampfer „Etna“ (Calabro-Siculo), dessen Name also schon ein gutes Omen war, um 1 Uhr einschifften. Doch wurde so viel Ladung an Bord genommen, daß wir erst nach 5 Uhr den Hafen verließen. Nie habe ich noch einen Ort, wo ich so lange gelebt, so gleichgültig, ja mit Vergnügen verlassen wie Neapel. Allerdings waren ringsum so viele liebe Orte, wo mir Mutter Natur durch ihrer reichsten Erfindung Pracht so viele genußreiche Stunden bereitet, und nach den verschiedenen Hauptpunkten der herrlichen Küste, nach den glücklichen Campanischen Inseln vor allem, warf ich manchen sehnsüchtigen Blick hin, zugleich in der Hoffnung, sie einmal später meinem lieben Frauchen zu zeigen. Aber von der Stadt Neapel selbst und von ihren abscheulichen Bewohnern schied ich so froh und gern wie ein Gefangener aus dem verhaßten Kerker. Ich mag das gute Papier nicht anfüllen mit Aufzählung der zahllosen, in Deutschland zum Teil ganz unglaublichen Scheußlichkeiten, die unter der depravierten Bevölkerung Neapels, unter jung und alt, vornehm und gering, allgemein verbreitet sind und die sie ganz offen zur Schau tragen. Ich kann Euch das später mündlich mitteilen, obwohl Ihr einen solchen Grad von Verdorbenheit kaum für möglich

halten werdet. Wir haben noch in den letzten Tagen unserer Anwesenheit mehrere Beispiele der elenden Schurkerei erlebt, die selbst uns, nachdem wir doch fünf Monate lang daran gewöhnt worden waren, überraschten. Fort von diesen abscheulichen Menschen, auf Nimmerwiedersehen! Sollte ich mal je wieder nach N. kommen, so gehe ich noch am Tage der Ankunft, nach so kurzem Aufenthalt als möglich, nach Ischia oder Capri.

Wie traurig, daß ein solches Volk in dieser überaus prächtigen und reichen Natur lebt. Denn diese ist hier wirklich so wundervoll und unerschöpflich reich an den größten Schönheiten, daß man wohl auf keinem Erdenflecken so viel wieder beisammen findet: diese wundervollen Berglinien, die reiche Küstenformation, die zauberischen Inseln, die höchst interessanten vulkanischen Erscheinungen, der ewig heitere Himmel mit den schönsten Farben, die reiche südliche Vegetation und die kolossale prächtige Stadt mit ihren Kastellen und ihren Ausläufern, die sie rankend nach allen Seiten ausschickt und in den Schluchten die Berge hinaufkriechen läßt. Bei unserer Abfahrt sahen wir alle diese Herrlichkeit noch einmal bei uns im herrlichsten Panorama vorüberziehen, und die Natur hatte zu unserer Ehre noch dazu ein besonderes Feierkleid angelegt, eine so prachtvolle Abendbeleuchtung, wie ich sie noch nicht gesehen; vor allem glühte der Vesuv in den allerköstlichsten Farbentönen. Rings im weiten Halbkreis zog sich an dem reizenden Golfgrund die weiße Häuserreihe hin, welche von der Spitze des Posilip beginnend, am ganzen langen Vorgebirg entlang, über Mergellina, Piedigrotta, an der Villa reale, Riviera Chiaja entlang, durch die eigentliche ungeheure Stadt hindurch, dann am Fuß des Vesuvs über Paludi, Portici, Torre del Greco bis Torre Annunziata meilenweit sich hinzieht und an die sich weiterhin Castellammare, Vico, Mela, Sorrent, Massa und die übrigen, fast ununterbrochen zusammenhängenden Ortschaften der Penisola sich anschließen. Überall darüber die reizendsten Berglinien, links im Norden aufragend Ischia und Procida, daran unmittelbar sich anschließend die Küste von Cumä, Kap Misen, Baja, Monte nuovo und Barbaro (Gauro), Camaldoli, darunter S. Elmo, weiterhin rechts die langen Ketten der Kampanischen Gebirge und der hohen Apenninen, vor allem dann, alles überragend, der prachtvolle Vesuv, der heute in einem Wechsel und Gemisch von Gelb, Rot, Violett, Blau, Grau, Grün schimmerte und strahlte, wie ich es noch nie gesehen, und auf dessen Gipfel die Rauchwolke die berühmte schöne Piniengestalt bildete. Rechts davon die lange, zackige Kette der Sorrentiner Gebirge, darunter die höchste Spitze, Monte Angelo, bis zum weit vorspringenden Kap Campanella; endlich der zauberische Mittelpunkt und Schlüssel von allem, das wundervolle, geheimnisreiche, sphinxgleiche Capri, das mitten im Eingang des weiten, prächtigen Golfes mit seinen herrlichen Formen wie ein köstliches Denkmal oder ein versteinertes Seewunder hingelagert ist. Die Sonne hatte schon ihre letzten, roten Goldstrahlen gespendet und färbte nur noch den Westhimmel in wunder-

bar purpurnen Tönen, und am Osthimmel war schon der liebe, silberne Vollmond heraufgezogen, als wir an unserer lieblichen und großartigen homerischen Zauberinsel vorüberfuhren, der wir noch einmal herzlichsten Abschiedsgruß und tausend Dank für die köstlichen dort verlebten Wochen, für meinen schönen Künstlertraum, zuriefen. Durch die Meerenge zwischen Campanella und Capri durchgefahren, sahen wir dieses noch von der Südwestseite, von wo es uns durch eine neue, reizende Form überraschte. Das war der letzte Abschiedsgruß, und nun versank rasch hinter uns die neapolitanische Küste im nächtlichen Dunkel, und der reine Vollmond leuchtete uns hoffnungsvoll nach Sizilien vorwärts.

Die Nacht war überaus schön, und ich blieb den größten Teil derselben mit Allmers auf dem Verdeck, all die reichen Erlebnisse der letzten Monate noch einmal durchplaudernd und der lieben fernen Heimat in Wort und Lied sehnsüchtig gedenkend. Der Himmel war vollkommen klar, der Spiegel des Vollmonds im Meere prachtvoll, das Meer selbst ganz still und klar und nur die niederen Wellenkämme im Seeleuchten schimmernd. Als ich endlich spät zum Schlaf mich niedergelegt, umspielten mich süße Träume von meiner lieben Anni, mit der ich im Schlaf so viel plauderte und scherzte, daß ich am Morgen beim Aufwachen gar nicht mich besann, daß ich auf dem Schiff war und erst mir die Augen reiben mußte, um mich zu überzeugen, daß ich noch nicht in der lieben Heimat sei. Es war noch dunkel, etwa 4½ Uhr, als wir uns den Liparischen Inseln näherten, so daß ich das interessante Schauspiel, den kleinen Stromboli-Vulkan Feuer speien zu sehen, noch recht schön und nahe beobachten konnte. Alle 5—10 Minuten spuckte der kleine muntere Kerl einen Mund voll vulkanischen Feuers aus, unmittelbar unter dem Gipfel aus einer kleinen Seitenöffnung vordringend. Ein heller Lichtschein erleuchtete mehrere Sekunden lang den ganzen Gipfel, und dann versank wieder alles in nächtiges Dunkel. Doch behielten wir die Molischen Inseln so lange im Gesicht, daß es noch vollkommen Tag wurde, ehe wir vorüber waren, und daß wir die Form aller der kleinen Eilande recht gut übersehen konnten, besonders aber die äußerst scharfe und einfache, charakteristische Kegelform des nächsten, des Stromboli, der mit seiner permanenten Rauchwolke auf dem spitzen Haupte vollkommen wie ein großes Räucherkerzchen aussah.

Beinahe hätte übrigens auch der Atna Feuer zu speien angefangen, nicht der wirkliche, sondern nur sein Namensbruder, auf dem wir fuhren. Es waren nämlich aus dem Schornstein glühende Kohlen auf das über das Hinterdeck gespannte Zelt gefallen und hatten dieses in Brand gesteckt. Der Ruf: „Fuoco sul vapore, fuoco!“ setzte alles in große Bestürzung, und auf dem Hinterdeck ballte sich ein dichter Menschenknäuel zusammen. Ich saß wie gewöhnlich auf der äußersten und höchsten Spitze des Vorderdecks, auf dem Bugspriet reitend, wo man immer den schönsten freiesten Blick vorwärts hat und die am Vorderkiel durchschnittenen Wogen unmittelbar unter sich aufschäumen sieht. Als ich den Feuerruf hörte,

maß ich mit den Augen die Entfernungen vom Schiff nach der kalabrischen Küste und nach der Stromboli-Insel und entschloß mich, lieber nach letzterer hinzuschwimmen (was übrigens doch wohl die Arbeit eines Tages gewesen sein würde!). Doch war dieser Entschluß glücklicherweise nicht nötig, da das Feuer sehr rasch gelöscht wurde, noch ehe ich mich durch den Menschenhaufen nach dem Hinterdeck hatte durcharbeiten können.

Als wir uns nun mehr Sizilien näherten, nahm der Strombolifegel eine zweispitzige Gipfelform an, indem er zugleich breiter wurde und seine Gestalt etwas der des Vesuvs näherte. Zur Linken kamen uns nun die Apenninen von Kalabrien sehr nahe heran; zur Rechten aber von uns tauchte glänzend die schimmernde Nordostspitze Siziliens aus dem blauen Meeresspiegel auf, das breitstirnige Capo Peloro, das wir jubelnd und hoffnungsvoll begrüßten. Von der Meerenge von Messina war noch nichts zu sehen, da dieser Kanal schräg zwischen Insel und Festland durchgeht und also vorn und hinten durch die kulissenartig vorspringenden Landzungen gedeckt wird. Je mehr wir uns nun der klassischen Trinacria-Insel näherten, desto schöner und klarer erhoben sich die übereinander aufsteigenden Berglinien, die wir an der Nordküste gegen Westen weithin über Merlazzo und Kap Orlando hinaus verfolgen konnten. Auch links traten die kalabrischen Gebirge immer näher und enger zusammen. Das Schönste war aber die Einfahrt in die berühmte Meerenge selbst, wo uns rechts der Faro di Messina, links, auf dem kalabrischen Ufer, die Scilla prächtig in der Sonne glänzend begrüßten, deren südliche Glut durch einen starken, frischen Westwind angenehm gefühlt wurde. Herrlich öffnete sich nun das „Paradiso“, die weite, halbrunde Küstenstrecke zwischen dem Faro und Messina, dessen schimmernde Häuserreihen im Grunde des herrlichen Hafenrunds an die blaugrünen, duftigen, zackigen Bergmauern sich anlehnten, über dem mehrere andere Gebirgsketten stufengleich sich erheben. Doch fuhren wir zunächst noch nicht in den lockenden Hafen hinein, sondern zunächst an der kalabrischen Küste hin bis Reggio, wo vorher die bedeutende, dorthin gehende Ladung gelöscht und die vielen kalabrischen Passagiere abgesetzt werden mußten. Das dauerte dann so lange, daß wir erst nach 1½ Stunde wieder abfuhren und um 2 Uhr in Messinas Hafen einfuhren.

Die kalabrische Küste jenseits ist auch sehr schön, abwechselnd mit schönen, frischgrünen Drangengärten, Schilfpflanzungen und freundlichen Dörfern geschmückt, über denen Berge von sehr verschiedener Form und Farbe aufsteigen, die einen von weißgelbem Sand, fast ganz nackt, andere dicht dunkel bewaldet, noch andere in rotem Granitfels und hellgrünem Waldschmuck zierlich gemalt. Reggio selbst macht keinen besonders schönen Eindruck, und die spitzen, deutschen Dächer, die auch hier viel sind, nehmen ihm den recht italienischen Charakter. Von hier sahen wir zum erstenmal den Fuß des Ätna, dessen Haupt in Wolken verhüllt war. Weit hingestreckt lag er im blauen Süd.

Die Natur erschien übrigens bei unserer Ankunft in Messina im schönsten Schmuck und Sonnenglanz und bereitete uns so einen sehr freundlichen Empfang, zu dem auch die Menschen das ihrige beizutragen suchten. Die Sizilianer machen einen ungleich angenehmeren Eindruck als die abscheulichen Neapolitaner, von denen sie selbst auch nichts wissen wollen. Am Bord schon empfing uns ein Deutscher, der Wirt unseres Hotels, Herr Müller. Wir fuhren mit ihm ans Land, wo wir von den gewöhnlichen Douane-Plackereien sehr verschont blieben und rasch und glücklich in unser Hotel gelangten, das gleichfalls einen sehr freundlichen Eindruck macht und unmittelbar am Hafen liegt. Die Bedienung ist durchweg deutsch, und die Leute scheinen sehr freundlich und nett zu sein. Auch die Bestien waren zu meinem Empfang bereit, da ich schon vom Dampfschiff aus ein paar herrliche Quallenschwärme herumschwimmen sah, was ich mir (nach römischen Auspizien und Grundsätzen!) als günstiges Omen deutete, wie auch, daß schon vor der Einfahrt in den Kanal ein Möwenschwarm uns umkreiste und lange vorher, Stromboli gegenüber, ein einsamer verirrter Schmetterling von Sizilien her auf unser Schiff flatterte und sich auf meiner großen Botanisiertrommel niederließ; gewiß lauter höchst bedeutungsvolle günstige Zeichen. Weniger angenehm war der Empfang im Wasser selbst, obwohl sehr erfreulich. Als ich nämlich gleich nach der Ankunft mich im Hafen badete, wurde ich von ein paar großen Schwimmpolypen, seltenen Tieren, die ich noch nie gesehen, nächst dem aber von einer ganzen Herde großer Quallen empfangen, welche mich mit ihren Nesselorganen so stark brannten, daß ich den ganzen Tag Schmerzen hatte und die Haut stark entzündet war. Gut, daß sie den Krieg angefangen haben; ich werde nun um so schonungsloser im Winter unter ihrem Schwarm wüten! Die Bestien sollen nur kommen!

Im Viktoriahotel selbst wohnt ein junger Arzt aus Altona, Edmund von Bartels, jetzt seit zwei Jahren hier ansässig, der mir ganz gut gefallen hat und mit dem ich wohl viel zusammen sein werde. Ganz vortreffliche und höchst liebenswürdige junge Leute sind aber die jungen Klostermanns, bei denen ich gestern abend gleich nach dem Essen war und ein paar Stunden mit ihnen plauderte. Er ist der zweite Sohn der Frau Dr. Klostermann in Bochum, die mit Mutter und mir Herbst 1853 in Rheme zusammen war, mit der Beckenschen Familie sehr befreundet. Er ist Kaufmann und arbeitet bei dem preußischen Konsul B. Jäger, an den ich auch eine Empfehlung habe. Die junge Frau Klostermann ist hier geboren, aber aus einer Schweizer Familie und nach Gesinnung und Wesen ganz deutsch. Sie hatten schon gar nicht mehr geglaubt, daß ich herkommen würde, da der mich anmeldende Brief schon vor einem Jahr angekommen ist. Sie haben zwei sehr niedliche, kleine Mädchen mit großen blauen Augen und blonden Haaren, die ganz deutsch aussehen. Herr Klostermann war sehr zuvorkommend und freundlich; ich werde wohl manchen Abend in dieser lieben Familie zubringen. So war also der Empfang und der

erste Tag in Sizilien ganz deutsch — ich fühlte mich gleich halb heimisch, was in Neapel nicht einmal nach halbjähriger Anwesenheit der Fall war. Überhaupt war mir zumut, als sei die Reise schon fast vorüber und sollte ich schon bald zur Liebsten in die teure Heimat zurückkehren, und doch steht mir die andere, wenn auch kleinere, doch wichtigere Hälfte des Italienjahres noch erst bevor. Aber ich habe hier endlich einen festen Ruhepunkt gefunden, von dem aus ich stetig und konsequent werde arbeiten können, was nach dem langen, unstillen Umherwandern, Aus- und Einpacken, Kommen und Gehen sehr wohl tut, und ich werde hier mit frischer Kraft und neuem Mut an die Arbeit gehen, was ich in Neapel nicht konnte . . .

Tausend Grüße und Küsse zum 14. 9. Sei recht glücklich.

Dein treuer Erni.

45.

### Übersicht

der fünfwochentlichen Reise durch Sizilien, mit Hermann Allmers.

Dienstag, 13. 9. 1859. Abends um 6 Uhr fahren wir auf dem kleinen schnellen Dampfer „Archimedes“ nach Palermo ab. Sehr stürmische See. Köstliche Vollmondnacht, die ich fast ganz wachend, auf dem Verdeck liegend, verbracht.

Mittwoch, 14. 9. Meines herzlichsten Schatzes Geburtstag, den ich auf die herrlichste Weise anbrach, indem ich zum erstenmal die Sonne im vollsten Prachtglanze aus dem Meer aufsteigen sah. Zugleich ringsum Anblick der herrlichen Küste, vielleicht der schönsten von Europa, das prächtige Palermo mit seiner Umgebung, dem Kap Zafferana und dem Monte Pellegrino, dem schönsten Berg der Erde (nach des größten Ästhetikers, Bischer, Urteil), den wir am Nachmittag bestiegen. Vormittag die höchst interessante Normannenburg König Rogers gesehen. Am Abend sehr wehmütige Geburtstagsfeier.

14.—24. 9. Elf höchst genußreiche Tage in dem herrlichen Palermo verlebt, das meine hochgespannten Erwartungen zum Teil noch übertroffen hat; reich an der schönsten Kunst- und Naturgenüssen. Glanzpunkte und Sterne erster Größe: der Tropengarten der Fürstin Butera, der Monte Pellegrino mit der Conca d'oro, der normannische Prachtdom von Monreale, in seiner Art das Höchste (von jeher der Sehnsuchtszipfel von Allmers' Wünschen).

Samstag, 24. 9. Abends mit Kurier über Realcasa in 20 Stunden nach Girgenti gefahren, mitten durch die Insel hindurch, außerordentlich wüste und öde, zum Teil sehr langweilige, nur aus ganz kahlen Hügelmassen bestehende Gegenden, Schwefelminen in Masse, das einzig Ausgezeichnete und Interessante.

Sonntag, 25. 9. Nachmittag 4 Uhr in Girgenti angekommen. Die moderne Stadt hoch auf dem Berg, entfernt von der alten, liegend.

Montag, 26. bis Mittwoch, 28. 9. Drei sehr reiche, interessante, seltsame Tage in Girgenti, an der Südküste, die sehr wild und öde ist. Fast nur in den kolossalen, herrlichen Tempeltrümmern des alten Agrigentum umhergestrichen. Mittwoch, 28. 9. Abends mit Kurier nach S. Caterina, im Innern Siziliens, fast ganz in dem Mittelpunkt des Dreiecks gelegen, gefahren (über Caltanissetta). 29ten mittags in S. Caterina angekommen und bis zum andern Mittag in den außerordentlich wüsten und öden, ganz nackten Gebirgen umhergestiegen. Sehr hoher Punkt mit weiten Ausichten. Erster voller Prachtanblick des Atna, wunderherrlich.

Freitag, 30. 9. mittags. Da wir keine Gelegenheit fanden, über Castra giovanni nach Catanea weiterzukommen, mußten wir bis Caltanissetta zurückfahren, wo wir zwei Maultiere bis Caltagirone, im Innern des Südostzipfels, mieteten.

Samstag, 1. 10. 1859. Um Mitternacht von Caltanissetta aufgebrochen und fast ohne Unterbrechung (nur eine halbe Stunde Rast früh 9 Uhr) in 14 Stunden nach Caltagirone geritten, wo wir um 2 Uhr mittag ankamen. Die wüfste, ödste Gegend, die ich je gesehen, fast keine Häuser, kein Dorf auf der ganzen langen Strecke. Meist unkultivierte nackte Berge mit Steingeröll, zum Teil mit Stoppelfeldern, zum Teil sehr langweilig. Erster Teil der Nacht empfindlich kalt, Temperatur wohl um mehr als 20° von der des folgenden Mittags differierend. Mehrere Flüsse durchritten, die jetzt fast versiegt waren.

Sonntag, 2. 10. Merkwürdiger Tag in dem seltsamen Caltagirone, einer riesigen Stadt von 28000 Einwohnern, aber ohne allen Verkehr mit den andern Orten und der Küste, ohne alle verbindende Straße. Daher mehr als 50 Jahre in der modernen Kultur zurück. Wir zwei „forestieri“ so große Seltenheit, daß uns neugierige Massen in dichten Haufen überallhin folgten.

Montag, 3. 10. Um 1 Uhr nachts von Caltagirone (wieder auf zwei Maultieren) ausgeritten und wieder fast 14 Stunden ununterbrochen im Sattel, bis Palazzuolo (unterhalb des 37° nördl. Breite!), das wir um 4 Uhr nachmittag erreichten. Früh eine Stunde Rast in Bizzini. Gegend viel wilder und großartiger als bei dem vorigen Ritt, stellenweis subalpin. Auch mehr malerische Landschaft. In Palazzuolo in ein solches Spelunkennest geraten, daß wir noch am selbigen Abend 10 Uhr (mit Hilfe der Polizei, der mein roter Paß höchst imponierte!) weiterfuhrten, in einem zweirädrigen Ackerfarren die ganze Nacht durch nach Syrakus, wo wir am 4. 10. früh 6 Uhr halb gerädert ankamen.

4.—10. 10. Sechs herrliche Tage in Syrakus, reich an interessanten Naturgenüssen und historischen Kunsterinnerungen. Hauptpunkte: der Fluß Anapus und die Quelle Cyane, der einzige Ort Europas, wo der Papyrus der Alten wild wächst. Sehr merkwürdige, südliche Marschenformation. Die Latomien, die berühmten Steinbrüche der Alten, sehr

malerisch von Grün durchwuchert. Das herrliche Theater und die Reste der alten Stadt.

Montag, 10. 10. Mittag 10—4 Uhr mit Dampfer „Diligente“ nach Catania gefahren und nachmittag zur Atnareise gerüstet.

Dienstag, 11. 10. Früh nach Nicolosi heraufgestiegen, wo wir Maultiere und Führer nahmen zur Atnabesteigung, die um 4 Uhr nachmittags begann. Früh drohte das bisher sehr heitere und köstliche Wetter zum erstenmal in Regen umzuschlagen, so daß große Bange eines schlechten Erfolges uns ängstigte. Doch klärte sich das Wetter abends wieder auf, so daß wir die ganze Nacht hindurch einen herrlichen Mitt bei Vollmondschein hatten. Um 1 Uhr nachts langten wir, vor Frost halb erstarrt (trotz doppelter Kleider) in der Casa Inglese an, dem höchsten Zufluchtsort, einer öden Steinhütte, mehr als 9000 Fuß ü. M.

Mittwoch, 12. 10. Von 1—4 Uhr nachts in der Casa Inglese teils gefroren, teils halb geschlafen, Schnee und Rum gegessen. Um 4½ Uhr aufgebrochen und den Aschenkegel bis zum Kraterrand, den wir um 5½ Uhr erreichten, erstiegen. Herrlicher Sonnenaufgang aus dem Meer. Riesiger Atnaschatten, die ganze Insel bis zum Westmeer überdeckend. Wundervolle Aussicht, die ganze Insel wie eine Landkarte zu Füßen. Gegen den ausdrücklichen Willen des Führers setzte ich durch, den weiten Krater rings zu umwandern und den letzten höchsten Gipfel, 10128 Fuß ü. M., der seit dem Einsturz des großen Kraters im Jahre 1857 nur höchst selten erstiegen wurde, zu erklimmen, und wurde für meine Mühe durch überaus interessante und herrliche An- und Ausichten belohnt, besonders den grandiosesten Einblick in den tiefsten Kraterschlund. Kostbarer Blick nach Norden und Beobachtung meines Schattenbildes auf den Dampf- wolken von der noch sehr niedrig stehenden Sonne gezeichnet, ganz analog dem berühmten Brockengespenst. Erst um 7½ Uhr traten wir, von der eisigen Tramontana fast erstarrt, den Rückweg an, höchst glücklich und zufrieden über den glücklichen Ausgang dieser letzten und größten Exkursion, von der wir nicht umsonst so viel gehofft. Um 9 Uhr morgens ritten wir von Casa Inglese weg und waren um 3 Uhr nachmittags glücklich wieder in Nicolosi, wo wir am 13. 10. früh noch die Monti rossi bestiegen und mittags nach Catania herabgingen, wo wir die mitgebrachten Naturalien- sammlungen, eine Masse Pflanzen und Laven, verpackten.

Freitag, 14. 10. Wundervolle Fahrt von Catania nach Taormina, längs der Meeresküste, immer über Lava hin.

Samstag, 15. 10. Letzter, an malerischen Genüssen überreicher Tag der Freude mit dem lieben Allmers in Taormina, von vielen, nicht mit Unrecht, als der schönste Bergort Europas gepriesen.

Sonntag, 16. 10. Fahrt im Wagen längs der Küste von Taormina, nach Messina, wo wir 6 Uhr abends sehr glücklich und wohl befriedigt anlangten . . .

46.

Messina, 16. 10. 1859 abends.

Das erste heut abend nach meiner glücklichen Zurückkunft hierher soll ein Gruß an Dich, bester Schatz, Euch, liebste Eltern, Dich, lieber Bruder und Euch Lieben und Freunde alle sein und herzlicher Dank für Eure drei lieben Briefe, die mich bei meiner Ankunft freudigst überraschten. Ihr könnt Euch denken, wie ich mich nach fünfwöchentlichem Entbehren jeder Nachricht von Euch über diese Briefe gefreut habe, da Ihr Euch wohl ebenso sehr nach Nachricht von mir gesehnt haben werdet. Das nähere Eingehen auf Eure lieben Zeilen und die Beantwortung im nächsten Brief. Heute nur einige Notizen über unsere nun glücklich vollendete Reise durch Sizilien, soweit es die große Müdigkeit heute abend erlaubt. Morgen früh soll Allmers den Brief gleich bis Civita vecchia mitnehmen, damit er rascher expediert wird.

Im ganzen hat die Reise durch Sizilien, besonders durch das Innere, das wir uns viel wilder, schöner und romantischer dachten, nicht ganz unsere Erwartungen erfüllt. Die beiden Glanzpunkte sind Palermo und der Atna, nächstdem Syrakus und Taormina. Dagegen ist das Innere und die Südküste im ganzen langweilig, sehr öde und traurig. Der einzige Umstand, daß auf der ganzen Insel eigentlich kein zusammenhängender Wald existiert, und daß wir allein in dem mittleren Atnagürtel eine Andeutung eines Waldes fanden, wird Euch schon viele Illusionen über den wildromantischen Charakter Siziliens zerstören, die wir auch hegten. Das Land ist durchaus bergig, aber mehr eine gleichförmige, langweilige Hügelmasse, als eine Reihe charaktervoller Bergzüge, mit Ausnahme natürlich des herrlichen Atna und der Umgebung Palermos. Land und Volk, Stadt und Dorf, Menschen und Vieh, Flora und Fauna hatten wir uns in dem berühmten Sizilien ungleich fremdartiger und charaktervoller vorgestellt und sind in dieser Beziehung sehr enttäuscht. Die glücklichen, herrlichen kampanischen Inseln Capri und Ischia haben viel mehr Charakteristisches aufzuweisen und sind eigentlich viel fremdartiger und südlicher als das ganze Sizilien. Die Bauart der Häuser, der Charakter der Städte, die Tracht, Sitte und Physiognomie der Bewohner, die Flora und Fauna, die Formen der Felsen und Gebirge fanden wir in Capri und Ischia nicht nur charaktervoller und fremdartiger, südlicher, sondern auch wirklich schöner und interessanter als hier in Sizilien. Möglich allerdings, daß wir durch jene überaus herrlichen Inseln schon zu sehr verwöhnt sind, und daß die Masse des schon vorher genossenen und gesehenen Schönen und Großen fast zu überwältigend war, um jetzt von Sizilien einen ganz reinen Eindruck zu haben. Doch werdet Ihr nach Anblick unserer verschiedenen Skizzenbücher Euch wohl auch zugunsten der herrlichen Umgebung Neapels entscheiden. Capri bleibt nun ein für allemal mein italisches Paradies, doch war immerhin diese fünfwöchentliche Reise durch Sizilien höchst interessant und lehrreich und

möchte ich sie keineswegs in meinen Reiseerinnerungen missen. Nur war das Interesse mehr ein historisches, antiquarisches und ethnographisches, als ein ästhetisches, naturwissenschaftliches und landschaftliches.

Das Volk im ganzen hat uns viel besser als die Neapolitaner gefallen. Doch steht auch der Sizilianer, obwohl viel besser, noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und beim Bekanntwerden mit diesem Volk hat sich mir mehr und mehr der Gedanke aufgedrängt, wie tief diese unteritalische Menschenabart unter dem Vieh steht, besonders unter den Maultieren, diesen aller Tugend vollen, edlen, treuen, flugen und geduldigen Tieren, die zum Lohn für ihre unermüdliche Ausdauer, für ihre vorsichtige Sorgfalt, für ihre treuen Dienste, von diesem unbarmherzigen, gemüthlosen Menschenvieh in einer so empörender, grausamen und niederträchtigen Weise mißhandelt wird, daß dieser Umstand allein — (falls man nämlich nicht den Maultierer, wie allen anderen Tieren, eine Fortdauer ihrer Seele nach dem Tode und eine Vergeltung ihrer Leiden durch eine jenseitige, bessere Existenz zugesteht) — den Glauben an eine gerechte Vorsehung wankend machen muß. Übrigens sind auch die Sizilianer, wenn sie gleich lange nicht so verworfen, so aller Tugend und Ehre bar, wie die gänzlich viehischen Neapolitaner sind, immerhin so elendes Paß, daß ein tiefinnerliches, deutsches Gemüt sich nie mit ihrem rein äußerlichen Dichten und Trachten versöhnen kann. Hat überhaupt diese ganze Reise durch Italien viele reine und edle Bestrebungen in uns angeregt und ausgebildet, so ist es vor allem die innige, hohe Liebe zu unserem unvergleichlichen deutschen Vaterlande, die dadurch einen Schwung und eine Festigkeit, eine stolze Sicherheit und nationales Selbstbewußtsein erhalten hat, wie es im Vaterland selbst nie gekommen wäre. Auch hat's allerorten der italische und sizilische Boden hören müssen, in der herrlichen Umgebung Neapels wie in den gepriesenen Gefilden Palermos, in den Latomien von Syrakus wie auf dem Gipfel des Atna: — Deutschland, Deutschland über alles, über alles auf der Welt! — Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein! — Freilich haben wir keine Lorbeeren und Myrten, keine Palmen und Pinien, keine Spuntien und Agaven auf sonnverbrannter Höhe, keinen ewig blauen Himmel, kein unsäglich dunkelblaues Meer. Wir haben aber in unserm Deutschland den unerseßlich lieben und grünen Wald, und wir haben das frische, schwellende Moos darin und die sprudelnden und rieselnden Quellen und die singenden und zwitschernden Vögel — und wir haben den unvergleichlich herrlichen Wechsel der Jahreszeiten, den lieblichen Frühling, den lustigen Sommer, den sinnigen Herbst und den gemüthlichen Winter, — was alles dem traurigen Süden fehlt. Mir wäre dies beständige Einerlei des ewigen Sommers, noch dazu eines so trocknen, dürren, durstigen, saft- und kraftlosen, trotz all seines blendenden Sonnenuntergangs und Farbenschwalls, unerträglich. —

Doch wohin verliere ich mich! Statt von Sizilien, schwärme ich von

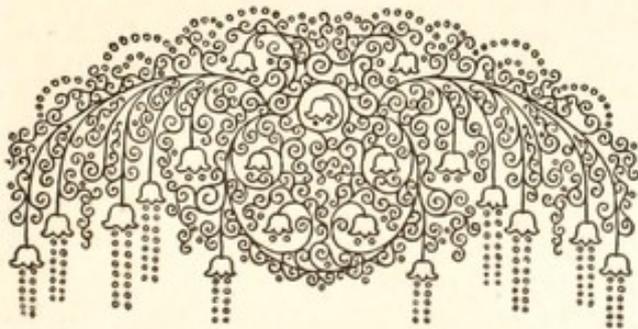
Deutschland! Freilich darf ich's heute wohl, da ich heut lieber als je dahin schnurstracks zurückkehrte. Schließt doch heute der Zyklus der unendlich reichen und belehrenden, anregenden und belebenden vier Monate, die ich in der Gesellschaft des prächtigen Allmers zubrachte, und es beginnt der traurige, einsame Winter mit der strengen, nüchternen Arbeit des Naturforschers, die nach dem reichen, phantasievollen Künstlerleben gewiß recht schlecht schmecken wird, besonders anfangs, ehe die Maschine wieder recht im Gange ist. Wenn nur erst die nächsten 3—4 Wochen vergangen sind, vor denen ich mich ganz besonders fürchte. Der übrige Winter wird dann schon rasch genug vorübergehen. Rückt mir ja doch dann der liebe Frühling mit der köstlichen Zeit des Wiedersehens immer näher. — . . .

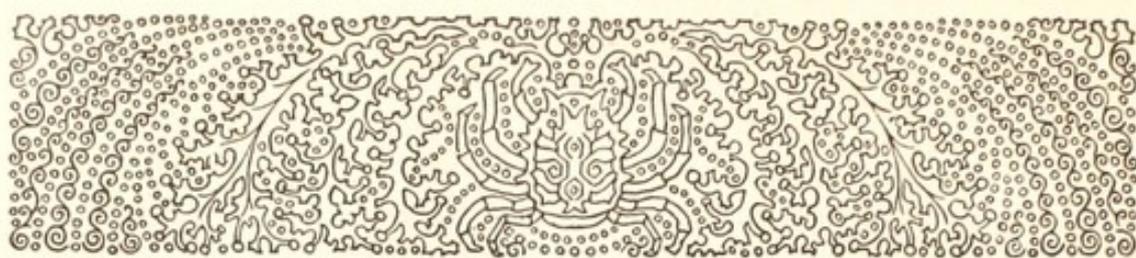
47.

[Auszug aus einem Brief des Naturalista migratorius E. H. an seine Mutter, seine merkwürdigen Inexpressibles betreffend:]  
 Liebe Mutter! Du erinnerst Dich vielleicht dunkel noch, daß ich, als wir zusammen den Koffer für die italienische Reise packten, die großen, zum Sammeln der Seetiere bestimmten Gläser in ein paar alte weiße, rotgestreifte Sommerhosen wickelte. D. h. alt waren sie eigentlich nicht, ob schon bereits im Jahr 1851 n. Chr. G., als ich noch das Merseburger Gymnasium besuchte, geboren. Allein damals durfte ich sie nicht tragen, da Vater die weiten Hosen, für die ich so schwärmte, nicht leiden konnte, und nun vollends von diesen, allerdings mehr als mäßig weiten Pump- hosen behauptete, daß sie ganz abscheulich aussähen und daß meine Flegerei (ich befand mich ja damals in der vollen Blüte der Flegeljahre!) darin viel zu weiten Spielraum hätte und übermütig würde. Mit schwerem Herzen mußte ich also die geliebten in den Kasten schließen und durfte sie nur zum Turnen und dann anziehen, wenn ich auf Mauern und Bäumen im Garten verstoßen umherkletterte. Auch später in Würzburg, wohin ich sie Sommer 1853 mitgenommen, gelangten die Guten zu keiner Anerkennung, da meine drolligen Freunde ebenso wenig Sympathie als Vater dafür fühlten und behaupteten, ich gliche darin eher einem türkischen Soldaten oder Matrosen, als einem reellen deutschen Studenten. So wären sie vielleicht, wie so viele schlummernde Talente, unerkant, ungeweckt und unbeachtet durch diese irdische Welt gegangen und nach einigen Jahren namen- und ruhmlos den Motten zur Beute geworden, wenn nicht die Reise nach Italien für sie wie für so viele bedeutende und unbedeutende Geister der maßgebende Wendepunkt irdischen Geschicks geworden wäre. Ein dunkler Instinkt leitete mich damals halb unbewußt, das edle Hosenpaar zum Einpacken der Gläser zu benutzen, nicht ahnend, welcher großen Nutzen sie mir bringen würden. Der heiße Sommer in Neapel kam und mit ihm die volle Glut der südlichen Sonne, die so manchem schwitzenden, deutschen Gemüt sehnsüchtige Lobpreisun-

gen seines milden, nordischen, heimatlichen Sommerhimmels entlockt. Hatten wir doch im Juni und Juli das Vergnügen, wochenlang zwischen 30—35° R im Schatten zu sitzen, resp. zu laufen und zu liegen, wobei das Thermometer selbst nachts oft keine 5° herunterging. Daß da Kleider überhaupt höchst lästig waren, kannst Du Dir denken, und zu Hause machte man sich's so natürlich und leicht als möglich; wollte man aber ausgehen, so war man, selbst auf dem paradiesischen Capri, denn doch gezwungen, mindestens Hosen und Hemd anzuziehen — und was mir nun die armen, alten, verachteten Pumphosen für treffliche Dienste leisteten, mögst Du begreifen. Nun ans Licht gezogen und zur gerechten Anerkennung gekommen, leuchteten ihre feinen roten Streifen auf dem lichtweißen Grunde doppelt schön, und doppelt leicht umwehte das leichte, dünne, kühle Linnen die beiden Gehwerkzeuge, die sich keine angenehmere Decke wünschen konnten. Unter solchen Umständen wurden die früher so Verachteten und Geschmähten jetzt sogar der Gegenstand allgemeinen Neides meiner Landsleute, und besonders mein Zeltgefährte Allmers bedauerte sehr, nicht auch im Besitz gleicher Kleinode zu sein, besonders da er sehr bittere Erfahrungen mit echt neapolitanischen Sommerhosen zu machen Gelegenheit hatte. Er kaufte sich deren zwei Paar, jedes für einen ganzen Piafter; davon hielt das erste, blaufarrierte 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Stunden und löste sich nach der ersten Exkursion noch am ersten Tage in Fetzen auf; das zweite dagegen lebte bis zum folgenden Tage und konnte im ganzen 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden getragen werden, ehe es völlig in Trümmer ging. Nicht allein aber, daß mir die trefflichen Matrosenhosen die übermäßig heißen Sommermonate in Neapel erträglich machten, nein, auch in dem paradiesischen Augustmonat unseres ganz urzuständlichen Lebens auf dem herrlichen Capri bildeten sie die beständige, weil einzige Hülle der unteren Extremitäten und wurden ihrer Tugend halber sogar von A. in einem besonderen Gedicht besungen. Ja, sie leisteten da wohl ganz Außerordentliches! Denn wenn man weiß, wie wir in jenen seligen Tagen überall umherstrichen, auf Felsen herabrutschten, in Dorngebüsch umherkletterten und ohne alle Rücksicht auf Kleidung durch dick und dünn gingen — der muß in der That die beispiellose Tugend dieses edlen Paares bewundern, das unverfehrt aus allen diesen Kämpfen hervorging. Ja, unglaublich, aber wahr, auch auf der ganzen sizilischen Reise blieben sie die hauptsächlichste, fast die einzige Kleidung und bewährten auch hier ihre Tugenden aufs beste. Erst gegen Ende derselben trat die traurige Katastrophe, welche auch sie von der Bühne, wenigstens für die betreteneren Gegenden und die Städte, abrief und ihre ehrenvolle Laufbahn schloß. Bereits am 14. 9., auf dem Monte Pellegrino, hatte ich einige verdünnte Stellen auf beiden Knien bemerkt, welche bald darauf in den Tempeln von Girgenti zu wirklichen Löchern aufbrachen. Diese wurden zwar glücklich gestopft; allein im weiteren Verlauf der Reise, besonders aber nach dem ersten zwölfstündigen Maultierritt, erschien auch eine

höchst bedauerliche, schleierartige Verdünnung der gesamten Sitzgegend, welche bei dem zweiten, 14stündigen Ritt, von Caltagirone nach Palazzuolo, in Gestalt von etwa ein Duzend größeren und kleineren Löchern zum Durchbruch kam. Das tragischste passierte aber in dem letzten Dorfe, 2 Stunden vor Palazzuolo. Wir hatten uns und unsere Maultiere an einem kühlen Brunnen gelabt und wollten nun wieder aufsitzen. Ich sprang mit dem gewöhnlichen kühnen Schwung in meinen hohen Sattel — da höre ich ein bedenkliches Geräusch, wie von durchgerissener Leinwand, und fast gleichzeitig einen Schreckensruf meines Gefährten. Ich schaue nach meinem Fuß — und wer beschreibt mein Entsetzen und meinen tiefen Schmerz! — der ganze linke Unterschenkel hatte sich durch Selbstamputation in einem mächtigen Riß abgetrennt vom Oberschenkel der linken Hose, und ich mußte, nur mit 1½ Hosenbeinen angetan, hoch zu Maultier meinen feierlichen Einzug in Palazzuolo halten. Dabei wurde ehrenhalber das abgetrennte Unterbein an die Stockspitze gebunden. In Palazzuolo flüchte ich zwar daselbe unter Aufgebot aller meiner Schneiderkünste wieder an; doch fiel diese Heilung immerhin sehr unvollkommen aus, und bei dem Umherklettern in den Steinbrüchen von Syracus gefellten sich dazu so viele neue und nicht mehr stopfbare Löcher an beiden Knien, daß ich endlich das weitere Tragen aufgeben mußte, eigentlich nur durch Allmers moralisch gezwungen, welcher behauptete, in diesem Zustand mich nicht mehr begleiten zu können. Ihr letzter Tag war auch der letzte Tag in Syracus, der südlichste Punkt, den ich überhaupt erreicht habe, das höchst interessante Fort Cyane. Nun, sie haben ihre Dienste getan — Friede ihren Lumpen! Sie werden inmitten meiner Reisetrophäen in meinem Studierzimmer prangen, wo auch der Strohhut, der Hammerstock, die Alpenschuhe usw. in Pension zusammen aufgehängt mich noch oft an diese schönen Reisetage erinnern werden. —





Die ersten schweren Tage in Messina sind nun glücklich vorüber, und heute ist auch der erste ordentliche Arbeitstag vergangen, und ich sende Dir, bester Schatz, und Euch, liebste Eltern, den ersten Gruß aus meinem kleinen Winterquartier, in dem ich nun endlich festen Fuß gefaßt habe. Ehe ich ganz ruhig und klar, fest und sicher im Streben und Arbeiten bin, wird jedoch wohl noch einige Zeit wieder vergehen, da der Sturm und Kampf widerstrebender Gefühle und Gedanken, die mich in den letzten Tagen bewegten, zu wild und heftig war, um rasch wieder die Bogen der hochgehenden See sich glätten zu lassen. Dieses vielfach verwickelte Ringen und Gegenstreben der verschiedenen Anfechtungen und Gedanken ist in allen Übergangsperioden sehr natürlich, bei mir immer sehr ausgeprägt gewesen, diesmal aber besonders stark, wie das ja auch wohl sehr natürlich ist bei dem Abschluß des höchst bedeutenden Lebensabschnittes, den ich in den letzten 4 Monaten zurückgelegt.

Jetzt habe ich nun den dritten und letzten Abschnitt der italienischen Reise begonnen, der zwar äußerlich (im Vergleich zu den beiden ersten) sehr ruhig und gleichmäßig sich abwickeln wird, von dem ich jedoch hoffen muß (wenn auch vorläufig noch nicht recht kann), daß er für meine wissenschaftliche Ausbildung und für die Begründung meines Fortkommens als Philister (wollte sagen: Professor!) ebenso fruchtbar und glückbringend sein wird, als es der mittlere zweite Abschnitt für meine allgemein menschliche Ausbildung und meinen Aufschwung zum dilettierenden Landschaftsmaler gewesen ist. An Menge, Großartigkeit, Schönheit und Verschiedenheit der herrlichsten Eindrücke und Bilder waren diese letzten vier Wandermonate so reich, wie wohl keine andere Zeit meines Lebens, wenigstens, wenn ich dazu die Fülle neuer, fruchtbarer Gedanken und Ideen rechne, die ungemeine Horizonterweiterung, welche mir durch die unschätzbare Gesellschaft meines lieben, herrlichen Freundes Hermann Allmers geworden ist. Kaum hat einer meiner andern Freunde (mit Ausnahme vielleicht nur Beckmanns) einen so bedeutenden, anregenden und bildenden Einfluß auf meine ganze geistige Entwicklung ausgeübt, und daß ich diesen herrlichen, ausgezeichneten Mann grade hier kennen lernen und mit ihm die vier reichsten italienischen Wandermonate in stetem

herzlichsten Beisammensein gemeinsam durchleben konnte, ist ein Glück, das ich nicht hoch genug zu schätzen weiß und das bedeutendste Moment vielleicht für die ganze Reise. Habe ich eins dabei sehr zu bedauern, so ist es das, daß ich A. nicht bereits in Rom habe kennen gelernt, wo er mir die Augen für die antike Welt noch ganz anders würde geöffnet haben. Ich sah ihn dort einmal im Vatikan eine Statue abzeichnen, und der begeisterte Eifer, mit dem er dies tat, fiel mir so auf, daß ich, zumal ich gleich erkannte, daß er auch ein Deutscher war, ihn beinah angeredet hätte. Hätte ich dies doch damals getan, mit was für andern, tausendfach reicheren und gebildeteren Anschauungen würde ich Rom dann verlassen haben. Wenn ich bedenke, wie er mir durch seine höchst anregende, lebendige Schwärmerei für das Mittelalter, für christliche Kunst, moderne Malerei, normannische und sarazenische Architektur usw., lauter Dinge, die mir sonst völlig gleichgültig waren, lebhaftes Interesse und tiefes Verständnis eingeflößt hat, wie würden wir erst in der hellenischen Antike, für die wir beide gleiche Begeisterung und innige Verehrung teilen, in Rom zusammen geschwelgt haben. Teilweise konnten wir das noch nachholen im Museo Borbonico zu Neapel, wo wir in der Statuengalerie, besonders aber bei den pompejanischen Wandgemälden, die glücklichsten Stunden zusammen verlebtten. Wie anders wäre das freilich in Rom geworden, wo ich auf jeden Schritt und Tritt aus seinem Mund würde Belehrung empfangen haben über die allenthalben angehäuften Schätze der Architektur, Skulptur, Malerei usw.

Wie schwer mir nach allem diesem der Abschied von A. am 17. 10. wurde, wo er mit dem Dampfer nach Civita vecchia abfuhr, könnt Ihr denken; ja, mehreremal machte sich der Gedanke geltend, ob es nicht viel besser sei, mit ihm fortzudampfen und in seiner Gesellschaft in Rom noch einen Monat zuzubringen, der dann wohl ganz andere Früchte noch tragen sollte, als jener März, den ich allein dort verlebte. Besonders verführerisch lockte mich dabei die Aussicht, mich in der Landschaftsmalerei dort ordentlich ausbilden zu können, was jetzt mein sehnlichster Wunsch ist. Ja, dieser Wunsch war so lebhaft geworden in den letzten Wochen, daß ich mehr als einmal ganz ernstlich daran gedacht habe, die Naturwissenschaft vorläufig an den Nagel zu hängen und erst mein Talent zu jener herrlichen Kunst etwas zu kultivieren. Ist dieses auch nicht ausgezeichnet, so scheint es mir, wenigstens nach den Äußerungen der Maler, die meine Skizzen und Aquarelle in den letzten Monaten gesehen haben, hinreichend, um, in Verbindung mit meinen naturwissenschaftlichen, besonders aber botanischen Neigungen und Kenntnissen, einen Zweig der Landschaftsmalerei mit Glück zu kultivieren, der für das allgemeine geographische Naturgemälde sehr bedeutsam ist und auch eine von Humboldts Lieblingsneigungen war: die Vegetationsansichten nämlich, die bisher so sehr vernachlässigt und doch für die allgemeine Botanik und Geographie, für die Physiognomik, Ästhetik und Geographie der Pflanzen usw. usw.

von höchstem Interesse sind. Die charakteristischen Vegetationsbilder, die ich mehrfach auf unserer Reise, schon auf Ischia und Capri, dann an den Küsten Siziliens, besonders aber in Palermo getroffen und skizziert habe, haben das lebhafteste Interesse für diesen wissenschaftlich und ästhetisch gleichbedeutenden Zweig der Landschaftsmalerei, für den ich von Kind auf, ganz unbewußt, eine große Vorliebe hatte, nun geweckt und so verstärkt, daß ich ihr allein wohl mein ganzes Leben widmen könnte. Vielleicht ist auch noch nie der Umstand meiner Verlobung so bedeutend in die Waagschale gefallen, wie grade jetzt, denn hätte ich nicht jetzt meinen allerliebsten Schatz und müßte ich nicht, um ihn mir heimholen zu können, vor allem danach streben, mir für mein naturwissenschaftliches, d. h. zoologisch-anatomisches Arbeiten eine ernährende Stellung zu fixieren, so würden jetzt wahrscheinlich die landschaftlich-malerischen Neigungen im Verein mit den alten botanischen und den Wandergelüsten ganz die Oberhand bekommen haben; die Phantasie hätte über den Verstand gesiegt; ich wäre mit A. nach Rom zurückgegangen, hätte mich dort zum Landschaftsmaler ausgebildet und wäre dann doch noch nach den Tropen gezogen, dem uralten Ziel meiner Wanderwünsche von Kindheit an, nach dem die Sehnsucht durch den bezaubernden Anblick der Palmen und Bananen, der baumartigen Lilien und Farnkräuter, der Lianen und Raktusbäume in dem unvergleichlichen tropischen Butera-Garten nun aufs lebhafteste angeregt ist.

Bin ich auch augenblicklich ganz zufrieden, nach den vier unruhigen, bunten, bewegten Wandermonaten hier einen Ruhepunkt mit festem Ziel gefunden zu haben, so ist doch andererseits mit der gesteigerten Fähigkeit zu großen Reisen auch die Lust bedeutend gewachsen. Die mannigfachsten großen Strapazen, die ich alle trefflich bestanden und nach denen sich mein Körper kräftiger und gesunder denn je fühlt, die Leichtigkeit, mit der ich mich in den urzuständlichen Kulturmangel Inner Siziliens, in die fremde Sprache und Lebensweise gefunden, und die reiche Ausbeute, die ich an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Anschauungen und landschaftlichen Bildern davon mitgebracht — dies alles hat meine Reise-lust trotz der augenblicklichen Übersättigung bedeutend gesteigert, und wenn ich rasch nach den Tropen könnte, mücht ich's schon! Indes leider — oder, wie Du, liebe Mutter, sagen wirst, glücklicherweise — „ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ — und so wird's denn mit dem schönen Plane einer vergleichenden Sammlung verschiedener Vegetationsbilder aus allen Ländern wohl „beim frommen Wunsche“ bleiben, und aus dem geträumten kühnen Reisenden und wilden Landschaftsmaler, der alle Zonen vom Eismeer bis zum Äquator mit seinem Pinsel durchmiszt, entwickelt sich ein sehr zahmer Privatdozent oder glücklichstenfalls ein getrockneter und gepreßter Professor, der in Jena oder Freiburg, oder Tübingen, oder Königsberg oder auf irgendeiner andern kleinen Duodezuniversität allsemesterlich seine 1½—3 Zuhörer — herauf, herab

und quer und frumm an der Nase herumführt. Ich kann das heut abend, nachdem mir gleich am ersten Arbeitstage heut eine Fülle herrlichen Materials zugeflossen ist und mir Mut für den ganzen Winter gemacht hat, schon mit einem gewissen entsagenden Gleichmut oder einer Art wehmütigen Humors hinschreiben; in den vorigen Tagen war's aber ernster mit der Wehmut, und der Gedanke, der Landschaftsmalerei nun wieder, auf wer weiß wie lange Zeit, Valet zu sagen, den grübelnden, nüchternen Verstand an die Stelle der lebendig schaffenden Phantasie zu setzen und alle Zeit an die Betrachtung von wunderbaren Rätseln zu setzen, die wir doch nie ergründen werden — wollte mir durchaus nicht munden. Ja, die ersten Tage war ich sogar recht unglücklich, und es ist gut, daß ich Euch da keinen Brief geschrieben habe, der gewiß recht lamentabel ausgefallen wär'. Erst infolge des heutigen glücklichen Arbeitsanfangs, der mir mehr interessante, kleine Bestien geliefert, als die paar Monate in Neapel, und der mir die Schilderungen von dem außerordentlichen zoologischen Reichtum des Messina-Meeres als nicht übertrieben erscheinen läßt, sind die Stimmungsaktien bedeutend wieder gestiegen, und ich fange an, mit den lange vernachlässigten zootomischen Studiengedanken mich wieder zu befreunden. Freilich werden in nächster Zeit noch Momente genug kommen, wo die engen, spanischen Stiefeln der Logik recht drücken werden und die süße Erinnerung an das wilde, phantasievolle, wandernde Malerleben das Stillsitzen hinter dem Mikroskop nicht eben sehr angenehm machen wird; ist doch auch die Differenz zwischen beiden Zuständen, dem reichen, schaffenden, bunten Phantasieleben, wo man im heitern Reich der Farben und Gestalten selbsttätig im freiesten Schaffen auftritt, und dem nüchternen, kalten, anatomischen Verstandesstreben, das immer eher zur Negation und zur skeptischen Zersekung führt und auf möglichste Verständigung der Naturwunder gerichtet ist, die wir doch nie von Haus aus begreifen können, — zu groß, um nicht in dem raschen Wechsel und grellen Kontrast, wie ich jetzt beide durchlebe, aufs tiefste empfunden zu werden. Trotzdem habe ich A. vor seiner Abreise feierlichst versprechen müssen, niemals Sonntags zu arbeiten, sondern nur zu zeichnen und zu aquarellieren; ich werde es aber wohl lieber jetzt ganz lassen, sonst wiederholt sich der Konflikt allwöchentlich von neuem.

Das neue Skizzenbuch, das ich für die sizilische Reise mitgenommen hatte (die andern sind schon in Neapel und auf den Kampanischen Inseln gefüllt), ist glücklich noch am letzten Tage in Taormina ganz gefüllt worden, und außerdem habe ich zehn große Aquarellstudien gemacht, von denen drei sehr gelungen, fünf gut und zwei ziemlich verunglückt sind. Die Maler, denen ich sie in Palermo zeigte, haben mich sehr ermuntert, mich ja weiter auszubilden und besonders Öl zu malen, was ich auch gleich nach der Zurückkunft anfangen werde. Was mir besonders fehlt, ist Geschick in der Technik, welche aber auch in Aquarell viel schwieriger als in Öl ist, ferner tadelten die Maler, und besonders A., der ein sehr feiner Kunst-

kritiker ist, die zu dunkeln und oft zu gewaltsamen Farben. Dagegen wurde die Komposition und die Anlage der Landschaft im ganzen ziemlich gelobt, und besonders fanden sie darin eine eigentümliche Hinneigung zum Wilden und Großartigen. Daher sind mir denn auch die Felsen und die Ruinen (z. B. die Tempel von Girgenti) am besten gelungen. Mag ich nun späterhin viel oder wenig Gelegenheit haben, mein Landschaftertalent weiter auszubilden, jedenfalls soll es in allen Mußestunden und auf allen Ferienreisen mir eine Quelle des reichsten, bleibenden Naturgenusses sein, wie mir denn auch die von dieser Reise mitgebrachten Stoffe lange Zeit reiche Motive in Masse liefern werden. Wenn ich hier in Messina noch einiges zeichnen sollte, so werden es besonders Vordergrundstudien (Bäume, Agaven, Kaktus usw.) sein, da sonst grade keine besonders malerischen Partien in der im allgemeinen immer sehr schönen Gegend zu sein scheinen. Doch später darüber mehr — heut einiges von den ersten Tagen meines Hierseins, in denen vieles zusammenkam, um meine Stimmung sehr hinunterzudrücken.

Das Schmerzlichste war natürlich die Trennung von A., an den ich mich in den 4 Monaten, in denen wir (ein paar Tage mehr auf Capri ausgenommen) fast ununterbrochen Tag und Nacht beisammen waren, Freud und Leid teilten, so sehr gewöhnt hatte, daß ich mir nach seiner Abreise fast nur halb vorkam. Der Verkehr mit meinem jetzigen Stubennachbar, dem hiesigen jungen, deutschen Arzt Dr. Edmund von Bartels aus Altona, ist dafür nur ein sehr dürftiger Ersatz, zumal ich ihn grade auf halber Genesung von einer längeren schmerzhaften Krankheit angetroffen habe, er sehr hypochondrisch und aus mancherlei Ursachen mißgestimmt ist und von mir nicht nur aufheiternden Verkehr und Umgang, sondern auch ärztliche Behandlung und Heilung hofft. Ich suche mich denn auch, so gut ich eben kann, zu akkommodieren; doch könnt Ihr wohl denken, daß ich grade für Behandlung solcher Leute nicht sehr geeignet bin. B. ist im übrigen sehr freundlich gegen mich. Er hat mir namentlich bei der ersten Einrichtung im Hotel mancherlei unangenehme Schwierigkeiten überwinden helfen; ich fand hier die Verhältnisse bedeutend anders, als ich erwartet hatte und als sie mir aus früheren Schilderungen bekannt waren. Das frühere treffliche deutsche „Hotel du Nord“, in dem Gegenbaur und die andern Freunde ebenso vortrefflich als wohlfeil gewohnt haben, ist nämlich unter den Händen des jungen Herrn Müller (Neffen der alten Fräulein Caroline) in ein nobles „Victoriahotel ersten Ranges“ umgeschaffen worden, und die Preise sind demgemäß um mehr als das Doppelte gestiegen. Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen, die mir die ersten Tage sehr unangenehm machten, habe ich mir endlich dadurch geholfen, daß ich in ein kleines, niedriges Dachstübchen im IV. Stock heraufgezogen bin, wo ich wenigstens nur 3 Tari (10 Silbergroschen) täglich zahle, während mein Vorgänger im vorigen Jahr, Prof. Caro, für ein schönes Zimmer im ersten Stock das Doppelte zahlen mußte. Auch

esse ich nicht wie jene Table d'hôte zu 8 Tari, sondern sehr einfach mit Bartels und dem französischen Konsulatssekretär auf des ersteren Zimmer, zu 4 Tari. Dazu kommen noch 2 Tari für das Frühstück, so daß ich täglich für 9 Tari (einen Taler grade) eben notdürftig leben kann. Hoffentlich ist Papa, der zu fürchten scheint, daß ich zu viel Börsenebbe verursache, mit dieser möglichsten Ökonomie zufrieden.

In meinem Zimmerchen, das bei der bedeutenden Höhe, unmittelbar am Hafen gelegen, die herrlichste Aussicht über diesen und die ganze Meerenge weithin auf die Kalabrische Küste hat, fühle ich mich übrigens ganz behaglich, wenn nur das eine kleine Fenster ein bißchen höher wäre. Doch hoffe ich, daß das Licht zum Mikroskopieren ausreichen wird, was sich in den nächsten Wochen zeigen wird. Im nächsten Brief Näheres hierüber, wie über meine ganze Einrichtung. Heut nur noch herzlichsten Gruß an Euch Lieben alle . . .

49.

Messina, 22. 10. 1859.

Auch der zweite Arbeitstag ist glücklich vorüber, mein liebster Herzenschatz, und hat mir noch reicheres, interessanteres Material in wahrhaft überraschender Fülle geliefert, so daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll, und vor Mutlosigkeit über die Ohnmacht meiner Kräfte gegenüber diesen Wundermassen meine Hände sinken lasse, wie ich es in Neapel aus Trübsinn über den Mangel an Material tat. Wenn das aber so herrlich reich mit der Meeresbeute fortgeht, kann ich hoffen, daß endlich einmal eine ordentliche Arbeit zustande kommen wird und dann mir dabei der lange, einsame Winter auch viel rascher schwinden wird, als ich gefürchtet hatte. Auch haben mir Lewes „Studien am Seestrand“, die ich in den letzten Abenden beinah schon ganz durchgelesen habe, die Arbeitslust wieder neu geweckt und mich auf vieles aufmerksam gemacht, das ich hier speziell beachten werde. Ich glaube, ich habe Dir im Trouble der Abreise von Neapel, wo ich das Buch kurz vorher durch Binz erhielt, noch nicht einmal dafür gedankt, liebster Schatz! Du weißt gar nicht, was für eine große Freude Du mir damit gemacht. Auf der Durchreise durch Würzburg sah ich nämlich das Buch bei Kölliker und hätte es mir so gern mitgenommen, konnte es aber dort nicht mehr bekommen. Nun hat in zwischen mein Liebchen meinen Wunsch erraten und mich mit seiner Erfüllung überrascht! Das hat mich sehr erfreut, und ich hab' es nun mit doppeltem Interesse gelesen. Wenn es auch hinter C. Vogts „Ocean und Mittelmeer“, dem es offenbar nachgebildet ist, bedeutend zurücksteht, so hat es doch um des Verfassers willen, der doch eigentlich nur Dilettant ist, mehr Anspruch auf Nachsicht; und doch enthält es auch manche für mich neue, in bestimmter Richtung sehr anregende Gesichtspunkte. — . . .

Die deutsche Bewegung, die mich hier bei der Rückkunft, nachdem ich 5 Wochen keine Zeitung gesehen, sehr überrascht, hat A. und mich sehr

erfreut. Wenn nur Preußen nicht wieder schwach ist und halbe Maßregeln ergreift! Wollte es sich doch nur dem frechen Oesterreich entschieden gegenüberstellen und vor allem die Initiative zur Vertreibung der 36 Raubfürsten ergreifen! . . .

50.

Messina, 29. 10. 1859.

Die ersten 14 Tage in dem bedeutungsvollen Winterquartier von Messina sind also glücklich fast vorbei, ihr Lieben, und ich kann Euch aus meinem stillen Studierstübchen, in dem ich mich schon recht eingewohnt habe, mit mehr Ruhe und Zufriedenheit meinen Gruß senden, als ich anfangs gedacht hatte. Die zahlreichen Schwierigkeiten, die mich anfangs hier umgaben, und die noch zahlreicheren, die meine hoffnungslose, vor der ungewissen Zukunft bange Phantasie mir vorgespiegelt hatte, beginnen sich zu zerstreuen, und ich fange an, dem Winter, vor dem ich mich so sehr scheute, mit mehr Ruhe, ja mit ziemlicher Hoffnung entgegen zu sehen. Was vor allem die Hauptsache betrifft, meine zoologischen und anatomischen Arbeiten, so hat sich deren Anfang gleich sehr günstig gestaltet, und ich bin von einer so reichen, täglich wachsenden Fülle des schönsten und interessantesten Materials umgeben, daß ich in dieser Beziehung doch alle meine ziemlich hoch gespannten Erwartungen übertroffen finde. Brachte mich in Neapel der ewige Mangel des Stoffes zur Verzweiflung, so könnte es hier der Überfluß tun; in den letzten Tagen hat es sich wirklich schon so massenhaft gehäuft, daß ich kaum mehr weiß, wohin damit. Heute allein erhielt ich von den Fischerjungen, die immer truppenweis kommen, nicht weniger als sechs Lieferungen, von denen jede einzelne so reich war, daß sie mir allein Stoff zu interessanter Arbeit für mehr als einen Monat geliefert hätte. Es war so arg, daß ich eigentlich gar nicht zum Arbeiten kam, sondern immer nur ein Glas nach dem andern in die Hand nahm und voller Bewunderung die Masse der seltenen Naturwunder anstarrte, die meine Seemenagerie mir in bunter Fülle darbot. Gibt es ein deprimierendes Gefühl dabei, so ist es das der völligen Unzulänglichkeit der Kraft, das Unterliegen unter dem überwältigenden Stoff. Man möchte sich 100 verschiedene Augen und Hände wünschen, um all die herrlichen Gelegenheiten gehörig auszunutzen. Die ansehnliche Batterie von Gläsern, die ich mir erst vorgestern gekauft und von der ich gedacht, daß sie auf Monate reichen würde, ist jetzt schon fast gefüllt, und Hunderte der merkwürdigsten, schönsten und seltensten Seewunder treiben sich darin herum. Messina hat seinen Ruf als Eldorado der Zoologie gewiß mit vollem Recht, und ich begreife jetzt die Begeisterung meiner hier stationiert gewesenen Freunde für diesen überaus reichen Glückshafen, der hoffentlich auch für mich die ergiebigste Quelle innern und äußern Glücks werden wird.

Ich bin noch zu verwirrt von der überwältigenden Fülle der neuen

Herrlichkeiten, um Euch einen anschaulichen Überblick davon geben zu können. Nicht nur einzelne seltene Arten und Gattungen, nein, ganze Familien und Ordnungen, ja sogar ganze Klassen, von denen ich noch fast nichts aus eigener Anschauung kannte, erschließen sich hier in reichster Fülle, und noch dazu grade die allermerkwürdigsten und schönsten Tierformen, all die herrlichen, durchsichtigen, pelagischen, nur auf hoher See schwimmenden Tiere, die aussehen wie lauter feine Kunstwerke aus Edelsteinen oder buntem Kristallglas; die alles an Schönheit übertreffenden Siphonophoren, die Pteropoden, Heteropoden, die Thalassicollen und Actinometren, die Ciliograden und Medusen usw. usw. Habe ich den ganzen Winter hindurch auch nur den zehnten Teil der jetzigen Fülle des Materials, so will ich schon sehr zufrieden sein, und der Erfolg, denke ich, kann nicht ausbleiben. Jedenfalls sind hier die günstigsten Bedingungen im größten Maßstabe vorhanden, und bringe ich hier keine ordentliche Arbeit zustande, so bin ich überhaupt dazu nicht fähig. Stelle ich mir diesen schlimmsten Fall vor, daß auch hier meine Anstrengungen ohne Resultat sein werden, so steht immer noch tröstend der Landschaftsmaler im Hintergrund, eine Idee, welche infolge der letzten Reise und des künstlerisch bildenden Einflusses von Hermann Allmers doch ziemlich tief Wurzel gefaßt hat und die, wenn auch (wie voraus zu hoffen!) der Naturforscher über den Landschaftsmaler siegt, wenigstens die schöne Folge haben wird, daß ich für alle kommenden Mußestunden in meiner dilettierenden Öl- und Wassermalerei eine neue, reiche Quelle bleibender Naturgenüsse haben werde.

Wie es mit der Arbeit schon jetzt viel besser geht, als ich gehofft, so haben sich auch meine häuslichen Einrichtungen viel angenehmer gestaltet, als es anfangs den Anschein hatte. In meinem kleinen, gemütlichen Dachstübchen im vierten Stock habe ich mich sehr behaglich eingerichtet und finde es jetzt so recht nach meinem Geschmack; d. h. die Einrichtung ist für meine Arbeit ganz brauchbar, das Meublement ohne alle Eleganz, äußerst einfach; dafür entzückt mich aber bei jedem Blick aus meinen kleinen Fenstern die herrlichste Aussicht, welche man hier überhaupt haben kann. Das Hotel Victoria ist nämlich ein Haus der Palazzata (Palastreiche); so heißt die stattliche Reihe gleichhoher, imposanter, durch hohe, vorspringende Säulen gestützter Prachthäuser, welche wie ein einziger großer Palast an dem westlichen Kai des herrlichen Hafens sich herumziehen. Letzteren übersehe ich von meinem hohen Nest aus (viel besser als aus den schönen Zimmern im ersten Stock) in seiner ganzen Ausdehnung und noch weit darüber hinweg die ganze herrliche Meerenge, über der jenseits die Berge Calabriens in so großartigen Formen und so reicher Farbenpracht emporsteigen, daß sie nur zu oft das lüsterne Auge von dem Mikroskop ablenken. Von der mir grade gegenüber hinter ihnen aufgehenden Sonne trifft mich früh der erste Strahl; um 9—10 Uhr verläßt sie mein Zimmerchen, und ich behalte dann den ganzen Tag

über das beste indirekte Licht zum Mikroskopieren, von welchem mein in der unteren Hälfte durch ein starkes Gitter geschütztes, etwa 3 Fuß hohes und 4 Fuß breites Fenster grade genug einläßt, um mir einen schön begrenzten Lichtkegel zu liefern . . .

Mein regulärer Lebenslauf in diesem kleinen behaglichen Winterquartier hat sich vorläufig zu folgender Zeiteinteilung gestaltet: sobald die erste Morgendämmerung den Hafen erhellt, klopft es an die Thür, und der zoologische Leibmarinar, Domenico Nina, holt mich an den Kai hinunter und fährt mich in die Mitte des Hafens, wo ich zum Entsetzen der gesitteten Messinesen (die wie die Neapolitaner nur im Juli und August Bäder für möglich halten, und nicht mehr als 20 im Jahr!) mein kühles, erfrischendes Morgenbad in der tiefblauen, klaren Salzflut nehme. (NB. Da ich von Ende März an beinahe täglich ein Seebad genommen habe, wird deren Zahl in diesem Jahr bald 200 überstiegen haben, und allen Prophezeiungen zum Trotz bin ich dabei immer nur stärker, kräftiger und gesünder geworden!) Ich denke es noch den ganzen Winter durch fortzusetzen. Nach dem Seebad besuche ich den Fischmarkt, der sehr bequem grade unter meinem Fenster liegt, und springe dann meine 118 Stufen rasch wieder herauf. Während ich dann die Arbeit des Tages vorbereite, erscheint gewöhnlich um 8 Uhr der Kellner, Domenico Altheimer (ein verdorbener bayrischer Mediziner, übrigens ein sehr guter Kerl) und bringt mir mein Frühstück, aus Milchkafee, Butterbrot und zwei Eiern bestehend. Nachher springe ich meist eben noch einmal zum Fischmarkt hinunter, um zu sehen, ob inzwischen nichts Merkwürdiges noch angekommen ist, und fange dann an zu mikroskopieren, ununterbrochen bis 4 $\frac{1}{2}$ —5 Uhr fortgesetzt und nur von den ab und zu erscheinenden Fischereijungen unterbrochen, die mir meine köstlichen Schätze bringen. Gegen 5 Uhr nachmittag werde ich, meist zu früh, zum Mittagessen abgerufen, packe rasch die Mikroskope zusammen und begeben mich in das Zimmer Nr. 1, wo meine beiden Stubennachbarn, Dr. Edmund von Bartels und der französische Gesandtschaftssekretär Clavier, sehnsüchtig auf mich warten.

Unsere Tafel ist, wenigstens in Anbetracht sizilischer Zustände, leidlich gut: Suppe, Fisch, sogenannter Braten (eigentlich nur getrocknete Sehnen, Bänder und im günstigsten Fall Bindegewebe und Knochen!) und etwas Früchte, dazu saurer Rotwein und zum Schluß eine sehr gute Tasse schwarzen Kaffees, der als treffliches Anti-Boa sogleich wieder denk- und arbeitsfähig macht. Meist plaudern wir aber noch ein wenig, was, da die Konversation nur in französischer Sprache geführt wird, meiner großen Ungeschicklichkeit in letzterer bedeutend aufhilft. Oft gehe ich auch noch ein halbes Stündchen an den Kai hinunter und ergöze mich an dem Seeleuchten und dem Wellenplätschern, das mir immer ganz besondere Freude macht. Spätestens um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr sitze ich dann wieder an meinem Schreibpult, wo ich die Arbeit des Tages nochmals durch-

gehe, die Notizen vervollständige und über die einschlagenden Fragen nachlese oder (wie heut abend) mich mit meinen Lieben in der Heimat unterhalte. Vor 12 Uhr komme ich nicht zu Bett, schlafe dann aber auch ganz trefflich. So hat sich meine Zeiteinteilung, bei der mir die Stunden überaus rasch verstreichen, gestaltet, und so wird sie wohl auch bleiben. In Gesellschaft werde ich nur sehr wenig gehen, höchstens öfter zu Klostermanns, obwohl ich sonst bei den zahlreichen Deutschen, an die ich noch durch Heinrich Müller empfohlen bin, Gelegenheit genug hätte. Mein nächster und natürlichster Umgang wird Dr. Bartels bleiben, obgleich wir sehr verschieden und zum Teil entgegengesetzte Naturen sind, was mir nach dem langen, vollkommen harmonischen Zusammenleben mit dem lieben Allmers doppelt auffällt. Doch hat mich B. so sehr freundlich aufgenommen und mir gleich bei der ersten Einrichtung, was das allerschwierigste ist, so geholfen, daß ich ihm sehr verpflichtet bin und auf sein freundschaftliches Entgegenkommen eingehen werde; da er immer noch krank ist, hätte ich die beste Gelegenheit, ihm gute Dienste zu leisten, wenn nicht gerade das unbedingte, mir ganz unbegreifliche Vertrauen, das er in meine ärztlichen Kenntnisse setzt, von denen er sicher Heilung erwartet, mir höchst peinlich wäre und mich weniger offen und frei mit ihm umgehen läßt, als ich sonst mir es jetzt zur Gewohnheit gemacht habe. B. ist nicht viel älter als ich und hat wenige Jahre vor mir in Würzburg studiert; er scheint mir als Arzt recht tüchtig und hat ganz ausgezeichnetes Talent für Musik und für Sprachen (er spricht fast alle europäischen Sprachen, sogar auch die slawischen). Doch hat er wenig jugendlich Frisches und macht im ganzen einen melancholischen, ja stellenweis sogar misanthropischen Eindruck. Zu andern Zeiten wäre er recht geeignet gewesen, um meinen schwarzen Lebensanschauungen nur noch dunklere Farben zu geben. Jetzt, wo ich eben, besonders durch Allmers Einfluß, einen neuen frischen Aufschwung zu frischem, kräftigem Leben genommen habe, will mir der düstere, traurige Sinn nicht zusagen. — . . .

51. Messina, 5. 11. 1859.

. . . Wenn das Material zur Arbeit mir nur halb so reichlich wie bisher zufließt, werde ich hinreichend durch interessante Arbeit beschäftigt sein, um das Heimweh nicht übermäßig stark werden zu lassen. Die vergangene Woche ist mir dabei wieder so rasch verstrichen, daß ich mich heute ordentlich wunderte, zu hören, das morgen schon wieder Sonntag sei. Die Masse der mir täglich zugebrachten schönen Sachen ist so groß, daß ich kaum den 50sten Teil bewältigen kann und oft vor lauter Zweifel, was zuerst zu tun sei, kaum zur eigentlichen Untersuchung komme. Bei dieser selbst schwinden die Stunden blitzschnell, und immer zu früh ruft mich Dr. B. zu Tisch. Bisher habe ich noch nicht einmal mein Versprechen an Allmers gehalten, Sonntag nur hinauszu gehen und zu zeichnen und

zu malen. Die reizenden Tierchen hielten mich immer zurück, zumal die wundervollen pelagischen Kristalltiere aus den Ordnungen der Pteropoden, Heteropoden, Siphonophoren und Radiolarien, die ich bisher nur aus Abbildungen kannte.

Letzten Sonntag (30. 10.) nachmittag kam ich zum erstenmal aus der Stadt hinaus, indem Herr Klostermann mich zu einem kleinen Spaziergang abholte. Wir gingen in der Fiumare S. Michele (nördlich der Stadt) hinauf und erkletterten von da aus eine sehr steile, dicht mit Eichengebüsch und Erdbeerbäumen bedeckte Höhe, von der wir einen prächtigen Blick auf die Stadt, Kalabrien und die ganze Meerenge hatten, die von hier, wie überhaupt von vielen Punkten der Umgegend, mehr wie ein mächtiger Strom aussieht, da die beiderseitigen Küsten eine lange Strecke in paralleler Krümmung nebeneinander hinziehen. Dabei lernte ich eine neue schöne Frucht kennen, die großen, purpurroten, feinaromatischen Beeren des Erdbeerbaums (der von Horaz viel besungenen Arbutus), dessen immergrüne Gebüsche wir tüchtig plünderten. Abgesehen von dieser Exkursion und von meinem täglichen Morgenbad, bin ich noch kaum aus der Stube gekommen. Der Abend vergeht fast ganz mit Ausarbeiten des am Tage Gesehenen und Gezeichneten. Tagsüber ist Dr. v. B. viel auf meiner Stube, der sich sehr an mich attachiert. Es geht ihm jetzt besser (gewiß nicht Folge meiner Behandlung!) und er fängt an, heiterer zu werden. Ich muß ihm viel von Deutschland erzählen . . .

52.

Messina, 8. 11. 1859.

. . . Ich möchte wohl wissen, wie meine italienische Reise, die doch schon lange vor unserer Verlobung beschlossen war, wohl ausgefallen sein würde, wenn wir uns nicht gefunden hätten! Ich bin überzeugt, daß ich nicht die Hälfte der Früchte geerntet hätte, die ich jetzt mit heimbringe; sehe ich doch jetzt alles für Dich mit an, und im Gedanken an Dich genieße ich alle Herrlichkeit der Natur und Kunst doppelt, nehme alles doppelt warm und frisch in mich auf. Ich meine, Du müßtest es meinen Briefen wohl angefühlt haben, wie Du überall darin lebst und webst, wie der stete Gedanke an Dich mir alle Erlebnisse poetisch verklärt hat. Und wie fühle ich es jetzt wieder bei der Arbeit, wie Du, bester Schutzengel, mir beständig hilfreich und ermutigend zur Seite stehst und die Kräfte neu stärkst, die unter dem Gewichte der gewaltigen, ja fast übermächtigen Aufgabe unterliegen wollen. So kam mir Dein prächtiger frischer Brief grade heute besonders als ein rechter treuer Freund und Bundesgenosse. Der alte Kleinmut und die hoffnungslose Verzagtheit, welche mich früher zu allen größeren Arbeiten so unfähig machten, wollten auch heute ganz wieder die Oberhand gewinnen, trotzdem Du sie nun schon so weit, weit zurückgetrieben hattest. Von früh an saß ich heut vor einer solchen Fülle des herrlichsten Materials, einer wahren Mustersammlung der

schönsten und merkwürdigsten Seetierchen aller Art (darunter auch ein Annelidchen, Alciopie, das reizendste Geschöpf, das Du Dir unter den Seewürmchen denken kannst, ganz wie von reinem Kristall!), daß ich gar nicht wußte, wo und was anfangen. Ich nahm dies vor, nahm jenes vor, befahl es, stellte es wieder weg, bewunderte einen Schatz nach dem andern unter dem Mikroskop: als ich aber nun recht anfangen wollte, daran zu arbeiten und mich zu vertiefen, sank mir bald der Mut so, daß meine anfängliche große Freude über die herrlichen Naturwunder in das grade Gegenteil umschlug. Bald fühlte ich nur zu lebhaft, wie ungenügend alles menschliche Streben, und ganz besonders meine schwache Kraft ist, um der Erkenntnis dieser großen Wunder auch nur einigermaßen Meister zu werden, wie weit alle unsere Resultate hinter dem vorgesteckten Ziel zurückbleiben und wie schließlich das Erforschte im besten Fall doch nur jämmerlich Stümperwerk ist und in den meisten Fällen mehr Irrtum als Wahrheit enthält. Dazu kam nun noch das Bewußtsein meiner speziellen Ungenügendheit, der großen Lückenhaftigkeit meiner Kenntnisse und der Unfähigkeit, solch große Arbeit mit viel Erfolg anzugreifen. So wurde ich zuletzt ganz traurig und verlor mich in einer langen Reihe spekulativer Gedanken, die natürlich wesentlich negativer Natur waren und zuletzt mit völligem Nihilismus endigten.

Ich trat vom Mikroskop an das Fenster und sah den leichten, luftigen Wolken sehnsüchtig nach, die über die wundervoll beleuchteten Berge Kalabriens dem lieben Norden zueilten. Es fuhr grade ein stattlicher englischer Dampfer aus dem Hafen direkt nach Norden, und wie gern wäre ich hinabgesprungen, um mit ihm fortzueilten. Die Heimat- und Liebessehnsucht packte mich doppelt gewaltig und ließ mir meine Arbeiten hier nur noch vergeblicher und unnützer erscheinen. Da kam denn grade im rechten Moment als ein treuer Trost und Hoffnungsbote Dein lieber, lieber Brief geflogen, der den Sturm der aufgeregten Gefühle beschwichtigte, mit den lieben Hoffnungsbildern der glücklichsten Zukunft mir wieder Mut und Vertrauen einhauchte, und nachdem ich ihn dreimal mit immer wachsender Freude gelesen, mich so weit erfrischt hatte, daß ich die unterbrochene Arbeit im Gedanken an meine mutige, starke Anni wieder aufnahm, mich munter in eines der schwierigsten Tierchen hineinguckte und dann auch noch schließlich am Ende der Tagesarbeit durch einen recht hübschen, anatomischen Fund belehrt wurde. So, liebstes, bestes Mädchen, bist Du auch bei der Arbeit mein guter Genius, und gar oft muß Dein reizendes Lichtbild von seinem Standplätzchen auf den Arbeitstisch hinüberwandern, um die müden Augen seines Herrn neu zu stärken. Viel mehr, als durch liebes, gutes Beispiel wirkst Du noch zum Gelingen der Arbeit mit durch die Gedanken an die hohe Bedeutung, welche grade die jetzt angegriffenen Arbeiten, von denen ich ja zunächst meine Erfolge und meine Stellung in der Naturforschervelt zu hoffen habe, für das glückliche Gelingen unserer süßen, rosigen Zukunftshoff-

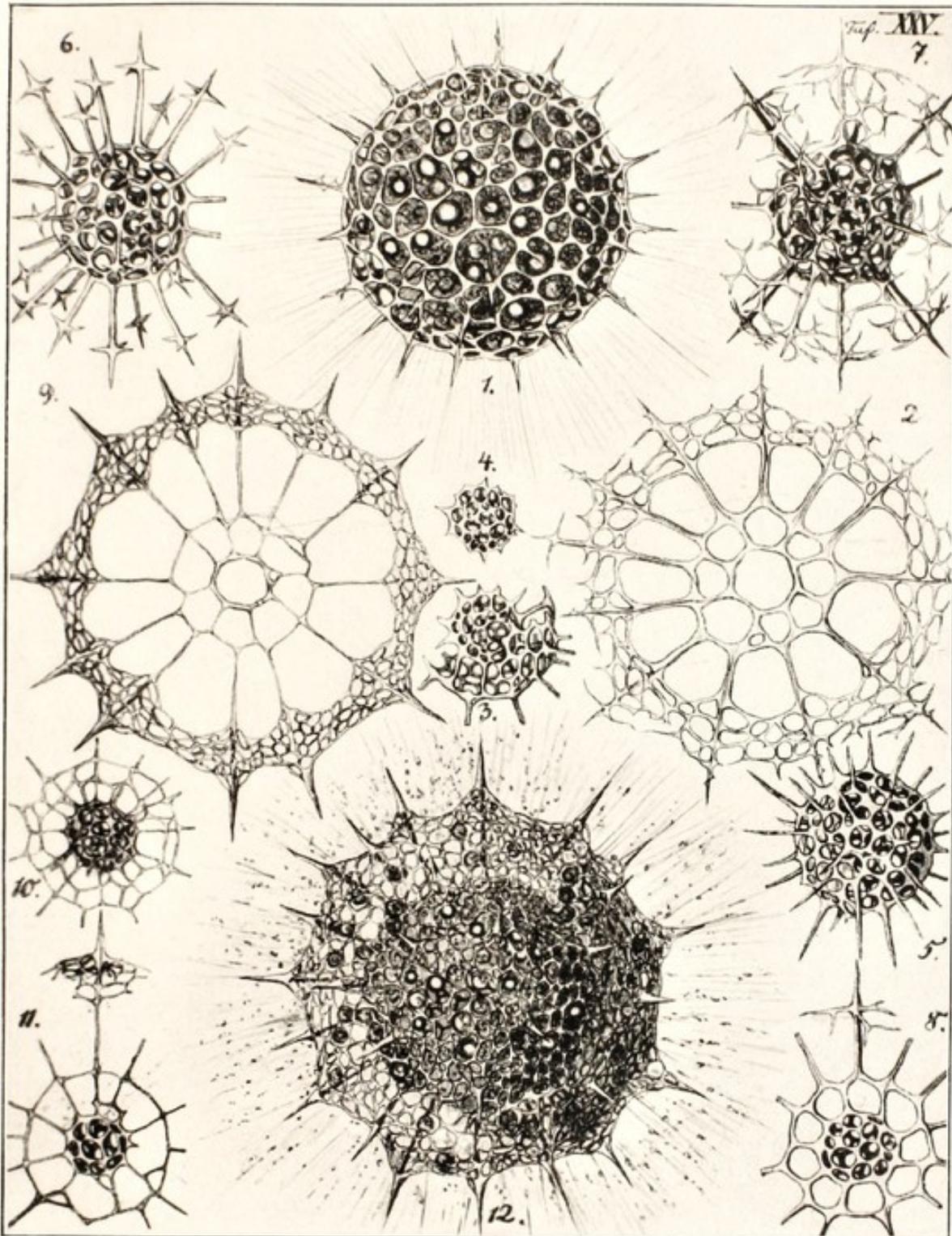
nungen haben. Der Gedanke, „das tust Du mit für Deine Anni, und je rascher du es vollendest, desto früher wirst du mit ihr deine Hütte bauen können!“ ist ein gar mächtiger Sporn, der schon oft die sinkenden Hände und Augenlider wieder gehoben, ermuntert und zu frischem, neuem Antriebe gekräftigt hat. Kommt also wirklich etwas Hübsches zustande aus diesen Untersuchungen, so hast Du, liebstes Herz, den besten und reichsten Anteil daran.

Ganz besonders hat mich auch in Deinem heutigen Briefe gefreut, mein liebes, treues Herz, was Du über mein Verhältnis zur Wissenschaft und Kunst als Lebensberuf und zu dem Plan, Landschaftsmaler zu werden, sagst. Der letzte war in der That nie so ganz ernstlich gemeint, daß ich an ein Umsatteln hätte denken sollen, zumal dazu doch das Talent nicht ausreichen würde. Nur meine ungemeine Lust und Liebe zur Sache ließ mich dieses Luftschloß bauen. Hätte aber das künstlerische Treiben Brotstudium werden sollen, so wäre ich dadurch gewiß nicht glücklich geworden, da in der Kunst der Gegensatz zwischen idealem Streben und realem Leben noch viel größer ist als in der Wissenschaft. Die schönste Beschäftigung für alle Mußestunden soll aber das dilettierende Landschaftern in Öl und Aquarell mein ganzes Leben bleiben und soll uns beiden glücklichen Leutchen noch recht viel schöne Stunden bringen. Gewiß zitierst Du mir mit vollem Rechte das Gedicht „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“. Ich habe die Wahrheit desselben so recht täglich während meiner Reise mit Allmers durchgeföhlt. Das Schönere, Reizendere ist gewiß die Kunst, weil sie ja die Natur im idealen Kleide unserer vergeistigenden Stimmung zeigt. Das Höhere, weil Wahrere, bleibt aber doch die Wissenschaft. Beide zusammen aber, das Wahre und das Schöne, geben in ihrer Vereinigung das Gute, welches sich im realen Leben offenbaren muß! Das, mein liebstes Herz, wollen wir auch, denk' ich, für unser künftiges gemeinsames Leben festhalten und, indem wir das Wahre in wissenschaftlichen Arbeiten und das Schöne im künstlerischen Genießen harmonisch zu dem Guten in unserem ganzen Gesamtleben zu vereinigen suchen, uns hier schon auf Erden unser kleines Paradies schaffen! Nicht wahr, mein guter Engel, Du hilfst mir dabei?! —

53.

Messina, 19. 11. 1859.

Der volle erste Monat des schweren Messinawinters ist nun glücklich vollendet, mein liebstes Schatzchen, und zwar viel rascher, leichter und glücklicher, als ich erwartet hatte. Verfliegen die folgenden in demselben Verhältnisse, so wird der böse Winter, vor dem ich mich so sehr fürchtete, trotz der immer wachsenden Ungeduld und Sehnsucht noch leidlich rasch vorbei sein. Und noch dazu werden die jetzt kommenden Monate, was die Arbeit betrifft, die ja nun glücklich im vollen Gange ist, mir gewiß leicht-



Radiolarien  
 nach Originalzeichnungen von Ernst Haeckel  
 (Monographie 1862, Tafel XXV)



ter werden. Der erste Anfang bleibt ja immer das Schwerste und ganz besonders bei einem solchen Unternehmen, wo anfangs so viel einzurichten und zu besorgen ist. Nun ich jetzt glücklich im Zuge bin, kann ich dem weiteren Verlauf schon mit viel mehr Ruhe entgegensehen. Besonders gilt dies bezüglich des Materials, welches mir, auch trotz des seit 8 Tagen eingetretenen schlechten Wetters, das sonst alle Tierchen in die Tiefe oder aufs hohe Meer hinaus verscheucht, immer noch täglich so reichlich zufließt, daß ich täglich von neuem darüber erstaune. Das wäre ganz herrlich! Wäre nur auch meine Arbeit dem einigermaßen entsprechend! Hätte ich ein bißchen, d. h. eine ganz gehörige Quantität mehr von Verstand und von Geschick besonders, so ließe sich mit diesem ausgezeichnet reichen und schönen Stoff, wie man ihn sich kaum besser wünschen kann, gewiß Ausgezeichnetes leisten. Allein, je mehr ich die Größe der herrlichen Aufgabe erkenne, die hier dem Naturforscher offenliegt, desto mehr fühle ich zugleich das gänzlich Unzureichende meiner schwachen Kräfte. Und so wird wohl der Fluch der Mittelmäßigkeit, der alle meine Leistungen nicht das Gebiet des Dürftigen und Alltäglichen überschreiten läßt, auch diese, obwohl mit möglichstem Fleiß und Ausdauer unternommenen Arbeiten und die daraus entspringenden Resultate nicht verlassen. Eben dieses Mißverhältnis zwischen dem klaren Bewußtsein, mit dem ich Umfang und Gewicht der herrlichen Riesenaufgabe vollkommen zu erkennen glaube, und nun andererseits der schwachen, dürftigen Anlagen und Kräfte, mit denen ich ihr gegenübergestellt bin — oder vielmehr weit unter ihnen stehe —, eben das ist es, was mir immer die an sich so herrliche, des besten Menschenlebens würdige Wissenschaft in einem so traurigen, ja feindlichen Lichte erscheinen läßt, daß die Freude, die ich an der Arbeit habe, immer sehr dadurch getrübt wird. Wie überaus schön und herrlich sind alle diese kleinsten Arbeiten der Natur, wenn man sie bloß anstaunen und bewundern darf; soll man sie aber verstehen und erklären, so gibt bald das Bewußtsein der gänzlichen Ungenügendheit des menschlichen Geistes dieser kindlichen Freude einen so bitteren Beigeschmack, daß der ewig in demselben schlummernde Zwiespalt dadurch nur wieder neu angeregt wird. Grade hier ist gewiß der Künstler viel glücklicher als der Naturforscher, da seinem Streben keine so ernste und bestimmte Aufgabe vorliegt, da sich an diese überhaupt kein so allgemein gültiger Maßstab anlegen läßt. Er ist eben von seiner Leistung befriedigt, sobald sie den willkürlichen Anforderungen seiner subjektiven Phantasie genügen und kann dann ruhig das Urteil anderer ignorieren. Dagegen kennt der Naturforscher genau den Maßstab der objektiven Naturwahrheit, der an seine Arbeiten gelegt wird, und weiß also selbst bei jeder, wie weit hinter deren wirklicher Erkenntnis er zurückbleibt und wie annähernd nur die Resultate befriedigen. —

Das muß ich mir selbst täglich so oft sagen und so oft sehen, wie alle angewandte Mühe der Erkenntnis doch nur zu sehr zweifelhaften, wo

nicht gar negativen Resultaten führt, daß die große Freude, welche ich während des Anschauens dieser herrlichsten Naturwunder und während des Eindringens in ihr Verständnis genieße, schließlich dadurch immer sehr traurig herabgestimmt wird. —

Seit 8 Tagen ist nun auch hier der Winter, d. h. die Regenzeit, eingezogen, und seitdem regnet und stürmt es so beständig und heftig, daß unser deutscher Norden sich dieses Wetters nicht zu schämen brauchte. Wahrscheinlich werdet Ihr insofgedessen auch meine beiden letzten Briefe, die beide zu Vaters Geburtstag bestimmt waren, später als gewöhnlich erhalten haben. Wenigstens kam der Vapore, der sie mit nach Marseille nahm, einen Tag später hier an, da er mit dem heftigsten Sturm so arg zu kämpfen gehabt hatte, daß er seinem Untergang nahe war . . .

Das Ankommen und Abgehen der Dampfer (fast jeden Tag kommen mehrere) ist natürlich als einziges Verbindungsmittel hier immer der allgemeine Gegenstand reger Teilnahme, und wir haben von unserm hohen Standpunkt aus das besondere Vergnügen, sie immer schon aus weiter Ferne von beiden Seiten der Meerenge herankommen zu sehen, wie wir denn überhaupt den trefflichsten Anblick des wunderschönen Hafens aus der Vogelperspektive genießen. Das ist ein ewig wechselndes Bild interessantesten Lebens und Verkehrs, welche meine Blicke oft vom Mikroskop ab durch das Fenster herauslenkt. Vorige Woche lag grade meinem Fenster gegenüber der „Macedonian“, die schlanke, saubere, amerikanische Kriegsfregatte, die diesen Sommer auch lange in Neapel lag. Besonders interessant wurde der Anblick des Hafens und der See Ende voriger Woche beim Eintritt des Winters. Abwechslung macht einmal allein das menschliche Leben schmachtlich, und so erschien mir denn auch der graue, schwere Regenhimmel und die grüne, wogende See außerordentlich schön nach dem ewigen blauen, einfarbig reinen Spiegel, den Himmel und Meer in den letzten 6 Monaten ununterbrochen dargestellt hatten und der zuletzt mit seiner ewigen, ungetrübten, dunkeln Bläue und Glätte wirklich langweilig wurde. Allerdings mögen dabei die nordischen Reminiszenzen wohl sehr im Spiele gewesen sein; wenigstens versetzten mich die ersten Wintertage, als der wilde, frische Sturm von Norden angesaust kam, die Gebirge rings in dichte, graue Wolkenmäntel hüllte und die fliegende See in mächtigen Berg- und Talwellen vor sich hertrieb, lebhaft nach Helgoland, und den ersten Morgen stand ich fast immer am Fenster und sah dem wechselnden Spiel des wilden Windes und der schäumenden Wogen zu, wobei die Gedanken ganz im Norden weilten. Sprang auch abends mit wahrer Lust hinunter in den Regen, lief ein paarmal am Hafen auf und ab und ließ mich recht durchnässen, ein lang entbehrtes Vergnügen! Das Heimweh war aber in diesen Tagen besonders stark! Recht lebhaft wird es auch immer angeregt durch die deutschen und englischen Schiffe, die nach Norden abgehen und denen ich immer viele tausend Grüße mitgebe! — . . .

... Die Abende, sonst die liebste, sind mir in diesem Winter gerade die schwerste Zeit, und sobald die Sonne ihre letzten Strahlen auf die kalabrischen Gebirge versendet, fange ich mich ordentlich an davor zu fürchten. Der Tag verschwindet bei der steten, ununterbrochenen und höchst interessanten und anregenden Arbeit so schnell, daß ich mich immer höchlichst wundere, wenn mich mein Stubennachbar um 5 Uhr zum Essen ruft. Aber mit den Abenden ist es anders! Da tritt das Gemüt, das den Tag über bei der Verstandesbeschäftigung still geschwiegen und sich ganz geduckt hat, in sein volles Recht. Und auf diesem vollen Rechte besteht das eigensinnige Ding so fest, daß es sich auch nicht ein Härchen davon abtrogen läßt! Umsonst predigt allabendlich der Verstand: „Sieh, diese schöne Arbeitszeit von 6—12 Uhr, das sind sechs ganze Stunden; was kann man da alles leisten!“ Da kommt aber immer und ewig wieder das dumme Herz gelaufen und schwaht mir von meiner Herzallerliebsten und von den Lieben allen im trauten deutschen Norden so viel vor, daß der Verstand gar nicht zu Wort kommt, und besonders wenn der Ideengang dann erst auf die süßen Freuden des hoffnungsreichen nächsten Jahres und auf das unaussprechliche Wiedersehensglück des nächsten Frühlings kommt, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, mir das lebhaft und ausführlich auszudenken, und dann nehme ich wieder die alten Briefe vor und lasse die lieben Gedanken so innig auf mich wirken — so sind mir schon viele Abende vergangen, ohne daß ich zu der beabsichtigten Arbeit gekommen wäre; das muß aber jetzt anders werden, und ich werde mich ernstlich zusammennehmen, der unbändigen Phantasie, die jetzt den Süd- sturm nach Norden begleitet, die Flügel zu binden und die schöne Zeit, die mir diese langen Winterabende bieten, ordentlich zu reicher, befriedigender Arbeit zu verwenden.

Dazu kommt nun, daß der Körper, der tags über so fein stillsitzen gelernt hat, hinter dem Mikroskop, abends auch sich regt und die des langen Wanderns gewohnten Beine, die dies beständige Stillsitzen jetzt recht sonderbar finden, auch Einspruch erheben. Da hilft denn oft nichts, als daß ich, gewöhnlich nach dem Essen, um 6 oder 7 Uhr meine Toppe anziehe, die Mütze aufsetze und die vier Treppen in raschen Sprüngen hinab-eile, dann ein paarmal am Hafen längs der Palazzata auf und ab laufe und, um meine Spring- und Turnkünste nicht ganz zu verlernen, über die reihenweis daliegenden Ölfässer und Drangenkisten hinwegsetze, bis ich atemlos am Ende angelangt bin und mich auf dem letzten niedersehe und mich etwas ausruhe, wobei ich mir von den plaudernden Wellen, die an die niedere Hafenumauer anschäumen, Grüße aus dem Norden von meinem besten Schätze und den lieben Eltern und Freunden erzählen lasse. Meist weht mich dann die herrliche frische Seeluft so lockend an, daß ich noch bis an das Ende des Hafens laufe und zu dem Stadttor hinaus auf einen

nahen, kleinen Hügel, von wo man die ganze freie Aussicht nach dem Norden, wie von meinem Fenster, hat. Oft bleibe ich dort träumend noch eine viertel oder eine halbe Stunde sitzen, besonders wenn der Mond schon über Kalabrien aufgestiegen ist und nun mit seinem zauberischen Licht weithin die zackige, langgestreckte Küste beleuchtet. Dann sitzt aber nur der Körper tot da, denn der Geist ist schon längst mit dem pfeilschnellen Wind über die schäumende, dunkle Flut hinweggeeilt und weilt fern, fern in dem lieben, treuen Nord, „wo er seinen Efeu findet, am alten bekannten Ort!“ Da sitze ich mit Euch zusammen in dem warmen Stübchen bei der freundlichen Lampe und erzähle Euch in Gedanken schon jetzt von allen reichen Erlebnissen der herrlichen Reise, die auf lange Jahre Stoff zu den nettesten Plaudereien bieten wird. Es geht mir umgekehrt wie den Zugvögeln, die der Eintritt des Herbstes instinktmäßig nach Süden treibt; ich möchte jetzt ebenso nach dem schneeigen Norden eilen, wo doch allein meine wahre Heimat ist.

Ganz besonders viel war ich am 22. 11. an des lieben Vaters Geburtstag bei Euch, wo mancherlei zusammenkam, mich recht sehnsüchtig zu stimmen. Früh, als ich aus dem Bett sprang, wurde ich überrascht durch wahrhaft nordisch eisige Morgenluft, die köstlich kühlend zu dem stets offenen Fenster hereindrang, und mein erster Blick aus dem Fenster fiel wie immer auf den schnurgrad mir gegenüberliegenden Mont' aspero („der rauhe Berg“), den höchsten der langgliedrigen Bergkette Kalabriens. Zu meiner größten Überraschung lag der herrliche hohe Bursch (ich glaub' er hat wenigstens 6000 Fuß), der 10 Tage lang ganz in Wolken und Nebel versteckt gewesen war, nun sich diese zerstreut hatten, auf einmal im schmucksten, weißen, nordischen Schneekleid vor mir. Das machte mir noch viel mehr Heimweh, als der plötzliche Einzug des Winters vorige Woche, der mir solche Freude und Sehnsucht zugleich erweckte, daß ich im heftigsten Sturm und Regen an den Hafen hinunterlief und in die Wellen sprang, von denen ich mich recht tüchtig schütteln und umbrausen ließ. Solch nordisch schäumendes, wildes Wogenbad ist noch der Mühe wert und erfreut mich jetzt noch fast jeden Morgen. Es macht mich immer so frisch und warm, daß ich mit doppelter Lust und Frische an die Arbeit gehe. Die lieben Alten brauchen übrigens nicht zu fürchten, daß mir das fortgesetzte Baden schädlich sein könnte. Ich werde dadurch nur immer frischer und kerngesünder, falls das überhaupt möglich wäre. Nach der Meinung der feigen, verweichlichten Italiener müßte ich mich freilich längst tot gebadet haben; nach ihrer Ansicht darf man höchstens 20—30 Bäder im Jahr nehmen, und nur im Juli bis August!! Daher denn auch der „causo“ (Dialekt statt: „caldo“, heiß) Tedesco alle Morgen Gegenstand höchster Verwunderung aller marinari, die jetzt um keinen Preis mehr ins Wasser gehen würden; außerdem herrscht hier ebenso wie in Neapel noch das besondere lächerliche und unsinnige Vorurteil, daß Regenmischung das Seewasser in einem fast giftigen Grade schädlich

macht. Daher werden denn auch alljährlich sofort nach Eintritt des ersten Regens, wäre es auch erst im Anfang der Badesaison, sofort alle Badeanstalten abgebrochen.

Die wundervollen Farbenspiele der herrlichen Gebirgs Umgebung Messinas scheinen im Winter übrigens fast noch schöner als im Sommer. Wenigstens habe ich in der letzten Woche öfters die kalabrische Küste in einem so wundervollen Blau schimmern sehen, daß ich kaum je eine schönere Bergfarbe gesehen zu haben meinte. Sei es nun, daß Blau als Farbe der Treue die Sehnsucht und das Heimweh besonders anregt, oder daß das ferne Unbestimmte, das schattenhaft Verschleierte, das darin liegt und wobei der Phantasie der freieste Spielraum zum Ausmalen alles Dahinterstehenden bleibt, das Gemüt besonders zum Träumen anregt — mich zogen aber jene blauen Berge jetzt mehrmals so gewaltig an, daß ich vom Mikroskop weg ans Fenster trat und meine Augen lange auf dem köstlichen Wunderbild ruhen ließ . . . Der Wechsel in der Pracht der Farben, in denen Meer und Küste hier beständig schillern, ist wirklich wunderbar schön und lockt oft genug verstohlene Blicke über das Mikroskop weg, und das will gewiß doppelt viel sagen, als ich jetzt durch den überreichen Genuß der höchsten Naturschönheiten des Südens, deren Fülle mich in Neapel und Palermo verwöhnte, fast übersättigt bin. Kein Pinsel würde hinreichen, um diese Luftstimmungen und Bergtöne in dieser Feinheit und Zartheit der Nuancierungen nur einigermaßen getreu wiederzugeben. Und ich genieße das alles aus meinem hohen luftigen Nest so bequem und beständig, daß ich mir keinen besseren Aufenthalt in dieser Beziehung wünschen könnte und gar nicht das Bedürfnis fühle, der Aussicht halber noch höhere Punkte zu ersteigen . . .

Das Material ist auch in dieser Woche so reichlich wie immer geflossen und hat mir für die gleich anfangs als Hauptaufgabe angefangene Untersuchungsreihe über radiäre Rhizopoden (die bisher fast nur durch Johannes Müller aus den letzten Jahren bekannten Infusorien) einige hübsche Tatsachen geliefert, wie ich denn für diese jetzt ziemlich hübsche Resultate hoffe. Eine ganz besondere und außerordentliche Freude hat mir aber des lieben Vaters Geburtstag gebracht. Es war früh sehr ruhiges Meer, und der wechselnde, periodische Strom (corrente oder rema genannt), der den deutschen Zoologen in Messina stets so viel Glück gebracht hat, führte solche massenhafte Tierschwärme in den Hafen, daß ich in kurzer Zeit alle Gläser voll der herrlichsten Sachen hatte, meist vollkommen durchsichtige Tierchen, wie feine Glasblättchen von ein halb Linie bis 2 Zoll Länge, so wasserklar, daß jeder Blick durch das Mikroskop die überraschendsten Einblicke in ihre ganze Organisation erlaubt. Unter diesen entdeckte ich nun ein wunderschönes Krebschen aus der Ordnung der Amphipoden, welches so interessante Strukturverhältnisse zeigt, daß es nicht nur der Repräsentant einer ganz neuen Art und Gattung, sondern sogar Familie sein wird, und was das beste ist, ich glaube ganz

sicher sein zu können, daß es bisher von keinem Naturforscher gesehen oder wenigstens beschrieben worden ist. Das soll einmal eine nette Abhandlung werden! Ich habe natürlich eifrigst weiter danach gefischt und noch zwei ganz gleiche Exemplare aufgetrieben. Du kannst Dir denken, wie ich da hinter dem Mikroskop gesessen und mit dem Prisma gezeichnet habe, bis mir, als es abends dunkel zu werden anfang, die Augen vor Ermüdung zitterten und zwinkerten, und als es auch am zweiten Tag so von früh bis abends fortging, zuletzt bald gar nicht mehr sehen wollten, oder vielmehr alles doppelt sahen. Wenn ich nur noch mehr von dem herrlichen Fund auftreibe! Das war mir eine recht erfrischende Herzstärkung und doppelt wert, in dem erdrückenden Gefühl meiner Ohnmacht gegenüber der ungeheuren Fülle des Materials, die mich täglich überschüttet und in der ich zuletzt mit der Orientierung fast allen Mut verlor. Doch war es auch ganz gerecht, daß meine Anstrengungen einmal so gekrönt wurden, und die liebe Mutter Natur durfte mir schon mit Recht einmal besonders gnädig sein. Weihe ich doch ihrem Dienste alles! Ich glaube wenigstens kaum, daß man ununterbrochener hier arbeiten kann, als ich jetzt es tue; Abwechslung und Zerstreuung existiert gar nicht, und Sonntags wie wochentags geht es in ganz gleicher Weise von früh bis zum Abend fort — der beste Maßstab dafür ist vielleicht, daß nicht einmal die notwendigen Retuschen an den letzten Aquarellen von der sizilischen Reise gemacht sind. Der Ernst muß einmal — wie Vater voriges Jahr mal halb scherzhaft, halb ärgerlich äußerte — „alles extrem tun“: er muß extrem (d. h. ganz) arbeiten, lieben, malen, schwimmen, bergklettern, hoffen, zweifeln usw. usw. Will der ermüdete Sinn einmal Erholung, so wird er auf das köstliche kommende Frühjahr vertröstet, und allein der Gedanke daran erfrischt ihn so, daß er mit erneuter Kraft weiterarbeitet. Möge mir das Glück nur so weiter günstig bleiben! . . .

55.

Messina, 10. 12. 1859.

. . . Mit der Arbeit geht es in der gewohnten Weise von früh bis spät fort, und das herrliche Material fließt mir immer gleich reichlich. Bestell' mir nur bei Deiner Fortuna noch ein paar so hübsche Entdeckungen! Freilich, man wird immer ungenügsamer, je mehr man findet, desto mehr möchte man immer noch dazu entdecken! Am letzten Sonntag hab ich dann auch einmal an Dich und Allmers gedacht und bin aus meinem Käfig herausgesprungen. Freilich war's eigentlich mehr das wunderherrliche Frühlingswetter, das mir durch alle Adern zuckte, alle Muskeln spannte, den entschlummerten unruhigen Wandergeist weckte und mich, trotzdem ich noch genug schöne Tierchen in meinen Gläsern hatte, gewaltsam hinaustrieb. Ich machte denn auch eine Bergwanderung so recht nach meiner Art, daß die Messineser Deutschen, denen ich davon erzählte, vor Verwunderung nichts zu sagen wußten. Beim Fort Gonzaga, welches

die ganze Stadt beherrscht und die wundervollste Aussicht gewährt, stieg ich um 12 Uhr mittag hinauf, dann dahinter den Berg hinauf, immer höher und höher durch Schluchten und Täler, bergauf, bergab, bis ich zuletzt auf den Rücken der Gebirgskette kam, die Messina im Westen umzieht. Ganz unverhofft wurde ich durch den Anblick der Nordküste und der Liparischen Inseln überrascht, die ich seit dem 13. 9. nicht gesehen hatte. Ich sah den Schaum der anschlagenden Wellen an dem sandigen Ufer, und das weckte meine Sehnsucht nach dem nordischen Strand so heftig, daß ich hätte über das Meer wegspringen mögen. Ich öffnete meine Brust und ließ den frischen, grüßenden Nordwind so recht lustig und frei hindurchwehen. Dann sprang ich ihm entgegen und nun in meinem bekannten Nibelungenschritt weiter, immer auf dem Rücken der Hügelkette hin, fast immer trabend oder galoppierend, die Anhöhe jubelnd erstürmend und nur dann und wann ein Momentchen ruhend, auf einem der höchsten Punkte der Nordostküste Siziliens, von wo ich den allerherrlichsten Blick auf beide Meere hatte. Ich trug den Wellen so viel Grüße auf, daß sie Dich gewiß getroffen haben müssen, wenn die Spreewellen, die den Gruß durch die Elbe empfangen, es nicht vergessen haben. Nun war es aber spät, 5 Uhr abends, und ich mußte jagen; in das Thal halb hinabstürzen, um vor völliger Dunkelheit noch auf gebahnte Straße zu kommen. Doch lief ich den viel kürzeren Rückweg von diesem Punkt (einen Hügel jenseits des Telegraphen) so rasch, daß ich bereits bald nach 6 Uhr wieder in Messina war. Das war eine herrliche Tour! Ich hab' sie aber auch noch 3 Tage nachher in allen Gliedern gefühlt! — . . .

56.

Messina, 15. 12. 1859.

Lieber Vater!

. . . Jetzt, da ich sehe, daß ich gut mit den Finanzen auskomme und im ganzen doch noch weniger verbraucht habe und verbrauchen werde, als ich vorher berechnet hatte, kann ich Dir auch eine größere Ausgabe gestehen, die ich Dir bisher immer verschwiegen hatte, weil ich glaubte, daß Du sie für überflüssig halten und böß darüber werden würdest. Nun sie aber durch sorgfältige Sparsamkeit bereits wieder gedeckt ist und mir überdem noch die trefflichsten Vorteile gebracht hat, kann ich sie Dir schon gestehen. Ich habe mir nämlich auf der Durchreise in Florenz ein Mikroskop von dem berühmten Professor Amici für 250 Frank (ungefähr 70 Gulden) gekauft, ein ebensolches, wie auch Professor Ehrenberg von seiner letzten italischen Reise mitgebracht hatte. Es ist dies ein sogenanntes „Immersionsinstrument“, wie sie bisher nur dieser ausgezeichnete Optiker anfertigen konnte. Die mechanische Arbeit, Schrauben usw., wie ganze Einrichtung sind sehr unpraktisch, roh und mangelhaft, die Linsen aber — die Hauptsache — ganz ausgezeichnet. Die stärkste Objektivlinse

ist aber nur brauchbar, wenn sie in Wasser getaucht ist und ohne einen Luftzwischenraum direkt mit dem zu untersuchenden Objekt in Verbindung steht. Von dieser Einrichtung rührt auch der Name dieser Eintauchmikroskope her. Das Arbeiten damit ist sehr unbequem, und das zutretende Licht, welches nicht wie gewöhnlich durch einen Konkavspiegel, sondern durch ein sphärisches Prisma gesammelt wird, ist nur sparsam zugemessen. Allein alle diese Nachteile werden bei weitem aufgewogen durch die außerordentlich starke Vergrößerung, welche mittelst derselben möglich und welche für gewisse Objekte allerfeinster Art von unschätzbarem Wert ist. Während die gewöhnliche Linearvergrößerung, welche die besten Mikroskope, auch mein großer Schief, gewähren, nur bis zu 300—400, höchstens 500 steigen darf, wenn sie noch wissenschaftlich brauchbar sein soll, gewährt dieses merkwürdige Amici'sche Instrument noch bei der stärksten Vergrößerung — 1000 Linear! — ein vollkommen klares, scharfes und sicheres Bild. Also fast noch um das Doppelte vergrößert! Nun sind allerdings die meisten Objekte, die gewöhnlich untersucht werden, derart, daß man mit 300maliger Vergrößerung ziemlich ausreicht, wenigstens auch bei stärkerer bisher nicht weiter damit gekommen ist. Dagegen gibt es auch große Klassen von Gegenständen, bei denen eine stärkere Vergrößerung äußerst wünschenswert ist und bei denen man mittelst derselben hoffen darf, noch ein gut Stück weiter damit zu kommen.

Ein glücklicher Zufall hat mir nun aber gerade für meine hiesigen Arbeiten, welche letzterer Art sind, jenes starke Instrument in die Hände geführt, von dem ich damals, als ich es in Florenz kaufte, nicht ahnte, wie trefflich es mir hier würde zustatten kommen. Ich habe jetzt mittelst desselben schon ein paar recht interessante Naturverhältnisse von Infusorien von äußerster Feinheit entdeckt, und ich hoffe, noch manchen hübschen Fund damit zu machen. Meine Hauptarbeit, in der ich jetzt so recht mittendrin und im besten Gange bin und die mir außerordentliche Freude macht, betrifft die radiären Rhizopoden, eine Tierklasse, die erst vor wenig Jahren durch Ehrenberg (in ihren Kieselshalen) entdeckt und dann durch Johannes Müller lebend beobachtet worden ist. Diese höchst merkwürdigen und interessanten Geschöpfe stehen auf der untersten Stufe und an der Grenze tierischen Lebens und sind schon deshalb des sorgfältigsten Studiums wert. Es sind fast alle mikroskopisch kleine Gallertklümpchen, welche auf der Meeresoberfläche schwimmen, die allermeisten mit einem wunderschönen, glashellen Kieselpanzer von der allerzierlichsten Struktur bedeckt. Meist erscheint dieser als feines Gitter in Form einer Kugel, einer Glocke, eines Helms, Sterns usw. Bisher wurden hauptsächlich nur die reizenden, durch Schönheit und unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Gestaltungen äußerst anziehenden Formen dieser Kieselpanzer beschrieben, teils in Ehrenbergs großer Mikrogeologie, teils in Johannes Müllers letztem Opus posthumum. Auf letzterem, welches hier mein alltägliches Evangelium ist, baue ich nun weiter und suche insbeson-

dere die feinere Zusammensetzung des von dem Kieselpanzer umschlossenen Gallertklümpchens (wovon meist wohl 100 oder 1000 auf einen einzigen Wassertropfen gehen!) herauszubringen. Schon habe ich einige Fortschritte darin angebahnt und hoffe noch ein gutes Stück weiterzukommen. Außerdem habe ich auch bereits einige neue Gattungen und Arten entdeckt (das meiste in den letzten Tagen), und zwar so überaus schöne und merkwürdige, daß ich vor Freude und Entzücken mich gar nicht zu fassen wußte und mir nichts leid tat, als nicht Euch, meine zoologischen Freunde, hier zu haben, um meine Glückseligkeit zu teilen. Ein so herrlicher Fund ist eine Freude, der kaum eine andere an die Seite zu stellen ist, die aber auch nur ein Naturforscher in ihrem ganzen Umfange begreifen und empfinden kann. Du kannst Dir denken, wie mich das zu weiterer Arbeit anspornt, und ich arbeite denn auch jetzt mit einer Lust und stetigen Freude wie noch nie. Immer sind mir die kurzen Tage viel zu rasch um, und mit Sehnsucht sehe ich abends dem Morgen entgegen, der mich wieder an mein geliebtes Mikroskop führt, das mir in jedem Tropfen Seewasser Hunderte und Tausende der herrlichsten Schöpfungswunder zuführt. Daß dies spezielle Feld noch dazu so neu und so wenig bekannt ist, erhöht natürlich den Reiz bedeutend, und ein nicht minderer Reiz liegt darin, daß es eben die Grenzen der tierischen Schöpfung wie andererseits auch die Schranken unserer Hilfsmittel berührt, die sich hier wirklich erschöpfen. Wenn Du Ehrenberg einmal siehst, lieber Vater, so empfehl mich ihm bestens und sage ihm, daß seine schönen Polycystinen, besonders die Haliomma und Spongospaera mir hier täglich lebend unter die Augen kämen und mich viel beschäftigten. —

Du schreibst mir von Eurem Wunsch, daß ich bereits nächsten Frühling mich in Berlin habilitieren und im Sommer lesen soll. Das ist aber rein unmöglich! Abgesehen davon, daß ich erst kurz vor Beginn des Sommersemesters zurückkehre (Ende März oder Anfang April) und also schon aus äußeren Gründen (wegen der offiziellen Schreibereien usw.) die Habilitation dann nicht mehr möglich ist, wäre ich auch gar nicht gerüstet und nicht instruiert, was ich am besten zuerst läse. Ihr legt viel zu großen Wert auf frühzeitige Habilitation. Viel wichtiger ist es, auch für mein Fortkommen und für Erlangung einer Professur, daß ich erst einige tüchtige Arbeiten liefere. Das Habilitieren an sich hilft aber dazu gar nichts. Zu einer größeren Arbeit sammle ich jetzt hier das schönste Material und hoffe, sie soll gut ausfallen. Dazu brauche ich dann aber nach meiner Rückkehr noch ein hübsch Stück Zeit, schon wegen der nötigen Literaturstudien, und dann für die Ausarbeitung und für die Ausführung des Detail. Der künftige Sommer wird kaum dazu ausreichen, und frühestens könnte ich also meine ersten Vorlesungen nächsten Winter halten; dann fragt es sich aber noch sehr, ob in Berlin, und ob nicht besser auf einer kleineren Universität. Jetzt sich bereits den Kopf darüber zu zerbrechen, wäre sehr unnütz...

57.

Messina, 16. 12. 1859.

... Nicht einmal eine nette Weihnachtsfreude kann ich Dir machen, mein süßes Liebchen, was ich so gern täte! Wie gern schickte ich Dir, wenn es möglich wäre, ein paar meiner besten Aquarelle, um Dich noch lebhafter in die reizende Natur des farbenreichen Südens hineinzuzaubern, als es durch meine Feder allein geschehen kann. Eine Freude kann ich Dir aber doch machen, und das vielleicht keine ganz verächtliche, das ist nämlich die frohe Kunde, daß es mir mit meiner wunderschönen Infusorienarbeit, d. h. der Erforschung der höchst merkwürdigen, radiären Rhizopoden, außerordentlich gut geht, und daß durch die glücklichen Entdeckungen der letzten Tage schon jetzt das Zustandekommen eines hübschen Werkchens darüber gesichert erscheint. Da das Feld noch relativ sehr neu, nämlich durch Ehrenberg und Johannes Müller im Lauf der letzten Jahre entdeckt ist, so gibt es noch ungemein viel zu tun, und ein fleißiger und genauer Beobachter kann noch viele interessante Aufschlüsse bringen. Der unerschöpfliche Reichthum der schönsten zierlichsten Formen und Gestalten, den die schöpferische Natur in der Erfindung dieser reizendsten Tierchen mit ihren glashellen, netzig durchbrochenen Kieselpanzern an den Tag legt, ist selbst für den eingeweihten Naturforscher überraschend, und ich erstaune jeden Morgen von neuem darüber. Daß ich denn mit wahrer Leidenschaft mich auf diese herrlichen Schätze stürze, die zugleich das ästhetisch künstlerische Auge wohlthuend befriedigen und reizen, kannst Du Dir denken. Ja, das Interesse dafür droht so überwiegend und ausschließ- lich zu werden, daß selbst meine neuentdeckten, interessanten Krebschen, deren Zahl noch um eins gewachsen ist, jetzt kaum mehr daneben an- gesehen werden. Ein glücklicher Zufall leitete mich schon von Anfang meines Hierseins an auf diese merkwürdigen Rieseltierchen, die an der Grenze tierischen Lebens stehen; aber erst die prächtigen, überraschenden Entdeckungen der letzten Tage, wo ich nicht allein mehrere neue Arten, sondern auch ein paar sehr schöne, neue Gattungen fand, haben mich definitiv bestimmt, alle meine Kräfte auf diese eine große Arbeit zu kon- zentrieren, welche mir aus vielen Gründen grade für meine Individuali- tät besonders geeignet scheint. Endlich also scheinen einmal meine Hoff- nungen erfüllt und meine redlichen Anstrengungen belohnt werden zu sollen! Eine hübsche Arbeit mit sorgfältig benutzten neuen Tatsachen, die mir hoffentlich einigen Ruf (vielleicht auch in der Folge einen Ruf! —) bringen wird, scheint jetzt gesichert. Was sich daran gleich un- mittelbar für eine Reihe weiterer Hoffnungen und Wünsche knüpft, weißt Du ja am besten! Der völlige Besitz und das stets innige und selige Bei- sammensein mit dem liebsten, besten Mädchen sind ja doch jetzt das stetige Endziel aller möglichen Zukunftsgedanken. Du kannst Dir also denken, wie glücklich ich jetzt bin und mit wie viel mehr Lust und wirklichem Genuß ich die Arbeit jetzt treibe als früher... Sei recht vergnügt am schönen

Weihnachtsfest in unserem trauten Familienkreis und nimm Dir dazu  
den innigsten Kuß von Deinem treuen Erni.

58.

Messina, 23. 12. 1859.

Glückauf zu dem neuen Jahr von ganzem Herzen, meine liebste Anni, zu dem vielersehnten 1860, welche Dir Deinen lieben, treuen Erni zurückbringt, und zwar in einer stark verbesserten und vermehrten, d. h. mit allerlei Ausstattungen bereicherten Ausgabe, welche Dir hoffentlich nicht unwillkommen sein wird. Gewiß haben wir beide alle Ursache, dem verflissenen langen Jahre 1859 trotz aller Bitterkeit und Wehmut, die die lange, schwere Trennung von dem geliebtesten Gegenstande mit sich bringt, und die sich täglich und stündlich in dem Gedanken an den fernen Geliebten erneut, trotzdem diesem Jahr doch recht dankbar zu sein und mit recht froh erkenntlichem Herzen seine Rechnung abzuschließen. Denn abgesehen von dem außerordentlich viel Schönen und Guten, was mir die Reise in so vieler Beziehung gebracht hat, und was ja erst seinen vollen Wert und seine ganze Bedeutung erhält, wenn es auf mich aus dem reinen Spiegel Deiner edlen Seele gereinigt und geläutert zurückstrahlt, abgesehen von der hohen Bedeutung, welche ihre Früchte für unsere ganze weitere Lebensentwicklung und vielleicht direkt für unsere selige Vereinigung haben werden, können wir der langen, bitteren Trennung selbst gewiß auch sehr dankbar sein für das, was sie uns durch unseren brieflichen, innigen Verkehr geworden ist. Das Feuer der glühenden Leidenschaft, welches in dem persönlichen Zusammensein stets so hell auflodert, ist dadurch zu der reinen, milden Flamme zartester Liebe gemildert; in der Entbehrung des geliebtesten Wesens ist sein hoher, unerseßlicher Wert erst recht klar geworden, und wir haben mit voller Klarheit das selige Bewußtsein erworben, in unseren gegenseitigen Seelen den köstlichen Schatz für das ganze künftige Leben die sicherste Bürgschaft für dessen dauerndes Glück gefunden zu haben. Fahren wir so fort, das Gute in dem praktisch handelnden Leben, das Wahre in dem Kultus der Natur, und das Schöne in der Verehrung der Kunst als die idealen Prinzipien und Endziele unseres Denkens und Tuns im Auge zu behalten, so, denke ich, kann es nicht fehlen, daß unsere Ehe die glücklichste von der Welt werden wird . . .

Je mehr ich von der Welt sehe und kennen lerne, je mehr ich überall die traurigsten Disharmonien, auch in Familien und unter Gatten, finde, wo jetzt reine Liebe und feste Treue leider schon sehr selten ist, um so höher schlägt jubelnd mein Herz in dem Gedanken an meinen treuen, besten Schatz und in dem Bewußtsein, ihr für ihr reines, unschuldigtes Herz ein ebensolches zurückgeben zu können. Halt Du nur auch immer so unverrückbar fest an Deinem lieben, treuen Erni, den Dir das nun beginnende Jahr in ein paar Monaten glücklich und wohlbehalten in die offenen Arme führt . . .

Zoologische Notizen über die Lebensweise und sonstige Eigentümlichkeiten des jetzt in Messina lebenden Exemplares von *Homo sapiens caucasicus Germanus naturalista migratorius organicus*. (Größtenteils nach den glaubwürdigen Angaben des Wärters, Dr. Eduard von Bartels aus Altona, und nach Notizen, die von verschiedenen deutschen Reisenden in Italien gesammelt wurden.)

1. Daß die vorliegende Bestimmung des Individui richtig sei, wird von den meisten versichert; nur ob es wirklich zu der Art *Homo sapiens L.* gehöre, wird von einigen bezweifelt, die dasselbe vielmehr für ein seltenes, lebengebliebenes Exemplar der von Scheuchzer als „*Homo antediluvianus*“ beschriebenen, fabelhaften, fossilen Menschenart gelten lassen wollen.

2. Über die wirkliche Gemütsart desselben herrschen sehr verschiedene Ansichten, je nach dem Charakter der Beobachter. Die Italiener, besonders die sogenannten Gebildeten, verabscheuen ihn (wahrscheinlich weil er keine Glacéhandschuhe und Batermörder trägt) als „*Selvaggio*“ (d. h. *Homo silvaticus* — Waldmensch). Die Herren von der preußischen Gesandtschaft in Neapel und Rom, echt neupreussische Kreuzritter, die leider öfter ihr reines Junkerblut durch Gespräche mit ihm (wobei derbe Wahrheiten zutage kamen!) besudeln mußten, haßten ihn als einen „auf Ihre janz demokratisch-flejelhaften Plebejer, der nicht den mindesten Respekt vor staatlichem und kirchlichem Dogma und sonstigen Autoritäten hat, auch wohl gar mal ihrem Erbadel durch demagogische Wühlerei gefährlich werden könnte!“ —

Die deutschen Kaufleute in Messina bewundern ihn dagegen größtenteils aus der Ferne als etwas Unverständliches! Dagegen sind die deutschen Künstler in Rom sehr für ihn eingenommen, mochten ihn sehr gern und waren bestrebt, einen Proselyten aus ihm zu machen. Endlich die echt norddeutschen und norwegischen Jünger der Wissenschaft und Kunst, die ihn als Studenten, Doktoren, Philologen usw. in Rom, Neapel, Capri, Palermo usw. trafen, behaupten, es sei ein gar lieber Naturmensch, der in mancher Hinsicht etwas typisch Deutsches habe.

3. Die Lebensweise des besagten Individui in Messina ist sehr eigenartig und behauptet der Wärter (Dr. v. B.), der ihn mit großer Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelt, noch nichts dergleichen gesehen zu haben. Namentlich soll derselbe an enthusiastischer Schwärmerei und leidenschaftlicher Vorliebe für die See und ihre Geschöpfe die frühere Winter in Messina gesehenen ähnlichen Wandervogel bedeutend übertreffen (was ich übrigens nicht glauben kann. Anm. Anon.). Am frühesten Morgen schon, wenn eben der Tag anbricht, stürzt er sich in die See und schwimmt und taucht mit den Möwen um die Wette, welche den schönen Hafen von Messina in großer Zahl bevölkern. Dann sieht man ihn eine Stunde lang

in einer Barke im Hafen umherrudern und Millionen der außerordentlich schönen und interessanten pelagischen Tierchen, die hier stets auf der Oberfläche des Wassers tanzen, mittelst eines feinen Netzes wegfangen. Unsägliches Elend bringt auf diese Weise das grausame, blutdürstige Ungeheuer unter unzählige Familien wirbelloser Tiere, welche hier in schönster Harmonie sich ihres Lebens freuten. Manche verlassene Krebsbraut ringt vergeblich sich die Scheren wund und weint bittere Tränen über den weggefangenen Geliebten; mancher Tintenfisch seufzt um die geraubte Gattin und hüllt sich mittelst der Sepia seines Tintenbeutels in das dichteste Kleid tiefster, schwarzer Trauer! manche zarte Salpe jammert um den Verlust ihrer ihr ganz homogenen Großmutter und bedauert, nun nur noch die ihr so unähnliche Mutter zu haben; zahlreiche Waisen aus der großen Würmerfamilie erwarten täglich vergebens die nie mehr zurückkehrenden Eltern! Mancher Seestern, Seeigel, Schlangensterne sieht seine schönste Hoffnung auf zahlreiche Nachkommenschaft vereitelt; vor allem sind aber die zahllosen Scharen der radiären Rhizopoden, der reizenden, kieselgepanzerten Infusorien, zum bittersten Elend auserlesen. Tausende raubt täglich das verheerende Netz des Tedesco selvaggio, und nicht genug damit — den ganzen Tag über benützt er alle Zeit und Kraft nur dazu, sie auf die grausamste Weise mittelst des Mikroskopes in das bessere Jenseits zu befördern, sie zu Tode zu gucken! Ist das nicht entsetzenerregend? Jedenfalls wird die Stellung des sonderbaren Raubtiers unter der Gattung „Homo“ dadurch mehr als zweifelhaft! Was soll man aber weiter dazu sagen?

60.

Messina, 1. 1. 1860.

... Das neue Jahr 1860 begann in Messina mit einem überaus schönen Morgen; die schweren Wolken, welche in den wilden Siroffostürmen der letzten 14 Tage die Gebirge verschleiert gehalten hatten, waren in der Silvesternacht verschwunden, und der prächtigste Purpur des Morgenrotes strahlte von Kalabriens Bergen herüber, über denen die Sonne bald strahlend und klar emporstieg. Die Küste prangte in den herrlichsten Farben und der schärfst markierten Zeichnung. Dazu hatte der Hafen ein so festliches Aussehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, zum erstenmal seit der sizilischen Reise Skizzenbuch und Pinsel hervozuholen und wieder ein wenig im heitern Reich der Farben zu schwelgen. Doch wurde ich mit den Bergen über der Meerenge, die der Gipfel des schneeigen Mont' aspro herrlich krönte, nicht fertig und machte nur eine kleine Skizze von dem grad vor meinem Fenster liegenden Dreimaster „Zephyr“ aus Newyork, welches das schönste Schiff der Welt zu sein behauptet und in der That mit den stolzen Reihen seiner bunten Flaggen, den schlanken, hohen Masten und dem schön geformten, zugleich zier-

lichen und kräftigen Rumpf ganz prächtig aussah. Um 12 Uhr mittags ging ich aus, zunächst nach dem Dom, dessen berühmten Basilikabau und zierliche Architektonik ich mir noch gar nicht ordentlich angesehen hatte. Doch fand ich die Kirche verschlossen, was ich mir als bedeutungsvolles Symbol für mein ganzes Leben auslegte . . .

Dann strich ich ein wenig in den festlich belebten Straßen der Stadt umher, von denen ich bisher noch so wenig gesehen habe. Weiter ging ich wieder an der Marina auf und ab, die im Glanz der heitern Sonne mit all den festlich gekleideten Seeleuten und den bunt bewimpelten und beflaggten Schiffen ganz prächtig aussah. Dazu feierten die deutschen, norwegischen und dänischen Schiffe das neue Jahr durch Böllerschüsse, was recht lustig klang. Der prächtige Hafen von Messina hatte mir noch kaum je einen so schönen, lebendigen Eindruck gemacht wie an diesem besonders belebten Neujahrsmorgen. Unter den zahlreichen Flaggen, mit denen die Schiffe aller Nationen, die dicht gedrängt an dem langen Kai liegen, bunt geschmückt waren, erblickte ich, am Ende des Portofranco angelangt, auf einmal auch den so lange nicht gesehenen preußischen Adler. Es war die schnellsegelnde „Lisette“ aus Stettin, Kapitän Lahrs, welche vor zwei Tagen angekommen war und den Weg von London hierher in 18 Tagen zurückgelegt hatte. Ich kletterte sogleich hinauf; Kapitän und Steuerleute waren ausgegangen; auf dem Borderteil saßen sechs Matrosen zusammen, welche nicht wenig erstaunt waren, als ich ihnen ein „Prosit Neujahr, Landsleute!“ zurief. Es waren alles Pommeren, welche zum ersten Male hier waren, recht biederes, braves Volk. Wir kamen bald so lebhaft ins Plaudern, daß ich ein paar Stunden an Bord blieb. Ich ließ mir viel von England und Spanien erzählen, wo sie in verschiedenen Häfen angelegt und auch mehrere Tage an Land gewesen waren. Ich freute mich recht über die frischen, lebendigen Anschauungen, die diese einfachen Leute in den fremden Ländern recht klar und gut aufgenommen, und über das gesunde, richtige Urteil, das sie nach ihrer Art über Land und Leute fällten. Jedenfalls war mehr Verstand, natürliche Klarheit und offene Wahrheit darin als in den vielen verkehrten Urteilen, die ich auf der Reise von vielen Leuten unserer sogenannten hochgebildeten Klassen, namentlich des Adels, hatte anhören müssen. Diese Erfahrung bestätigte mich von neuem in meiner Ansicht, daß in unserem gemeinen deutschen Volke noch ein recht gesunder, entwicklungsfähiger Kern liegt, und daß nur von diesem, nicht von den blasirten und korrumpierten höheren Ständen, ein gesunder Umschwung unserer sozialen Verhältnisse zu hoffen ist . . .

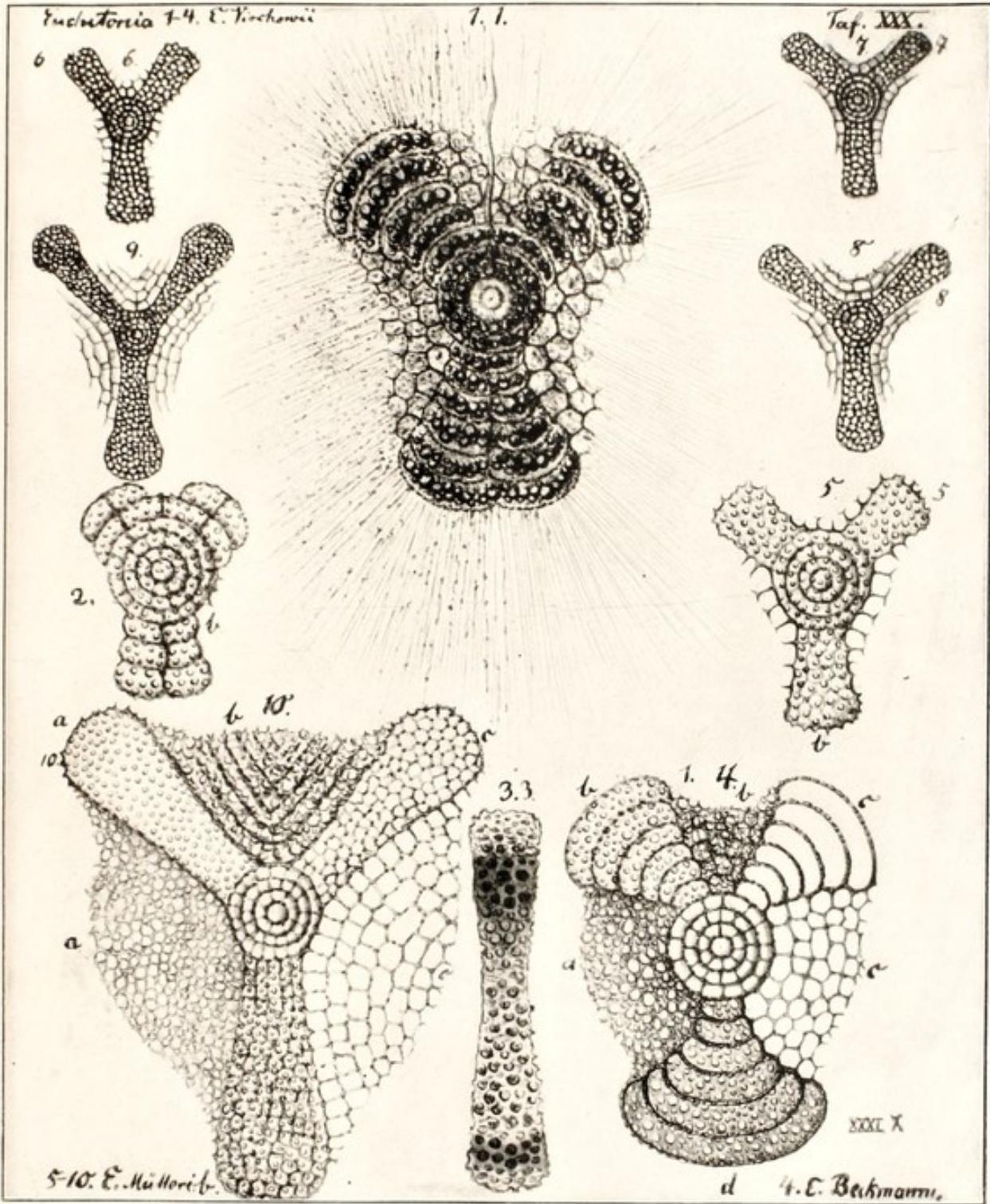
Alle Morgen, wenn ich in meinem kleinen Boote dieses herrliche, spiegelglatte Wasserbecken durchkreuze, freue ich mich von neuem über die so schöne Einrichtung der gütigen Mutter Natur, welche hier für ihre herrlichen, pelagischen Tiere ein Wasserbecken gewährt, das ihnen ein sicherer Schutz gegen alle Unbill des Sturms ist, und das sie, zur großen

Freude des Naturforschers, zu Millionen täglich von neuem hereintreibt. Schon längst hatte ich bei diesen Hafensfahrten den Wunsch gehabt, auch einmal auf der ganzen Länge der Landzunge bis zum Fort Salvatore vorzuwandern, teils der eigentümlichen Flora wegen, die diesen niedern, schmalen Landstrich zu bedecken schien, teils wegen des schönen Überblickes, den man von da auf die Stadt und die sie umlagernden Gebirge genießt, und teils um das Innere der so gefürchteten Zitadelle kennen zu lernen. Nun ist aber die letztere natürlich geschlossen und die Wache beauftragt, niemand ohne besondere Erlaubnis, die man schwer erhält, einzulassen. Schon mehrmals hatte ich versucht, durch das Landtor von der Stadt aus hineinzugelangen, war aber immer von der Wache zurückgewiesen worden. Heute nun beschloß ich, mein Glück nochmals zu versuchen, und zwar mittelst einer kleinen List, die vortrefflich gelang. Die neapolitanischen Soldaten (und diese allein, kein einziger Sizilianer, halten die ganze Insel unter Botmäßigkeit) haben gewaltigen Respekt vor den Engländern wegen ihrer Kriegsschiffe und weil sie 1812 die Insel lange besetzt hielten. Ein Engländer darf sich herausnehmen, was keinem anderen erlaubt ist. Auch haben sie leichter auf der Landzunge Zutritt, weil der englische Kirchhof dort hinter der Zitadelle gelegen ist. Ich beschloß also, mich als Engländer zu gerieren, was mir bei meinem angelsächsischen blonden Haar leichter gelang, zog mich sehr fein an, schwarzen Frack und Hut und stürmte nun gradewegs auf die Zitadelle los, durch deren Haupttor ich, ohne zu fragen, eintrat. Die Wache, die mich anrief, berücksichtigte ich nicht, und als sie mir eiligst nachlief und mich beim Kra-gen herauswerfen wollte, drehte ich mich mit einem kräftigen „Goddam“ um und warf ihr, mit möglichster Verleugnung meines guten Italienisch, einige hier wohlbekannte englische Flüche an den Kopf, die auch ihre treffliche Wirkung nicht verfehlten. Die beabsichtigte Einschüchterung gelang vollkommen, und der edle neapolitanische Krieger, der mich mindestens für einen Lord hielt, ließ mich frei passieren. Sobald nun erst dieser erste Posten, der die Hauptpforte besetzt hielt, mittelst der kleinen Kriegslist glücklich passiert war, hatte ich gewonnen Spiel und wurde von keinem der folgenden mehr angerufen. Sie sahen mich zwar sehr verwundert an, wagten aber nichts zu sagen, da ich mit der größten Zuversicht mitten durch die einzelnen Tore hindurchschritt. Ich passierte nicht weniger als fünf kleine Forts, durch Gräben und Brücken getrennt und beiderseits vom Meer umspült, welche je einen weiten Hof hinter ihren Wällen einschlossen, ganz gefüllt mit mächtigen Bombenhaufen, Kanonen und anderem Kriegsmaterial. Außer den Soldaten waren nur arme, politische Gefangene sichtbar, die hier, in Ketten geschmiedet, schwere Bauarbeit verrichten mußten, weil sie für ihres Vaterlandes Freiheit und Größe gegen die Gewaltherrschaft der verhaßten Neapolitaner aufzustehen gewagt hatten. Auf der Nordostseite der Zitadelle gelangte ich wieder ins Freie und wanderte nun auf der Landzunge hin, an dem englischen Kirchhof

und verschiedenen Denkmälern der 1848—1850 hier gefallenen neapolitanischen Offiziere vorbei. Bei den letzteren standen Wachen, welche das Lesen der Inschriften verhinderten!

Der Blick auf Hafen, Stadt und Gebirge, durch den ich nun belohnt wurde, war in der That sehr schön und lohnte das kleine Wagstück vollkommen. Die Palazzata, deren mächtige, lange Palastreihe wie ein einziger ungeheurer Häuserkranz den Kai umsäumt, nimmt sich sehr stattlich aus und bildet gleichsam das Piedestal zu dem Monument, dem gleich sich die stolze Stadt an die hinter ihrem Rücken aufgetürmte Hügelreihe sich anlehnt, auf deren zwei Spitzen die beiden, die Stadt von oben beherrschenden Forts Gonzaga und Castellaccio thronen. Darüber steigen dann die kühn gegipfelten Spitzen der höheren Gebirge der sizilischen Nordostküste auf, die drei Tage vor Weihnachten mit Schnee bedeckt waren, unter ihnen der höchste, der Antennamare. Diese Berge haben sehr kühn und schön gezackte Gipfelfonturen, welche sich um so großartiger ausnehmen, da die Berge ganz nackt, ohne Wald und nur mit ganz niedrigem immergrünen Gesträuch bedeckt sind, wodurch die Illusion einer viel größeren Höhe hervorgerufen wird. Weiterhin sah ich mir den mächtigen, auf der Mitte der Landzunge gelegenen Leuchtturm an, gegenüber die Quarantäneanstalt (Contumazia) und wanderte dann bis zu dem Fort Salvatore, auf der nördlichsten, frei auslaufenden Spitze der Landzunge gelegen, wo ich meine Hände in die „heilige Salzflut“ tauchte und Wellen und Winden tausend Grüße für meine liebe nordische Heimat auftrug.

Den Rückweg machte ich ebenso zuversichtlich und ungehindert wie den Hinweg und kam glücklich unangefochten wieder durch die streng bewachte Zitadelle hindurch. Das kleine Abenteuer hat mich und Dr. v. Bartels, der selbst noch nie die Zitadelle hat besuchen dürfen, sehr amüsiert. Von da lockte mich das schöne Wetter noch am späten Nachmittag nach S. Gregorio, einem sehr frei und hochgelegenen Nonnenkloster im hinteren, höchsten Teile der Stadt, von dessen freiem Vorhof man einen prächtigen weiten Blick über Stadt, Hafen und Meerenge weithin genießt. Das Kloster ist umgeben von prächtigen Drangengärten, deren Frucht-bäume jetzt über und über mit dem Schmuck der goldenen Hesperidenäpfel beladen waren. Besondere Freude machten mir die kleinen Quellen, die ringsum aus den Felsen hervorrieseln, ein Genuß, den man in Neapel nirgends hat. Noch dazu waren sie jetzt ringsum mit dem frischesten Grün umkleidet. Auf dem Herabwege trat ich weiterhin noch in eine hell erleuchtete Kirche ein, in deren theatralisch bunt verzierten und illuminierten Hallen ich wieder ein Stückchen sizilischen Götzendienstes mit ansah, das mich von neuem mit lebhaftem Widerwillen gegen diese sogenannte christliche Religion erfüllte . . .



Radiolarien  
 nach Originalzeichnungen von Ernst Haeckel  
 (Monographie 1862, Tafel XXX)



61.

Messina, 6. 1. 1860.

Die erste Woche des neuen Jahres ist nun vorüber, meine liebste Anni, und ich kann Dir berichten, daß das schöne Glück, welches mich im Dezember bei meinen Arbeiten begünstigte, mir auch im neuen Jahre treu bleiben zu wollen scheint. Montag, 2. 1., fuhr ich früh wieder in den Hafen und hatte meinen zarten Freundinnen, den Nereiden (auf die Du eigentlich recht eifersüchtig sein müßtest!), besonderen Dank gelobt, wenn sie mir am ersten Arbeitstage 1860 als besonderes gutes Omen ein recht hübsches, neues Tierchen bescheren wollten. Und richtig! Der erste Wassertropfen, den ich mit meinem feinen Glasröhrchen heraufholte und unter das Mikroskop brachte, enthielt eine reizende, neue *Acanthometra* (einen Stachelstern mit höchst zierlich gearbeiteten Kieselstrahlen), deren Studium mir besonderes Vergnügen gemacht hat. Und außerdem wurde ich noch an demselben Tage durch den Fund von zwei anderen kleinen reizenden Geschöpfchen erfreut: ein ungemein zartes *Haliomma* (See-auge) und eine sehr prächtige Diatomee; auch an den folgenden Tagen floß bei dem schönen Wetter das köstliche Material wieder so reichlich zu, daß der kurze Wintertag (trotzdem er hier 2 Stunden länger als bei Euch ist) nicht ausreichte und ich die Nacht zu Hilfe nehmen mußte. Leider werde ich das Nacharbeiten mit dem Mikroskop wohl wieder aufstecken müssen, da meine ziemlich empfindlichen Augen das Mikroskopieren bei Lampenlicht, welches andere Mikroskopiker sehr gut aushalten, nicht lange vertragen zu können scheinen. So gut ich sonst das nächtliche Durcharbeiten, das Ausführen und Beschreiben der Zeichnungen vertrage (ich komme selten vor 1 Uhr, häufig auch erst um 2 oder 3 Uhr zu Bett und bin immer um 7 Uhr schon wieder auf den Beinen) —, so scheint das nächtliche Beobachten doch auf die Dauer nicht durchzuführen zu sein. Ich habe recht auf den dummen Kadaver gescholten; er kehrt sich aber nicht daran und scheint seine 5—6 Stunden Schlaf doch täglich haben zu wollen. Könnte ich doch einem der vielen gelangweilten Menschen seine Zeit abehmen!

Im übrigen hat das neue Jahr etwas Abwechslung und neues Treiben in mein einförmiges Studienleben gebracht, indem am Mittwoch die beiden Göttinger Naturforscher Dr. Reiserstein und stud. Ehlers aus Lüneburg von Neapel hier angekommen sind, um ebenfalls bis zum April hier zu arbeiten. Sie haben die letzten drei Monate in Neapel verbracht, wo sie ein paar Tage vor meiner Abreise mit Dr. Binz zusammen ankamen. Es scheinen sehr nette, gescheute und strebsame junge Leute zu sein, und so hat diese Gesellschaft, die unter anderen Umständen sehr hinderlich sein könnte, viel Angenehmes. Freilich verliere ich dadurch das Monopol der zoologischen Schätze des Hafens von Messina. Allein, diese sind so uner schöpfl ich reich, daß sie noch hundert andere Zoologen gleichzeitig beschäftigen könnten . . .

... Am Montag gab es ein gewaltiges Geschützdonnern, da man des Königs von Neapel Geburtstag, der durch massenhaftes Kanonenschießen von allen Forts und Kriegsschiffen salutiert wurde, feierte. Besonders gefeiert sollte er werden durch die Enthüllung des Denkmals Karls III.; doch weinte der Himmel den ganzen Tag aus Mitgefühl mit den unterdrückten Sizilianern und schickte am Geburtstage ihres „von Gottes Gnaden Tyranns“ so beständige Regenströme herunter, daß eine wirkliche Feier, ausgenommen den unvermeidlichen Götzendienst in den Kirchen, nicht zustande kam. Nur abends war offizielle Illumination der öffentlichen Gebäude (alle Privathäuser blieben ganz dunkel) und große Galavorstellung in dem neuen Stadttheater...

Die Galavorstellung im Theater bekam ich zufällig auch zu sehen. Saraaws nämlich, die eine ganze Loge im Abonnement haben, hatten diese dem Dr. v. B. und den drei deutschen Naturforschern für diesen Abend angeboten. Meine Freunde wollten nicht hingehen, weil sie keine weiße Halsbinde (die dabei unvermeidlich ist) hatten. Ich hatte auch keine, improvisierte mir aber eine durch das sehr einfache Surrogat eines um den Hals gebundenen Schnupftuches. Eigentlich war mir's mehr darum zu tun, überhaupt einmal das hiesige Theater zu sehen (ich war in Sizilien noch nie im Theater gewesen), als grade speziell die Galaooper. Doch amüsierte mich nachher der dabei stattfindende Schwindel sehr, wobei der rein auf das Außerliche, auf „Sehen und Gesehenwerden“ gerichtete Sinn der Sizilianer reiche Nahrung und Gelegenheit fand, sich in seiner ganzen Grandezza zu entfalten. Die Vorstellung begann mit einem höchst feierlichen und abgeschmackten Hymnus auf den König, dem natürlich alle möglichen Tugenden und edlen Eigenschaften zugeschrieben wurden, von denen er keine einzige besitzt. Nach Beendigung desselben erhob sich der in der Loge gegenüber der meinigen befindliche Gouverneur (Intendente) der Provinz Messina und brachte ein dreimaliges Hoch auf den König aus, wobei alle Anwesenden sich erhoben und mitbrüllten: „Evviva il re!“ Ich schrie natürlich nicht mit und war überdem so durch den vorhergehenden Akt gelangweilt, daß ich mit meinen Gedanken längst nach Berlin spaziert war und gar nicht bemerkte, wie alles ringsumher sich erhoben hatte. Dieser unschuldige Formfehler wurde Ursache eines sehr komischen, auch etwas ärgerlichen Auftrittes, der uns nachher sehr amüsiert hat. Herr Saraaw wurde nämlich am folgenden Tage auf die Polizei zitiert und vom Gouverneur sehr genau über die Personalien des Individuums examiniert, welches gestern abend allein in seiner Loge gefessen und der einzige Mensch im ganzen Theater gewesen sei, der den schuldigen Respekt gegen S. M. versäumt und weder aufgestanden sei, wie alles sich erhob, noch in das Evviva-Rufen eingestimmt habe. Da Herr Saraaw gut bei dem Gouverneur angeschrieben und als der rechtlichste

Kaufmann hier sehr angesehen ist, so konnte er sich noch ziemlich gut helfen und mich aus der Schlinge ziehen, die im andern Falle vielleicht eine Ausweisung zur Folge gehabt hätte. Er antwortete: „Eh, c'è un naturalista tedesco, che non connosce l'uso del paese, e i suoi pensieri sempre stanno colle sua spose, molto, molto lontano da qui!“ (Je nun, es ist ein deutscher Naturforscher, der die Landesitte nicht kennt; auch sind seine Gedanken immer bei seiner Braut, weit, weit von hier!) Du hast also die Ehre gehabt, Deinen Bräutigam aus den Klauen des Gouverneurs von Messina zu retten!! Du kannst denken, wie wir nachher über die Geschichte gelacht haben und wie ich immer damit aufgezo- gen werde. Es war das beste des ganzen Theaterabends, der übrigens recht langweilig war; nach dem Festschmaus kam eine höchst alberne Buffa- oper, deren Kern darauf hinausläuft, daß ein hübsches junges Mädchen, die einen alten Geldsack geheiratet hat, diesen nachher durchprügelt und sich daneben ihren speziellen Hausfreund, „amico di casa“ hält, in den Ehen Italiens, wenigstens des südlichen, eine stehende Person, von der man sich bei uns gewiß, Gott sei Dank, kaum eine Vorstellung machen kann. Nach dieser dummen Oper kam ein noch albernere Ballett, wesentlich die Unbehilflichkeit und das täppische Benehmen eines Eng- länders persiflierend, welcher von zwei Sizilianern auf alle Weise ver- höhnt und zum besten gehalten wird, — ein Lieblingsthema der Italiener, wobei sie nur leider immer wieder vergessen, daß die Inglesi und Tedeschi statt der mangelnden Grandezza und Allegrezza tausend andere und wirk- lich gute Eigenschaften besitzen, von denen man hier keine einzige finden kann. Die ganze Geschichte, besonders auch das widerwärtig eitle, ge- spreizte und glänzenwollende Gebaren des sehr bunt und stuferig ge- kleideten Publikums, vergegenwärtigten mir wieder recht lebhaft den großen Grundunterschied der germanischen und romanischen Nationen, die ersteren ebenso nach dem Kern und innern Wesen aller Dinge strebend, als die letzteren nach der äußeren, hohlen Schale. . . .

Ich werde mich überhaupt nie mit dem italischen Nationalcharakter befreunden können; ich habe hier, besonders in dem täglichen Verkehr mit den Fischern, Schifferjungen usw., noch sehr viel Gelegenheit, meine Kenntnisse darin zu erweitern; aber je weiter ich komme und je mehr ich das Ganze in seiner Eigentümlichkeit verstehen und zusammenfassen lerne, desto mehr stößt es mich ab. — . . .

Seitdem die beiden Lüneburger hier sind, mit denen wir (Dr. v. B. und ich) zusammen essen und nachher meist noch 1 Stündchen plaudern, werde ich viel mehr geneckt, und Du bist das tägliche Tischgespräch. Besonders Herr Ehlers behauptet immer, wenn ich mal wieder heim käme, würdest Du mich längst vergessen haben und würdest einen so verwilderten Wanderburschen überhaupt nie wieder zu Gnaden an- nehmen. Auch wollte er Dir nächstens mal schreiben, daß ich Dir ganz untreu geworden sei; mein Herz gehöre jetzt so ausschließlich den kiesel-



Berges über dem Meere 4500 Fuß (also 1000 Fuß über dem Vesuv), doch vermute ich, wenigstens nach der Zeit, die ich anwandte, daß er etwas niedriger ist; ich habe mir nämlich ausprobiert (was namentlich am Vesuv sehr gut geht), daß ich bei sehr kurzem, d. h. steilem Wege, ohne anzuhalten, in der Stunde grade ungefähr 1000 Fuß steige. (Als ich das eine Mal, ohne zu rasten, vom Meeresstrand bis zur Vesuvspitze [3500 Fuß] aufstieg, brauchte ich grade  $3\frac{1}{2}$  Stunden.) Hier nun brauchte ich allerdings auch nur  $4\frac{1}{2}$  Stunden (was also stimmen würde); allein ich ging nicht den kürzesten Weg, da ich, mit dem richtigen Weg überhaupt unbekannt, aufs Geratewohl lief. Da ich Sonntag früh erst noch einige hübsche Radiorarien der vorigen Woche fertig zu zeichnen hatte, kam ich erst um  $10\frac{1}{2}$  Uhr vormittags zum Aufbruch, was eigentlich für diese weite Tour schon zu spät war. Gewöhnlich bricht man schon früh morgens vor 5 Uhr auf, um möglichst Zeit zu gewinnen. Auch verproviantiert man sich und zieht warme Kleider an, was ich ebenfalls nicht tat. Ich hatte vielmehr, wie bei allen Exkursionen, mein leichtestes Sommerzeug an. Als ich am Fuße des mächtigen Berges angelangt war und das Steigen begann, hatte ich die Idee, den Gipfel heut noch zu erreichen, selbst fast aufgegeben und beschloß, bei der vorgerückten Zeit mir nur seine untern Regionen anzusehen und den Gipfel ein andermal nachzuholen. Allein als ich erst einmal halb oben war, ließ es mir keine Ruhe, bis ich auch die andere Hälfte unter mir hatte, und so hatte ich denn um 3 Uhr nachmittags, nach  $4\frac{1}{2}$ stündigem, sehr angestrengtem und ununterbrochenem Steigen, den Gipfel glücklich erreicht.

Um Dir einigermaßen eine Idee von dem dabei verfolgten Wege zu geben, muß ich erst ein paar Worte über den Charakter des Gebirges im allgemeinen sagen. Die ganze Erhebung vom Cap del Faro bis zum Antennamare und weiterhin bis Taormina ist eine fortlaufende Kette einzelner spitzer Kuppen. Durch diese Menge kleiner Spitzen wird der erhabene Eindruck, den sonst die mächtige, lange Linie ihrer Kontur machen könnte, sehr abgeschwächt. Deshalb sehen auch die gegenüberliegenden Bergketten Kalabriens, die mehr große, zusammenhängende massige Partien bilden, imposanter und schöner aus . . .

Nachdem ich Messina am Sonntag vormittag verlassen und durch ein paar Dörfer an den Fuß des Gebirges (in südwestlicher Richtung gehend) gelangt war, betrat ich eine Fiumare, in der ich, trotzdem sie von den Regenströmen der vorigen Tage sehr gefüllt war, doch ein gut Stück aufwärts wandern konnte, wobei ich viele kleine Wasserarme überspringen mußte. Bald aber wurde sie so eng, daß der Strom das ganze Bett einnahm, wodurch ich gezwungen wurde, da die Felswände seitlich sehr steil emporsteigen, in dem Wasser selbst weiter zu waten; ich tat dies mit doppeltem Vergnügen, da ich mich dabei einer sehr komischen Exkursion bei Nizza erinnerte, wo ich mit Kölliker und Müller ebenfalls gezwungen war, ein paar Stunden in so einer Fiumare fortzuwaten. Weiter oben



findet. „Fiumare“ bedeutet eigentlich „ausgetretener Strom“ —, doch darf man dabei nicht an unsere konstant fließenden Ströme denken. Solche gibt es natürlich in Sizilien überhaupt gar nicht. Die Fiumaren sind vielmehr sehr weite und flache (die kleinen auch oft sehr enge) Strombetten, welche den größten Teil des Jahres über ausgetrocknet sind, oder durch deren nacktes, ebenes Kiesbett sich nur ein kleiner, fadenförmiger Rest eines Wasserbaches in vielen Schängelungen langsam durchwindet. Nur nach heftigen Regengüssen füllen sich die Fiumaren, dann aber auch, da diese wie in den Tropen sehr plötzlich und heftig hereinbrechen, mit solcher Rapidität, daß dieser plötzlich neugeschaffene Strom in dem weiten, sonst leeren Bett kaum mehr Raum findet, dessen Grenzen überschreitet und in Gärten und Feldern die größten Verheerungen anrichtet, häufig auch Bäume und Felsenstücke mit sich fortreißt, Häuser zerstört und auf seinem kurzen Laufe zum Meere mehr Unheil anrichtet als unsere größten Ströme auf ihrer ganzen langen Reise. Die periodischen Ströme haben um so leichteres Spiel, als fast gar keine Maßregeln ergriffen sind, ihren Verheerungen in irgendeiner Art einen Damm zu setzen. Ohne durch Mauern und Brustwehren eingedämmt oder durch Schleusen reguliert zu werden, braust die ganze gewaltige Wassermasse, die ein solcher Regen aus dem Gebirge zuführt, mit einem einzigen, gewaltigen Schok durch diese Kiesbetten dem Meere zu und läßt oft schon nach wenigen Stunden das verwüstete Land ebenso trocken als vorher.

Der gänzliche Mangel konstant fließenden Wassers, der Flüsse in unserem Sinn, und die dadurch bedingte große Dürre des Landes während des größten Theils des Jahres ist der andere große Nachteil, den diese Fiumarenwirtschaft dem Lande bringt. Die Ursache derselben ist lediglich in der unheilvollen, gänzlichen Ausrottung der Wälder zu suchen, dieser allerunheilvollsten Maßregel der Landeskultur, durch welche das fruchtbarste Land in eine Wüste verwandelt wird und durch welche die früher blühendsten Provinzen von Spanien, Italien, Griechenland jetzt zu toten Einöden geworden sind. Denn die Wälder und das Moos, — die besten hygroskopischen Wasserhalter, saugen das Wasser der Regenströme auf und konservieren es für die Zeit der Trockenis, während sie selbst dadurch zugleich frisch und blühend erhalten werden. Die Wälder sind die Quellen der Ströme und gehen mit diesen zugrunde. Ist einmal erst das Unglück ihrer Ausrottung geschehen, so läßt es sich nur mit der größten Mühe und Arbeit wieder gutmachen, da das Wasser mangelt, um die nackten Berge wieder zu bepflanzen. So ist auch hier in Sizilien fast alle Hoffnung geschwunden. Auch rührt niemand eine Hand, um den Schaden zu bessern. Ja, nicht einmal gegen die großen verheerenden Wirkungen der periodischen Regenströme geschieht irgend etwas, die man durch einfache Dämme und Schleusen doch in so wohlthätigen Schranken halten könnte. „Pazienza!“ sagt der Italiener und läßt lieber die Hälfte seines Besitztums verderben, ehe er sich entschlosse, eine Hand zur Abhilfe des Übels zu

rühren. Auch hat die Regierung, in deren Interesse es liegt, die Insel in möglichst jämmerlichem Zustand zu erhalten, sogar offiziell verboten, dagegen einzuschreiten. Eine französische Gesellschaft hatte sich erboten, unentgeltlich Dämme und Schleusen zu bauen, wenn sie nur die Nutznießung des so gewonnenen Landes auf 50 Jahre erhielt. Allein die Konzession wurde ihr nicht erteilt!! Welche Masse kultivierbaren Landes auf diese Weise rein verlorengeht, ist ganz unglaublich, und diese Masse nimmt immer noch zu, da jeder neue Regenstrom eine Menge guten Landes von seinen Bettufern in den öden Kies der Fiumare mit hinabreißt und dem Meere zuführt. Zwischen Catania und Messina allein durchschreitet man einige hundert solcher Flußbetten von 50—300 Fuß Breite und hier bei Messina muß man alle paar tausend Schritt eins passieren, so daß der zwischenliegende, kultivierte Raum vielleicht nur 30—40mal soviel beträgt als der dadurch verlorengehende. Gegen das Meer nimmt ihre Breite progressiv zu, ihre Tiefe ab und sie gehen endlich mit sehr weiter Mündung in den Küstensand über. Weiter oben gegen das Gebirge werden sie enger und tiefer und laufen endlich in viele enge Schluchten aus, in deren jede ein sie speisendes Bächlein herabstürzt. Hier am Fuß des Gebirges sind die Ufer auch meist mit kleinen, einzelnen Wohnungen und in der Nähe der Städte sogar mit kleinen Dörfern besetzt, die im Innern der Insel völlig fehlen. In diesen Fiumaren laufen auch alle Wege ins Gebirge und nach starken Regengüssen ist dieses daher ganz unzugänglich, wie denn auch die Passage dadurch, bei dem gänzlichen Mangel aller Brücken, ganz gesperrt werden kann. Das fruchtbare Land zwischen den Fiumaren wird meist von Öl-, Orangen- und Zitronenpflanzungen eingenommen, eingehegt von hohen Mauern, die mit Kaktus und Agave bewachsen sind. Diese ziehen sich auch noch ein Stückchen an den Bergen hinan, dann folgt aber bloß Weinbau und weiter oben noch die Gemüse-, Korn- und Maisfelder. In einer bestimmten Höhe (vielleicht bei Messina ungefähr 2000—2500 Fuß) hören auch diese auf und es folgt bis zum nackten, felsigen Kamm des Gebirges eine breite, sehr öde Zone, welche ganz frappant an die nackten Halden der Granitalpen (in etwa 3—4000 Fuß Höhe) erinnert, wenigstens in der jetzigen Jahreszeit, wo der später sehr reiche Blument Teppich noch spärlich ist und nur durch einige Krokus, Narzissen und andere Blütenkinder des ersten Frühlings ersetzt wird. Überall rieseln und tropfen aus den Spalten des Gesteins ganz kleine Quellen, und diese unterhalten eine sehr dichte Vegetation ganz niedriger Halbsträucher, welche ebenfalls lebhaft an die Matten der Granitalpen erinnert: vorwiegend 3—4 Fuß hohe Erikasträucher (analog den Alpenrosen, Rhododendron) wachsen, dann Arbutus, der berühmte Horazische Erdbeerbaum, einige kleine, niedrige Weiden usw. Diese sehr zusammenhängende, aber niedrige Vegetationsdecke gibt diesen Bergketten, deren Kamm sie ganz bedeckt, nicht nur in der Nähe, sondern schon aus weiter Ferne gesehen einen ganz alpinen Charakter, so daß die



Abhang, den ich nicht anders als herabrutschend passieren konnte. Nun waren aber auch die Beschwerden beendet und ich stand auf dem breiten Riesbett der Fiumare di Cammare, die hinter dem Fort Gonzaga herum mich zur Stadt führte, in deren Tore ich erst wieder um 6 Uhr eintrat, als es schon völlig dunkel war. Ich hatte also zum Herabweg nur 2½ Stunden (allerdings niemals eigentlich gehend, sondern mehr springend und rutschend) gebraucht, ein Minimum, das so leicht niemand überbieten wird. Übrigens ist mir die sehr strapaziöse Tour ganz trefflich bekommen, und nachdem ich ein paar Tage halblahm (wie nach den ersten Touren im Frühjahr) war, bin ich jetzt wieder so munter und gesund wie die schönen Radiolarien, die ich mir alle Morgen im Hafen fische . . .

64.

Messina, 10. 2. 1860.

Heute habe ich Dir für zwei Briefe zu danken, meine liebe, gute Anni, da außer dem ordentlichen, am letzten Dienstag fälligen Briefe (vom 1. 2.) auch der langersehnte, vor 14 Tagen so sehr vermifste, nachträglich noch glücklich eingetroffen ist. Am 18. 1. von Berlin abgeschickt, war er richtig am 24. 1. hier eingetroffen, aber, wie meine hiesigen Bekannten richtig geargwöhnt, von der Polizei zurückgehalten und erbrochen worden. Die neapolitanische Regierung fürchtet nämlich jetzt wieder sehr den Ausbruch einer Revolution und läßt sehr nach den ausländischen Agenten suchen, welche denselben angeblich schüren sollen. Daher werden außer den Briefen an die Inländer auch viele Briefe an Ausländer vor der Ausgabe von der Polizei durchgesehen, um der angeblichen Wühlerei auf die Spur zu kommen. Bei den deutschen Briefen dauert nun aber diese Zensurdurchsicht sehr lange, da immer ein ganzes Kollegium gelehrter Mönche zusammengeholt werden muß, ehe er halbwegs entziffert werden kann. Und selbst dann, glaube ich, bleibt er ihnen doch noch ein Rätsel. In Deinem Briefe wenigstens müssen sie gar nichts Verdächtiges gefunden haben, da ich ihn nun nachträglich doch noch erhielt. Dieselbe schändliche Maßregel der Briefexamination ist auch schuld daran, daß wir die Briefe immer erst spät am Nachmittag erhalten, selbst wenn der Vapore schon in der Nacht vorher angekommen ist. Der ganze Briefbeutel wandert nämlich direkt vom Dampfschiff — nicht auf die Post, sondern auf die Polizei, wo alle Briefe sorgfältig durchgesehen und alle nur etwas äußerlich verdächtigen zurückgehalten und erbrochen werden . . .

Wann ich übrigens abreise, kann ich immer noch nicht bestimmen, da es wesentlich von dem Zufluß des Radiolarienmaterials abhängt, dessen Quelle mir so reichlich fließt, daß ich, seit ich Dir zum letztenmal darüber schrieb, (also im Februar bis jetzt) wieder zehn schöne, neue Tierarten entdeckt habe, mithin das Schock jetzt voll geworden ist. Ich hoffe aber sehr stark, es noch bis zum 100 zu bringen! Das wäre ein Triumph! Siehst Du, je mehr der Mensch bekommt, desto ungenügsamer wird er!

Du kannst denken, mit welchem Jubel ich heut Nr. 60 in das Verzeichniss meiner Entdeckungen eintrug! Ist doch das alles für meine Anni, und ist jeder Schritt, den ich hier glücklich tue, ein Schritt weiter zu unserer Vereinigung. Ende März denke ich aber doch mit dem Werk abschließen zu können und dann eile ich auf Flügeln in Deine Arme . . .

65.

Messina, 16. 2. 1860.

. . . Der glücklichste Tag — wahrscheinlich in wissenschaftlicher Beziehung der glücklichste für mein ganzes Leben — war der 10. Februar, wo ich, als ich früh wie gewöhnlich mit dem feinen Netz auf den Fang ausfuhr, nicht weniger als 12 (zwölf!!) neue Arten erbeutete und darunter die allerreizendsten Tierchen! Ein Glücksfang, der mich halb unsinnig vor Freude machte; ich fiel vor meinem Mikroskop auf die Kniee und jubelte dem blauen Meere und den gütigen Meeresgöttern, den zarten Nereiden, die mir immer so herrliche Geschenke schicken, innigsten Dank zu, versprach auch, recht gut und brav zu sein und, dieses Glückes würdig, all mein Leben dem Dienst der herrlichen Natur, der Wahrheit und Freiheit zu widmen. Dieser eine überaus glückliche Fang gab mir bisher volllauf zu tun, und ich bin mit Beschreibung und Zeichnung der herrlichen Wesen noch lange nicht fertig. Gestern früh fuhr ich auch wieder aus, um mir mein Geburtstagsgeschenk zu holen; doch schienen der alte Neptun sowohl als die aufmerksamen Nereiden, die dem rüstigen deutschen Jungen offenbar sehr gut sind, seinen Geburtstag gänzlich zu ignorieren; denn ich untersuchte den ganzen Tag viele hundert Wassertropfen ganz vergebens. Mißmutig wollte ich endlich am Abend die Mikroskope einsperren und dachte: „ein schlechter Schluß des reichen Lebensjahres! Nun aber noch ein Tropfen versucht!“ Und was sah ich? Kaum traute ich meinen Augen, ein so überaus herrliches Haliomma schwamm zwischen andern unnützen Infusorien herum, eine neue Art, schöner als alle andern! „Und nun noch einen letzten Tropfen!“ Da mußte ich vor Freude laut aufjubeln und in die Höhe springen: denn zwei neue, prächtige Arten, dazu das eine sogar eine neue Gattung, erfreuten den überraschten Blick. Das war denn doch noch ein Geburtstagsgeschenk. Und was für eins!! Damit sind nun 75! neue Radiolarienarten entdeckt und ich hoffe fest, wenn ich nur noch ein paarmal solch Glück habe, binnen kurzem die 100 voll zu machen. Ach Schätzchen, könnt' ich Dich nur einmal die Seligkeit mitempfinden lassen, die mich bei solchen prächtigen Freuden im Momente der Entdeckung beseelt, dieser laute, helle Jubel des beglückten Naturforscherherzens, der sich kaum mit etwas anderem vergleichen läßt. Ich kenne nur eine einzige, überselige Empfindung, die noch darüber geht, und das ist der Fund, den ich am 3. Mai 1858 gemacht habe und der denn doch dies alles aufwiegt!! Kennst Du den auch? . . .

Vorigen Sonntag wurde hier Messinas größtes Kirchenfest gefeiert,

nämlich die Erinnerungsfeier des furchtbaren Erdbebens, welches 1783 fast die ganze Stadt zerstörte und dessen Spuren noch überall sichtbar sind. Dabei wird denn auch der Brief gezeigt, den die heilige Jungfrau den Messinesen geschrieben hat und worin sie sie ihres besonderen Schutzes versichert. Ich hatte zufällig Gelegenheit, diese für Kultur- und Sittengeschichte wirklich interessante Komödie mit anzusehen. Ich hatte Sonntag früh eine Visite bei dem hiesigen Professor der Zoologie, Herrn Benoit, gemacht, einem ebenso gutmütigen und bescheidenen als unbedeutenden und kenntnisarmen Manne; als ich auf dem Rückweg den Domplatz passierte, fand ich die großen Flügeltüren weit geöffnet und das Innere des mächtigen Baues prächtig erleuchtet und geschmückt und mit einer Menschenmasse vollgepfropft, die bis auf die Straße hinausreichte. Ich arbeitete mich durch sie hindurch und gelangte durch ein Seitenpförtchen zu einem sehr guten Platz nahe dem Chor, von wo ich mich bald so weit durchdrängte, daß ich das ganze Possenspiel bequem überschauen konnte. Ich glaubte mich in die Mitte des vorigen Jahrhunderts oder noch weiter zurückversetzt. Das hohe Chor war vom übrigen dicht gefüllten Schiff der alten prächtigen (leider durch Zopf und sehr plumpe Reparaturen ganz entstellten) Basilika durch ein Spalier von Hellebardieren in fast mittelalterlichem Kostüm getrennt. Aber im Chor waren auf beiden Seiten Reihen erhöhter Thronessel errichtet; auf der einen Seite für die weltliche, auf der andern für die geistliche Obrigkeit. Dort saßen im Kostüm alter deutscher Ratsherren die Väter der Stadt, an ihrer Spitze der Gouverneur (Intendente); alle in weiten, violetten, goldverbrämten Talaren, mit mächtigen radförmigen, weißen, gefalteten Halskragen und ebensolchen Achselriegeln; hier auf einem erhöhten Thron der Bischof im prunkendsten Ornat und zu seinen Füßen ein Duzend anderer, wie Hanswürste zugepuzter Pfaffen, alle nach den Rangstufen geordnet. Ganz hinten, neben dem Hochaltar, thronte in einem prächtigen Goldsessel der Dalai-Lama, der Erzbischof, dessen greise, gebückte Gestalt Ehrfurcht hätte einflößen können, wenn diese nicht durch den Gedanken, daß er das Zentrum all dieses unwürdigen Schwindels sei, sich in Abscheu verwandelt hätte. Ich kam grade hin, als die Zeremonie eben angefangen hatte und sah ihr noch fast 2 Stunden zu. Ich habe zwar schon in Rom und Neapel starke Stücke von der ekelhaften Theaterposse gesehen, die sich als alleinseligmachende Religion gebärdet; indes, wie so vieles andere, erreicht auch dies, je mehr man nach Süden kommt, seinen Höhepunkt, und in Sizilien scheint deshalb vieles seine höchste Ausbildung zu erreichen, weil es überall öffentlicher, roher, plumper, gemeiner zutage tritt, so daß es auch dem weniger frei Fühlenden sogleich in die Augen springt. So übertraf denn auch dieser Fetischdienst alles, was ich bisher davon Ähnliches gesehen hatte. Das einzelne des unsinnigen, widerwärtigen Zeremoniells anzuführen, würde Euch zu sehr langweilen und anwidern; ich kann Euch nur versichern, daß ich

mich immer fragte, „ist denn so etwas im 19. Jahrhundert in Europa noch möglich?“ Jedenfalls kann es zu Luthers Zeiten kaum ärger gewesen sein. Unter anderm nur eines. Der Bischof wurde von den Unterbonzen Stück für Stück auf seinem Thron entkleidet, bis er zuletzt in einem großen, goldgestickten, weißen Chorhemd dastand. Dann wurde ihm vom Hochaltar, durch des Erzbischofs Segen geweiht, eine andere prächtige Kleidung gebracht, davon einzelne Stücke alle von den einzelnen Pfaffen und zuletzt von ihm selbst abgeküßt wurden. Dazwischen fiedelte die rauschende Musik von oben die lustigsten Tanz- und Opernmelodien und ein paar jüngere Bonzen krächzten mit heiserer Stimme von verschiedenen Kanzeln lateinische Gesänge herab. Eine andere Partie der Pfaffen spielte indessen auf ihren Thronsitzen eine so lächerliche Komödie, daß selbst die hochweisen Majestäten sich des Lachens kaum enthalten konnten. Und dazu nun diese widerwärtigen Pfaffengesichter, auf denen in ekelhafter Mischung Dünkel, Heuchelei, Unwissenheit, gemeine Sinnlichkeit und Genußsucht aufs unzweideutigste sich kundgaben und die durch liederliches Leben meist ihre Gesundheit ruiniert haben.

Ich suche solche Possen immer möglichst objektiv vom philosophisch-historischen Standpunkt aus zu betrachten; diesmal war der Schwindel aber so toll, daß mir doch mein ehrliches Naturforscherblut in allen Adern kochte und ich was darum gegeben hätte, hätte ich hinaufspringen und die elenden Schurken mit geballter Faust auseinandertreiben können. Den Höhepunkt erreichte der Unsinn um 12 Uhr mittags, wo unter des Dalai-Lama Segen der sogenannte Brief der heiligen Jungfrau gezeigt wird, alle Glocken geläutet, alle Kanonen gelöst werden und die gesamte gläubige Christenheit geraume Zeit auf dem Boden liegenbleibt und sich absegnen läßt. Ich stand jetzt vor dem hohen Chor so eingepreßt, daß ich nicht mehr hinaus konnte, und blieb nun, als alles wie mit einem Schlage sich kreuzigend zu Boden sank, fest und starr allein wie ein Baum stehen, zum Glück nicht ganz allein, denn hinten im Mittelschiff sah ich an einen Pfeiler gelehnt einen alten englischen Marineoffizier von der gestern erst angekommenen Fregatte, der seinen freien Nacken auch nicht diesem elenden Gaukelspiel beugen wollte. Ich muß gestehen, daß mir mein Herz mächtig schlug, und als sich alles wieder erhoben hatte, war es wohl gute Zeit, den Ausweg zu suchen; denn ich hörte wohl, wie das Gemurmel: „Hinaus mit dem Engländer, werft den Keßer hinaus!“ ringsum sich erhob, und an drohenden Mienen fehlte es auch nicht. Glücklicherweise sind die Sizilianer, wenn auch noch so fanatisch und mit grimmigen Worten prahlend, wenn es zum Handeln kommt (falls es nicht hinterlistig geschehen kann), sehr feig und wagen namentlich einen Engländer (wofür ich hier gewöhnlich gehalten werde) nicht anzurühren. Ich bahnte mir also mit Hilfe meines Hammerstockes, dessen erhobener Griff immer einen ganz gewaltigen moralischen Effekt hervorbringt, glücklich durch die drängende Masse einen Ausweg. Aber erst glücklich draußen angelangt,

atmete ich wieder frei auf. Ich eilte an meinen herrlichen freien Meeresstrand, wo ich der heiligen, hehren Natur meinen alten Schwur erneuerte, mein ganzes Leben in ihrem Dienste und ihrer Erforschung zum Kampf gegen diesen sogenannten christlichen Kultus, gegen diese schändliche Verhöhnung der edlen Vernunft, daranzusetzen.

Das non plus ultra allerchristlichsten Unsinn's findet hier in Messina übrigens am 15. August statt, wo ein anderes großes Marienfest, die sogenannte Vaga, gefeiert wird. Da wird vom einen Ende der Stadt zum andern, bis zum Dom hin, von vielen hundert Menschen, an Stricken, auf Schlittenkufen ruhend, ein ungeheures turmähnliches Gerüst geschleift, welches bis in den zweiten Stock der Häuser reicht und an dessen Balken gegen 50 kleine Kinder, frei in der Luft schwebend, angebunden hängen. Die Hälfte derselben stirbt gewöhnlich infolge dieses Martyriums, viele oft unmittelbar nach der Prozession; diese werden dann beneidet und von allen selig gepriesen, da sie nach dem allgemeinen Volksglauben einen der ersten Plätze im Himmel erhalten. Namentlich gilt dies von dem kleinen Mädchen, das auf der Spitze des Turmes steht und die heilige Jungfrau selbst vorstellt. Dies geht fast immer dabei zugrunde. Aber alle Eltern wetteifern, für ihre Kleinen diesen höchsten Ehrenplatz zu erlangen. Als ich diese Geschichte zum erstenmal erzählen hörte und eine Abbildung davon sah, hielt ich alles für Erfindung oder mindestens Übertreibung. Allein jetzt haben mir alle Deutschen, die die Sache selbst jedes Jahr mit ansehen, ganz dasselbe darüber mitgeteilt, und die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit! O 19. Jahrhundert! Zeitalter der Naturwissenschaft!! Was würde ein alter Grieche zu diesen unwürdigen, widerwärtigen Götzendienern sagen, die sich so hoch erhaben dünken! Wie schön erschien mir dagegen der poetische Polytheismus der Alten! Wieviel menschlicher, schöner, edler war die hellenische Mythologie! —

Indes wenn auch mein Naturforschersinn in wildem Grimme sich gegen diese Herabwürdigung der menschlichen Vernunft bäumt, so gibt sie ihm zugleich doch auf der andern Seite Veranlassung, nur um so eifriger und getreuer meinem hohen Ziel mit allen Kräften nachzustreben, auch mein Scherflein zum Ausbau der hohen Naturwissenschaft beizutragen, durch welche allein Aufklärung und Bildung und damit Wohlstand und Freiheit, die höchsten Güter der Menschheit, erreicht werden...

66.

Messina, 29. 2. 1860.

Heut ist wieder ein prächtiger Glückstag, der mich mit drei schönen, neuen Radiolarien beschenkt und damit die Zahl der neuentdeckten Arten auf 90 gebracht hat, und da ist es denn wohl nicht mehr als schuldige Pflicht des Danks gegen die gütigen Nereiden, die den deutschen Naturforscher-Liebling mit so überreichen Geschenken erfreuen, daß ich Euch endlich einmal etwas Näheres über meine Lieblingsstudien und über die reizenden

Seegeschoßchen mittheile, die mir diesen Winter in Messina, trotz der schmerzlichen Entbehrung des Liebsten, zu einem der glücklichsten und fruchtbarsten meines Lebens machen. Nicht allein daß von dem Erfolg dieser Arbeit zum größten Teil das Gelingen einer glücklichen Zukunft, der Gewinn einer sicheren Lebensstellung abhängt, nicht allein daß sie mir in diesem Winter im Exil eine unerschöpfliche Quelle der reichsten und edelsten Freuden gewesen ist, nein, auch in anderer Beziehung kann ich dem gütigen Geschick nicht dankbar genug sein, welches mir grade dieses Glückslos zugeworfen hat. Denn erst durch das Vollbringen dieser Aufgabe habe ich mir selbst den Beweis geliefert, daß ich mit Recht hoffen darf, auf dem kühn betretenen Gebiet freier Naturforschung glücklich fortzuschreiten, und daß ich unter günstigen Umständen in der That fähig bin, etwas Ordentliches zu leisten, woran ich vorher nie glauben konnte. Hielt ich mich doch früher für ein gänzlich unnützes Geschöpf, das besser im Urwalde verwilderte, als unter Menschen ein fruchtloses Dasein fristete — erst jetzt weiß ich, daß ich denn doch noch zu etwas brauchbar bin und daß ich meinen herrlichen Naturforscherberuf mit Mut und Hoffnung weiter verfolgen darf, daß ich hoffen darf, auch einen tüchtigen Stein zu dem wunderherrlichen Prachtbau der modernen Naturwissenschaft zu liefern, die sich jetzt so kühn und stolz auf den Trümmern gestürzter Vorurteile und abgetaner Verdunkelung erhebt und allein bestimmt ist, Freiheit, Glück und Reife dem ganzen Volk zu bringen und es von den Fesseln der Knechtschaft zu erlösen, in denen es Fürsten und Priester vergeblich niederzuhalten bemüht sind. Gewiß wäre schon diese volle Entwicklung meines selbständigen Naturforscherbewußtseins allein die ganze Reise, all die Entbehrungen und Mühen wert — und dieser glückliche Erfolg erfreut mich um so mehr, als ich in der That grade beim Beginn meiner Arbeiten am wenigsten auf einen solchen hoffen konnte. Wie düster, trost- und freudlos erschien mir damals, als ich die herrliche erste Hälfte der Reise, den Künstlertraum mit meinem lieben Freunde Allmers abschloß, der hereinbrechende Winter, wie schwarz sah ich in diese nächste Zukunft und was hätte ich darum gegeben, wenn ich ihr auf irgendeine Weise hätte ausweichen können. Und jetzt, wie anders ist das alles gekommen! Um keinen Preis möchte ich jetzt diesen kostbaren Winter missen, der erst voll und wahr die Wiedergeburt meines ganzen inneren Menschen vollendet hat, die in dem ersten, an den großartigsten Kunst- und Naturgenüssen so überreichen Teil der Reise so glücklich angebahnt war.

Man hat mir so oft gesagt, ich sei ein wahres Glücks- und Sonntagskind, und nie habe ich's glauben wollen; jetzt, wo mir die ganze Fülle meines allseitigen Glücks immer klarer vor Augen tritt, wo ich zum erstenmal voll Mut, Hoffnung und bestimmter Zuversicht in das Leben hinaustreten kann, jetzt möcht' ich's beinahe selbst denken. Denn gewiß hätte ich in dem ganzen weiten Gebiet der mir offenstehenden Naturforschung auch beim angestrengtesten Suchen kein passenderes Thema für meine

größere Arbeit finden können, als grade das, welches mir der glückliche Zufall hier in die Hände gespielt hat. Es ist eine Arbeit, die grade wie für mich geschaffen ist und die manche ideale Träume meiner ersten Studentenjahre, wo ich zum erstenmal dies Gebiet betrat, zur vollen Wirklichkeit gebracht hat. Und dann konnte ich gewiß auch keinen andern Gegenstand im weiten Gebiet der Zoologie und der vergleichenden Anatomie finden, der grade jetzt meinen so vielfach neu angeregten Streben eine passendere Nahrung gegeben hätte. Die Beschäftigung mit meinen Radiolarien, die nun schon über 4 Monate alle meine Zeit und Kräfte fast ausschließlich in Anspruch genommen hat, ist in der That von Anfang bis zu Ende, von dem Fangen der Tierchen bis zu dem letzten Bleistrich an der Zeichnung und Beschreibung, so überaus anziehend und lohnend, so eigentümlich und interessant, so poetisch und genußreich, daß man diese Beschäftigung eigentlich nicht Arbeit und Anstrengung, sondern Freude und Genuß nennen darf. Wenigstens ist sie das und wird es tagtäglich mehr für mein Auge und meinen Sinn. Zugleich weicht sie auch so vielfach von den gewöhnlichen zootomischen Arbeiten ab, daß es schon darum der Mühe verlohnt, sie etwas mit anzusehen.

Zuerst also gleich der Fang! Die Tierchen sind sämtlich fast (mit nur wenigen Ausnahmen) mikroskopisch klein, also dem unbewaffneten Auge unsichtbar oder höchstens als feinstes Pünktchen wahrnehmbar. An einen Fang derselben durch die Fischerknaben, die sonst die deutschen Zootomen immer mit dem reichsten Material versorgen, ist also nicht zu denken; will der Naturforscher die süße Beute erobern, so muß er selbst aufs Meer hinaus und sich von den holden Meergöttinnen die ersehnten Geschenke rauben. Das ist denn auch täglich mein erstes Geschäft, womit ich des Tages Lust und Mühe eröffne. Sobald die ersten breiten, roten Streifen des jungen Morgenrots drüben über den kalabrischen Gebirgen aufdämmern, tritt schon der alte Marinar in mein Zimmerchen, der mich in seinem Boote auf die blaue Spiegelfläche des Hafens hinausfährt. Es ist ein origineller, treuherziger, alter Bursch namens Domenico Nina, welcher schon alle deutschen Naturforscher, die jemals in Messina gefischt haben, herumgefahren und auch von vielen Zeugnisse seines guten Betragens erhalten hat (z. B. von Troschel, Sandael und Lovèn), wie wir ihm denn bei unserer Abreise auch ein solches versprochen haben. Er trägt nun die beiden Eimer und die zwei feinen Netze hinüber und ich folge ihm mit einer kleinen Gläserbatterie nach. Unsere Fahrt dauert meist 1—2 Stunden und bleibt gewöhnlich auf die engere Gegend des Hafens beschränkt. Dieses enge, runde, nur nach Norden durch ein schmales Thor geöffnete Sichelbecken des Hafens von Messina ist wohl der an Seetieren, an den schönsten und seltensten Geschöpfen reichste Ort, den das ganze Mittelmeer aufzuweisen hat. Es beruht dies auf einer ganz eigentümlichen lokalen Einrichtung, welche alle Schätze nicht nur der Meerenge, sondern auch des ganzen, die Insel rings umspülenden Meeres hier auf engstem

Räume massenweis zusammenführt. Das ist die sogenannte „rema“ oder der „corrente“, d. h. eine Strömung, die ganz regelmäßig in bestimmten Perioden das Wasser der Meerenge in den Hafen hineintreibt und wieder ausführt. Es ist ein Rest der im Mittelmeer sonst wenig merk- baren Ebbe und Flut, übrigens noch nicht hinlänglich aufgeklärt und jedenfalls durch besondere Lokalverhältnisse ganz eigentümlich modifiziert. Dahin gehört besonders die eigentümliche Küstenformation beider Ufer der Meerenge, zumal der lange Landarm, welcher in sichelförmiger Bie- gung des Hafens größte Weite von Osten umgreift. Durch diesen wird gewissermaßen eine Fangtasche, ein Blindsack gebildet, durch welchen die vom Strom, besonders bei günstigem Nordwind, massenweis in den Ha- fen geführten Tierscharen gefangen und darin zurückgehalten werden. In dieser Nordostecke, unmittelbar zwischen dem dort postierten Fort Sal- vatore, wo an einem flachen Sandbord die beschädigten Schiffe aus- gebessert werden, finden sich denn auch die größten Massen der Tiere oft so millionenweis angehäuft, daß jedes geschöpfte Glas eine ganze Prä- paratensammlung liefern würde. Der periodische Corrente hat aber auch noch einen andern, den Tierchen besonders günstigen Einfluß auf den Hafen; er spült und wäscht denselben nämlich alltäglich aufs sauberste aus, führt allen gewöhnlichen Hafenschmutz weg und hält beständig eine frische Fülle reinsten und klarsten Seewassers im Hafen, der außerdem noch durch seine bedeutende Tiefe und seine vor allen Winden geschützte Lage einen besonders sicheren und angenehmen Wohnort bildet.

Die Radiolarien sind sämtlich ausschließlich pelagische Tierchen, d. h. sie leben nur schwimmend auf der Oberfläche des tiefen Meeres, von der sie nur auf kurze Zeit schwinden, wenn heftige Wellenbewegung und Sturm sie nötigt, sich in einige Tiefe herabzulassen. Dieser Umstand er- leichtert ihren Fang sehr, ja, macht ihn eigentlich allein möglich. Man fischt sie nämlich von der Oberfläche, von der sie jeden Quadratfuß zu Hunderten bedecken, mittelst des feinen Mullnetzes weg, eine Methode, die zuerst von Johannes Müller mit dem größten Glück zum Fang aller pelagischen Tiere in weitestem Umfang angewandt wurde und welche die überraschendsten Blicke in eine ganz neue Welt reichsten tierischen Lebens eröffnet hat. Während die Barke durch schwachen Ruderschlag langsam fortbewegt wird, hält man das Netz beständig halb eingetaucht und filtriert so gleichsam eine große Menge Seewasser durch. Von Zeit zu Zeit wird dann das Netz herausgenommen, umgekehrt und der nach außen gewendete Innenteil ausgespült in dem mit Seewasser gefüllten Glas und Eimer, wo dann die in den Maschen hängengebliebenen fein- sten Geschöpfchen wieder frei werden und zu Boden fallen. Dieser Boden- satz in den Gefäßen, von dem das überstehende geklärte Wasser nachher zu Haus abgossen wird, ist nun eine ganz unerschöpfliche Quelle der reichsten und merkwürdigsten Naturgenüsse, indem er eine Unmasse der merkwürdigsten und interessantesten Geschöpfchen, besonders aber Lar-

von aller Art, enthält, ja, zuweilen ganz allein daraus zusammengesetzt ist. Johannes Müller hat aus dieser herrlichen Fundgrube viele Jahre hindurch unendlichen Stoff zu den schönsten Untersuchungen geschöpft. Auch die verschiedenen Radiolarien sind nun in diesem sogenannten Mulder fast immer massenweis vorhanden; allein trotzdem sind sie, da man nichts mit ihnen anzufangen wußte, eigentlich erst seit 10 Jahren lebend bekanntgeworden, obwohl schon vor 20 Jahren Ehrenberg eine große Anzahl Kieselpanzer von fossilen Arten (in der Mikrogeologie) abgebildet hat.

Ist nun schon diese pelagische Fischerei selbst, besonders bei schönem Wetter, wo die reiche südliche Natur rings um den Hafen im herrlichsten Glanze strahlt, eine überaus anziehende Beschäftigung, so ist das Herausfischen der kleinen Geschöpfchen aus dem dicken Mulder in den Gefäßen noch eine viel feinere, saure Arbeit. Messer und Pinzette, Nadel und Schere, die sonst bei den meisten anatomischen Arbeiten unentbehrlich sind und einem oft viel Ärger verursachen, ruhen hier gänzlich im Kasten, da natürlich die unsichtbaren Tierchen auch ungreifbar sind. Um ihrer überhaupt habhaft und ansichtig zu werden, ist es nötig, Tropfen für Tropfen genau zu untersuchen, wobei denn freilich oft auf 1000 Nieten nur ein Gewinn kommt, während andre Male, wie heute und wie am Silvester, auch wohl mal drei Gewinne ein Glückslos krönen. Diese Durchmusterung geschieht nun, indem man die Tropfen aus dem Grunde des Glases mittelst einer Pipette (eines saugenden Glasröhrchens) heraufholt und unter schwache Vergrößerung bringt. Als einziges Instrument dienen außerdem nur noch zwei feinst zugespitzte Holzstäbchen, mittelst deren feinsten Haarspitze man verwickelte und gemischte Präparate isolieren und auch auf andere Gläser übertragen kann. Oft muß man auch sehr vorsichtig unter dem Mikroskop das Tierchen damit zu stoßen und nach verschiedenen Seiten zu drehen suchen, um die Form vollständig zu übersehen. Ist nun das kleine Wesen so isoliert und für das große Mikroskop präpariert, so beginnt eigentlich erst die Hauptfreude und die Hauptarbeit, das Zeichnen und Beschreiben, ebenfalls wieder eine sehr subtile und klügelige Sache, da meist allerlei feine Manipulationen nötig sind, um sich ein vollständiges richtiges Bild von den meist ziemlich komplizierten Formen zu verschaffen und festzuhalten. Die überaus reizenden Formen der Tierchen selbst will ich nicht versuchen, Euch zu beschreiben, da Ihr dadurch doch keine völlige Vorstellung davon erhalten werdet. Meine Abbildungen werden Euch schon erfreuen. Nur einiges Allgemeine! Der Körper besteht aus einem harten und einem weichen Teil; ersterer ist das Kieselskelett, letzterer eine meist kugelige, kleine, runde Kapsel, von deren Umfang nach allen Seiten viele hundert äußerst feine Fäden ausstrahlen, mittelst deren sich die Tierchen bewegen und ernähren. Das Kieselskelett bildet meist einen äußerst zierlichen, schönen und regelmäßig modellierten, glashellen Panzer, dessen ungemein mannigfaltige Form fast allein die Gattungen und Arten unterscheiden hilft. Der gemeinjame

Grundtypus aller ist strahlig, so daß von einem gedachten oder realen Mittelpunkt zahlreiche gleiche Teile ausgehen. Die meisten Panzer sind sehr niedlich netzförmig durchbrochen, viele höchst kunstreich und fein gegittert, mit vielen Stacheln, Borsten und Anhängen. Die einfachsten Formen sind Stachelsternchen (Acanthometren) und netzige Hohlkugeln (Collospären). Durch Ausziehen nach verschiedenen Richtungen erhalten aber diese zierlichen Gehäuse die allerwunderbarsten Formen von einem Helm, Turm, Glocke, Kugel, Röhrenstern, Windmühle, Fenster usw. Die Lebenserscheinungen sind nur sehr einfach und dabei sehr schwierig zu beobachten, da die Tierchen äußerst empfindlich gegen alle äußern Einflüsse, schon durch die Berührung mit dem Glas und Netz, sind und unter dem Mikroskop kaum einige Minuten lebend erhalten werden können.

Zum Zeichnen bediene ich mich durchgängig der Camera lucida, da die Formen alle genau mathematisch bestimmt sind und also auch mit mathematischer Treue wiedergegeben werden müssen, besonders was die Größe der Winkel und das relative Verhältnis der einzelnen Teile betrifft. Viele Strukturverhältnisse sind so fein, daß sie nur mit Hilfe der stärksten Vergrößerungen und des schief durchfallenden Lichts erkannt werden können.

Schon an sich sind die meisten Formen so schön, daß sie jedem Naturforscher die größte Freude machen müßten; dazu kommt nun noch die Schwierigkeit ihres Herausfindens und ihrer Behandlung, welche das Interesse doppelt erhöht. Für mich erhält sie aber noch besondern Reiz durch die liebe Erinnerung an das genußreiche Studium der niedersten Pflanzenformen, der Algen und Moose, deren kaum minder zierliche Formen, in vieler Beziehung verwandt, mich in meinen ersten Studienjahren so unendlich ergöhten. Freilich ist das Vergnügen jetzt noch ungleich größer, wo die Arbeit immer im Hinblick auf ein festes, vollauf lohnendes Ziel betrieben wird und wo außerdem mehr als die Hälfte der gefundenen Formen ganz neu ist und also zuerst von mir gesehen, beschrieben, gezeichnet und getauft wird. Abgesehen von den vielen, von Ehrenberg beschriebenen Panzern der fossilen Arten, welche meist oder alle nicht mehr lebend vorzukommen scheinen, sind bisher nur von Joh. Müller und Claparède lebende Radiolarien beschrieben worden, von ersterem in seinem Fundamentalwerk „Über die Thalassicollen, Polycystinen und Acanthometren des Mittelmeers“, welches jetzt mein Evangelium hier ist, das ich schon halb auswendig kann. Er stellte darin zuerst die Grenzen der ganzen Klasse fest (Radiolarien oder radiäre Rhizopoden, als eine Hälfte der Rhizopoden; die anderen sind die Polythalamien) — und beschrieb 50 Arten, in den letzten 3 Jahren seines Lebens auf drei Reisen ans Mittelmeer beobachtet. Hoffentlich erreiche ich in den nächsten Tagen das Doppelte dieser Zahl und kann dann im höchsten Grad befriedigt und glücklich meine Untersuchungen schließen . . .



noch zwei Briefe von mir bekommen, da ich meinen auf den 1. April (Palmsonntag) festgesetzten Abreisetermin beizubehalten gedenke. Seit mich diese Gedanken beschäftigen, ist es mit der gewöhnlichen Arbeitsruhe und Sitzausdauer ganz vorbei und ich träume von nichts als Wiedersehen und schaue sehnsuchtsvoll nach Norden auf die blaue Fläche, die mich nun bald wieder meinem Liebsten auf der Welt zuführen soll. Wären die letzten 8 Tage nicht wieder so reich an Entdeckungen gewesen, so hätte ich kaum noch die Geduld gehabt, die Arbeit weiter zu führen. Glücklicherweise war sie aber äußerst lohnend und gestern, am 9. 3., war der Glückstag, der die ersehnte Hekatombe der Radiolarien nicht nur voll machte, sondern, indem ich nicht weniger als drei Tierchen, darunter zwei neue Gattungen entdeckte, die Zahl der neuentdeckten Arten auf 101 gebracht hat! Du kannst Dir meinen Jubel denken und teilst gewiß mit mir die unbändige Freude. Muß Dir doch auch der Gedanke wohl kommen, wie diese Glücksfunde, abgesehen von dem wissenschaftlichen unaussprechlichen Genuß und der riesigen Freude, die sie mir an sich bringen, auch mächtig für unsere Zukunft arbeiten und uns dem heißersehnten Ziel aller unserer innigsten Wünsche näher führen helfen. Ich bin nur neugierig, was Du zu meinen allerniedlichsten und formenschönsten Kiesel-tierchen für ein Gesicht machen wirst!

Die Resultate des letzten Arbeitsmonats sind übrigens so überraschend reichlich und so noch ganz unvermutet lohnend ausgefallen, daß ich bei weiterem Forschen gewiß noch auf sehr viel glückliche Ausbeute rechnen dürfte und, wenn Du mich nicht mit gar zu mächtigen Sehnsuchtsbanden heimzöggest, mich nicht bedenken würde, meinen Aufenthalt hier zu verlängern. Denn diese außerordentlich glückliche Gelegenheit kehrt nie wieder, und was auch später einmal Gegenstand meiner Untersuchungen werden sollte, nie werde ich ein Objekt finden, welches mir soviel Freude machen und grade meinen speziellen Lieblingsneigungen so entsprechen wird. Könnte ich noch ein paar Monate hier fortarbeiten, so würde ich vielleicht die Zahl der neuen Entdeckungen noch auf 150 und mehr bringen können, besonders wenn ich noch mit dem Mikroskop nach Catania gehen würde, wo zu vermuten ist, daß die Radiolarien wegen des größeren Reichtums des Meeres an aufgelöster Kieselsäure noch eine größere Formenmannigfaltigkeit entwickeln werden. Daß dies nun nicht geschieht und die Welt um diese schönen Funde ärmer bleibt, daran bist Du schuld, kleiner Strich . . .

69.

Messina, 24. 3. 1860.

Das also wäre wirklich der letzte Gruß aus dem schönen Messina, mein lieber, bester Schatz! Ein Gedanke, der so viele und so widerstrebende Empfindungen in mir wachruft, daß ich viele Bogen beschreiben müßte, wollte

ich sie Dir alle auseinandersetzen. Alle andern Gedanken und Strebungen werden freilich von einem einzigen weit übertroffen, ja, ganz in den Hintergrund gedrängt, und das ist der eine selige Gedanke des glücklichsten Wiedersehens, so erhaben und reich, so beglückend und innig, daß ich nichts von allen bisherigen Erlebnissen dem einen an die Seite zu setzen wage. Ja, ich kann diesen glückseligen Gedanken, mein Liebstes, Bestes auf der Welt bald wieder zu besitzen, in der beseligenden Nähe meiner süßen Braut Ruhe und Frieden zu finden, den heißesten Sehnsuchtswunsch langer, banger  $\frac{5}{4}$  Jahre erfüllt zu sehen, ich kann diesen glückseligen Gedanken, der mich Tag und Nacht beständig beschäftigt, nicht ausdenken, ohne daß alle meine Sinne in einen süßen Taumel geraten und die übervolle Brust in ein lautes Jauchzen ausbricht, welches der ganzen Natur meine Glückseligkeit mitteilen soll. Schatzchen, wie werden wir nur das übergroße Glück des seligsten Wiedersehens ertragen können. Ich stelle mir immer vor, daß mir alle Worte fehlen werden, um die Überfülle innigster Gefühle auszusprechen. Ein einziger seliger Kuß wird da die beste Sprache sein! . . .

Die verflossene letzte Woche war noch viel unruhiger und ungemüthlicher als die vorletzte, in welcher ich alle Sammlungen von Tieren auspacken, ordnen, bestimmen und wieder hatte einpacken müssen. Dagegen kam nun in dieser Woche das Verpacken all der einzelnen Gläser (gegen 200) in die Kisten, das Packen der andern Kisten mit trocknen Präparaten und mit den Schätzen der ganzen italischen Reise, und endlich das Fortschaffen all dieser Sachen. Das kostet hier, wo alles nur sehr schwierig und um so mehr Geld als bei uns zu haben ist, viel mehr Zeit, Mühe und Geld, als man sich bei uns träumen läßt, und Ärger habe ich dabei fast mehr als auf der ganzen Reise durch Sizilien gehabt. Dazu kam noch der schlimme Umstand, daß das alles auf meiner Stube geschehen mußte, in der ich auch schlafen mußte. Die anatomischen Präparate, die ich für Bonn, Jena und Helsingfors gesammelt hatte, hatten aber, mehrere Tage frei daliegend, die Luft so verpestet, daß sowohl Dr. v. Bartels und Ehlers, die mir dabei geholfen hatten, als ich selbst sehr unwohl wurden und heftiges Kopfweh, große Mattigkeit und leichtes Fieber bekamen. E. liegt noch zu Bett. Dr. v. B. und ich haben uns vorgestern nach Fortschaffung all des Zeugens durch eine strapaziöse Fußtour in die Berge wieder ganz munter gemacht. Meine Stube sah diese 12 Tage hindurch wie das leidenschaftige Chaos aus, und ich atmete nicht eher wieder frei auf, als bis endlich alles fort war. In welchem Umfange ich gesammelt und demgemäß auch zu packen hatte, könnt Ihr daraus abnehmen, daß ich, obwohl ich unter beständiger, sehr brauchbarer Hilfe des guten Dr. v. B. diese ganzen 12 Tage vom Morgen bis zum Abend packte, doch erst vorgestern ganz fertig wurde. Zuletzt hatte ich nicht weniger als zwölf volle Kisten beisammen; davon gehen zwei an das anatomische Bonner Museum, eine an das Jenenser, eine an das Berliner zoologische Museum, drei an All-

mers (eine mit Wein, eine mit Mineralien, eine mit Kunstfachen), fünf an mich selbst, davon zwei allein ganz mit Gläsern gefüllt . . .

Nun noch einen letzten Abschiedsgruß aus dem schönen Sizilien Euch, liebe Alten, und Dir, bester Herzensschatz. Dir, lieber Vater, herzlichsten Dank, daß Du mir 14 Tage in Paris erlaubt hast. Etwa Karfreitag denke ich in Paris einzutreffen, von wo Ihr zu Ostern den nächsten Brief erhaltet . . .

70.

Paris, 6. 4. 1860.

Glückauf, Glückauf, mein liebster Herzensschatz! Das wäre also der erste Gruß wieder auf dem europäischen Festlande, den ich Dir so innig und tiefempfunden zusende, daß ich meine, Du müßtest es wissen, wie glücklich es mich macht, Dir auf einmal um ein paar hundert Meilen näher gerückt zu sein . . . Als ich heute auf dem Südbahnhof ankam und die Omnibus stehen sah, die die durchgehenden Passagiere auf den Nordbahnhof nach Bruxelles, Cologne, Berlin! — beförderten, war ich in der That schwankend, ob ich nicht doch noch durchreisen und auf Dampfesflügeln Dir in die Arme eilen sollte . . .

Seitdem ich Dir wieder so viel näher bin, mein liebster, bester Herzensschatz, ist mir fast zumute, als wärst Du mir neugeschenkt, und der glückselige Moment des Wiedersehens, der mir in Sizilien so fern und umschleiert vorlag, liegt nun auf einmal so nahe und klar, so wonnig und lebendig vor meinen Blicken, daß ich das ungeduldige Herz kaum mehr bezwingen kann und je eher, je lieber in Deine offenen, warmen Arme fliegen möchte. Nur der Gedanke, daß ich Paris doch vielleicht nie wieder zu sehen bekäme, und daß mich dies dann ewig reuen würde, vermochte mich doch noch, hierzubleiben und nicht dem Durchreisegelüste nachzugeben . . . Doch nun höre von meiner Reise! Meine letzte Woche in Messina, die letzten 8 Tage des März, waren noch recht dazu angetan, mich all das viele Schöne und Gute, was ich dort den Winter über genossen, noch einmal recht angenehm und warm empfinden zu lassen. Das anhaltende Regen- und Sturmweather, das die vorhergehenden 14 Tage in beständigem Kampfe des Boreal und Sirocco gewütet, wich in den letzten Märzwochen einem warmen, wonnigen Frühlingweather, das mich alle Reize des südlichen Frühjahrs recht lebendig empfinden ließ, freilich aber noch viel mehr die Vorfreude auf den ungleich reizenderen nordischen Frühling erweckte, der mich daheim bei meiner schönsten Blume erwartet. Ein paar dieser köstlichen Tage habe ich denn auch noch recht genußreich benutzt. Freitag, 23. 3., machte ich mit dem Botaniker von Messina, Professor Giuseppe Seguenza, einem sehr guten Kerl voll strebsamen Eifers und voll Verehrung und Respekt vor den deutschen Gelehrten, eine botanische Exkursion in die Bocchetta, eine sehr wilde, zerrissene Fiumare, die sich zwischen Fort Gonzaga und Castellaccio in das

Gebirge hinaufzieht. Wir fanden eine sehr schöne und seltene, nur bei Messina vorkommende Kaiserkrone, *Fritillaria Messinensis* — eine hübsche blaue Orchis (*longicornis* — unserer *Morio* ähnlich) und ein prächtiges, großblumiges, blaues Veilchen (*Viola gracilis*), von welchem letzterem ich meinem lieben, treuen, blauäugigen Liebchen ein paar Blüten als letzten Frühlingsgruß von der hesperischen Insel diesem Brief beilege.

Samstag, 24. 3., schwelgte ich den ganzen Tag in italischen Pflanzenschätzen, indem ich Herrn Seguenza von der bei Neapel gesammelten reichen Ausbeute Dubletten mitteilte und dafür von ihm ein sehr schönes und reiches Herbarium der Provinz Messina eintauschte, viele seltene und schöne Sachen.

Sonntag, 25. 3., hatte die deutsche Kolonie ein Picknick in Galati, einer 2—3 Stunden entfernten Fiumare im Süden (gegen Taormina hin) veranstaltet. Der Weg dahin wurde zu Esel gemacht, und diese Eselkavalkade (über 30 Herren und Damen) gehört zu den komischsten Erinnerungen meiner Reise. Ihr dürft dabei nicht an unsere deutschen Esel denken! In den sizilischen Eseln glüht das stolze Feuer des Südens (vielleicht auch das Bewußtsein ihrer klassischen Ahnen!), und wenn sie einmal im Gang sind, laufen sie so gut ihren Galopp wie unsere muntersten Pferdchen. Der Anführer des malerischen Zuges war Herr Kamp auf seinem Musteresel, der fast beständig galoppierte, und sobald sich dieser in Galopp gesetzt hatte, fing auch die ganze übrige Bande an, aus Leibeskräften zu galoppieren. Die ganze Szene und die dazu gehörigen Abenteuer der buntgemischten Gesellschaft waren so hochkomisch, daß wir fast in einem Lachen blieben und oft Mühe hatten, uns in den Sätteln zu erhalten. Auch sonst war die Partie höchst vergnüglich, vom schönsten Wetter begünstigt und daher reich an Naturgenuß...

Montag, 26., und Dienstag, 27., war ich so kreuzlahm von dem ungewohnten mehrstündigen Galoppieren, und alle Glieder waren so zerschlagen, daß ich ruhig zu Haus blieb und noch zum letzten Male mich meiner Radiolarienschätze erfreute. Erst Mittwoch, 28. 3., war ich wieder mobil und benutzte den prächtigen Tag, um denn endlich einmal hinaus zu gehen und meinen längstgehegten Vorsatz auszuführen, mir ein paar meiner Lieblingspartien in Aquarell mitzunehmen. Ich wanderte zuerst nach der schönen Eremitage von Trapani, kletterte dann über ein paar steile Gebirgrücken und durch ein paar sehr wilde Schluchten in die Fiumare S. Michele hinab, in deren Grunde hoch oben eine alte, sarazenisch-normannische Kirche steht, *Abbadiazza* oder *S. Maria della Scala* genannt, freilich nur eine Ruine, aber so malerisch schön und eigentümlich, überall von dichtestem Grün umwuchert und durchweht, dazu bis an die Säulenknäufe herauf mit dem Riesgeröll des Flußbetts erfüllt, daß die seltsame Szenerie wohl eines Gedichtes wert wäre, in dem man aus dem Lose dieses Gebäudes das der ganzen katholischen Kirche voraussagen könnte. Die Beleuchtung war an diesem Tage überaus

prächtigt, und spät am Abend zurückkommend, genoß ich noch von dem nah vor der Stadt gelegenen „Kapuzinerberg“ den prächtigen Blick auf Meerenge, Stadt, Hafen und kalabrische Küste. Donnerstag, 29. 3., machte ich noch einige mikroskopische Präparate, sah mir noch einmal als Abschiedsgruß lebende Radiolarien an und packte dann den ganzen Beobachtungsapparat sehr befriedigt zusammen. Auch die Mikroskope, die nun bald ein halbes Jahr lang keine Ruhe gehabt hatten, wanderten in ihre Bettchen zurück. Nachmittag 5 Uhr ging ich mit dem Dr. v. B. und den beiden Lüneburger Zoologen zu Sarauws, wo zu Ehren meines Abschiedes ein sehr glänzendes Diner arrangiert war. Auch Peters und Herr Klostermann waren dort. Das wird wohl das glänzendste Diner sein, das mir je zu Ehren gegeben wird, so üppig und reich und dabei so nett und freundlich, daß ich ordentlich beschämt wurde über all diese unverdiente Auszeichnung. Vom edelsten Sizilianerwein haben wir nicht weniger als acht Sorten gekostet und dazu noch Champagner, Château d'Yquem und was weiß ich alles für Herrlichkeiten. Zum Schluß kam eine große Torte, auf der ein hoher Aufsatz aus versilberten Tieren und Pflanzen prangte. Dazu brachte Herr Sarauw mein Wohl in sehr herzlichen Worten aus, wogegen ich nachher die deutsche Kolonie in Messina leben ließ. Fast noch bis Mitternacht blieben wir sehr vergnügt beisammen...

Samstag, 31. 3., endlich machte ich alle die Abschiedsvisiten, was bei der großen Anzahl ziemlich den ganzen Tag ausfüllte. Abend war ich zum letztenmal bei Herrn Klostermann. Dann wurden alle dienstbaren Geister abgelohnt, die sich auch in die kümmerlichen Reste meiner Reisegarderobe brüderlich teilten. Mit Ausnahme des wenig gebrauchten, schwarzen Gala-Anzuges besteht dieselbe wesentlich nur noch aus einem braunen, verschiedentlich hell geschleckten Winterrock und aus einer Sommerhose, die bald mehr gelb, bald mehr grau, bald mehr grün aussieht, übrigens aber durch zahlreiche Flicker fast in Karrees geteilt ist. Ich bin also bald auf Capri-Kostüm reduziert und werde mich wohl entschließen müssen, mich noch hier in Paris neu zu equipieren.

Palmsontag, der 1. April, war also der Tag, an dem ich dem schönen Süden, der mir in diesem verflossenen Jahre so viel Gutes und Schönes gespendet, vielleicht für immer Lebewohl sagte. Der Vapore, der mich nach Marsiglia bringen sollte, traf glücklicherweise erst um Mittag ein, so daß ich noch Zeit gewann, mir eine Skizze von den mir so lieb gewordenen kalabrischen Bergen mitzunehmen, was ich bisher immer versäumt hatte. Um 2 Uhr schiffte ich mich ein. Die beiden Lüneburger (Dr. Referstein und stud. Ehlers) und Dr. v. Bartels, der treue Stubenachbar, der mich so sorglich den Winter über gepflegt hatte, begleiteten mich an Bord. Letzterer schenkte mir zum Andenken noch ein sehr hübsches Buch: R. Löppfers „Voyages nouvelles en Zig-Zag autour du Mont Blanc etc.“, mit zahlreichen, netten Illustrationen. Nach dem herzlichsten Abschied, der von seiten des guten Dr. v. B. wirklich rührend

war, dampfte ich denn um 5 Uhr nachmittags aus dem herrlichen, glückspendenden Sichelhafen der alten Zancle fort, seltsam bewegt von widerstreitenden Gefühlen, teils von Bedauern über das Scheiden von all dem Schönen, was mir die gütige Natur hier so reich gewährt hatte, noch viel mehr aber voll Freude über die glückselige Zukunft, der ich entgegeneilte...

Als ich am Montag (2. 4.) morgen aufwachte, merkte ich schon an den heftigen Schwankungen, daß wir argen Gegenwind haben mußten, und als ich auf das Verdeck trat, sah ich ringsum nichts als eine weite, weiße Schaumfläche, die der heftigste Nordwind in ihrer Tiefe aufwühlte. Zwar prallten die wilden Wogen an dem mächtigen Riesenleibe unserer kolossalen, eisernen Festung wie an einem Felsen machtlos ab; aber doch knarrten beim heftigen Anschlag alle Fugen, und die Schwankungen waren so bedeutend, daß ich, nachdem ich einige Stunden meinen Lieblingsplatz vorn am Bugspriet behauptet und mich an dem wilden Schauspiel von Herzen geweidet hatte, doch etwas schwindlig wurde und mich in meiner Koje unten hinlegte, wo ich mich den süßesten Heimkehrträumen überließ. Der Nordsturm wütete den ganzen Tag mit derselben Gewalt fort, und so oft ich aufs Verdeck trat, hatte ich dieselbe Genugtuung, meinen Wunsch vollständig erfüllt zu sehen. Dies war auch der erste Tag meines Lebens, wo ich den ganzen Tag über, so weit das Auge reichte, gar nichts weiter als Himmel und Wasser sehen konnte. Als ich um Mitternacht wieder auf das Deck kam, hatte sich der Wind schon gelegt, und wir hatten nahe zur Linken die zerrissene Felsenküste der Insel Sardinien, über der der Mond in einem trüb rötlichen Schleier unterging. Am Morgen des 3. 4., Dienstag, früh passierten wir die enge Bonifaziusstraße, die felsenreiche gefährliche Enge, die die beiden großen Inseln Sardinien und Korsika trennt. Die Küste trat von beiden Seiten sehr malerisch nah an das Schiff, mit wildzerrissenen Strandklippen und mehrfach übereinandergetürmten Gebirgsketten, die oberste ganz mit Schnee bedeckt. Die See war an diesem zweiten Tag ziemlich ruhig und der Boreas war wieder durch den Sirocco vertrieben, der frisch in die aufgehißten Segel blies. Am Morgen des dritten Tages, Mittwoch, 4. 4., um 5 Uhr ankerten wir im Hafen von Marseille nach grade 60stündiger glücklicher Überfahrt. Den Mittwoch blieb ich in Marseille, um mir diesen größten Handelshafen Frankreichs etwas anzusehen. Donnerstag, 5. 4., früh 8 Uhr setzte ich mich auf die Eisenbahn und fuhr in einem Strich bis Paris durch, wo ich heut mittag 12 Uhr glücklich anlangte...

71.

Paris, 10. 4. 1860.

... Ich mag anfangen was ich will, ich mag mich in das bunte Volksgedränge der wimmelnden Boulevards oder in die herrlichen Kunstschätze des Louvre stürzen, ins Theater gehen oder im Bois de Boulogne spazieren, immer und überall nehmen die flüchtigen Gedanken gleich Reißaus

und spazieren noch einige hundert Meilen weiter nach Osten, wo sie im öden Sand der Mark einen reizenden, kostbaren Edelstein finden, das liebste, herzigste Mädchen der Welt. Gestern z. B. wollte ich eine Wanderung längs der ganzen Boulevards machen, um sie mir recht genau anzusehen — und ehe ich mich's versehe, stehe ich schon, statt am Anfang, am Ende; wie ich dorthin gekommen, weiß ich noch nicht, denn gesehen hatte ich noch gar nichts von all den Herrlichkeiten, durch die ich mitten durchgewandert war. Statt dessen hatten aber die Gedanken den aller schönsten Spaziergang gemacht und waren mit meinem Schatzchen am Arm durch die Linden und den Tiergarten, in Freienwalde und Heringsdorf umhergewandert! Und so geht es mir mit allem, allem! „Überall begleitet mich lieblich und mild meiner Geliebten zauberisches Bild!“ . . .

Den Abend nach meiner Ankunft verbrachte ich im Cafe mit zwei deutschen Professoren, einem Mathematiker, Prof. Niemann aus Göttingen, und einem Physiologen Dr. Czermak aus Pest. Ersterer teilte mir eine Trauernachricht mit, die mich aufs schmerzlichste und tiefste bewegte, obwohl sie mir nicht unerwartet kam, nämlich den Tod meines innigstgeliebten Freundes Otto Beckmann, eines der besten, edelsten und ausgezeichnetsten von allen meinen Freunden. Ich hatte schon den Winter hindurch mehrmals Nachricht von seinem höchst leidenden und traurigen Zustande erhalten. Aber trotzdem hat mich der nun wirklich eingetretene Tod doch aufs tiefste betrübt. Freilich war sein ganzer Körper so schwächlich, daß er das schlimme Brustleiden nicht lange mehr tragen konnte, eine erbärmlich elende Hülle für einen so großen und herrlichen Geist! . . .

Heute, Dienstag, habe ich mit dem Studium der Kunstschätze begonnen, und zwar gleich mit den größten, dem Louvre, welches hinsichtlich der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der darin vereinigten Sammlungen unsern neuen Museen am nächsten steht. Im untern Teil (parterre) sind die altassyrischen Kunstsachen ausgestellt, die erst in neuester Zeit bei Palmyra, Ninive und Babylon ausgegraben worden sind, ganz kolossale Reliefbilder. Am meisten erfreuten mich, wie immer, die antiken Skulpturen. Die Anzahl derselben ist zwar nicht besonders groß, aber es sind ganz herrliche Statuen ersten Ranges darunter, vor allem die als die schönste gepriesene Venus von Melos, ferner die Diana von Versailles (eine prächtige, hohe, leichtgeschürzte Gestalt, mit der Hirschkuh daneben), der Borghesische Jechter, die Pallas von Belletri u. a. Auch viele gute Nachbildungen von unseren Lieblingen, von dem reizenden, verschleierten Mädchen, dem lykischen Apollo, dem Apollo Sauroktonos usw. Im oberen Stock ist die kolossale Gemäldesammlung so ausgedehnt, daß ich heute nur einen allgemeinen Überblick gewinnen konnte. Die hier reich vertretenen Bilder der italienischen Schule, besonders viele Tizian, Leonardo und Raffaelstücke I. Ranges versetzten mich lebhaft, nicht weniger als die Statuen, in die Kunstgenüsse in Rom und Florenz, die nun schon

über ein Jahr hinter mir liegen. In Rom werde ich überhaupt hier oft erinnert, da Paris in sehr vielen Beziehungen Parallelen mit jener antiken Weltstadt bietet, wie verschieden sie auch der moderne Charakter stampeln mag. Der erste Eindruck, den ich in den ersten Tagen meines Hierseins erhalten habe, war doch sehr großartig und mir wird namentlich Berlin jetzt nur wie eine kleine Provinzstadt vorkommen. Das relative Größenverhältnis beider Städte geben recht gut die Boulevards an, welche den Berliner Linden entsprechen, aber 6—7mal so lang und ungleich prächtiger und belebter sind. Wie sehr mich aber auch die kolossalen Größenverhältnisse der Seinestadt, der Glanz und Luxus, die Uppigkeit und Pracht ihres Weltlebens erstaunt haben, ja, je mehr diese Pracht meine Erwartungen noch übertroffen hat, um so fremder und kälter stehe ich ihr gegenüber und habe immer nur den einen Gedanken: Gott sei Dank, daß du hier nicht dein Leben zuzubringen brauchst! Ich bin dieses großartigen Treibens müde und sehne mich von Herzen nach der stillen, klaren, reinen Quelle meines Glückes, die mir in der nordischen Heimat fließt. Könnte ich meine künftigen Tage mit meinem Schatz in Jena oder sonst einer kleinen Universität nahe einer einfachen und lieblichen Waldgebirgsnatur zubringen, so will ich gern auf Paris mit allen seinen Reichtümern für immer verzichten.

Was Berlin im kleinen besitzt, findet man hier alles im großen, zum Teil in kolossalem Maßstabe wieder. Viele Einrichtungen, denen ich auf Schritt und Tritt begegne, zaubern mich schon lebhaft nach Berlin hin und fallen mir jetzt doppelt auf, da ich sie in Italien nun 14 Monat lang nicht gesehen habe. Überhaupt ist mir der Unterschied von Italien und Frankreich so groß erschienen, oder noch größer, als der von Italien und Deutschland, wenigstens was das öffentliche Leben betrifft. Von dem ersten Moment an, wo ich französischen Boden berührte, habe ich in Frankreich in allen öffentlichen Verhältnissen überall nur die strengste, musterhafteste Ordnung gefunden, doppelt frappant, wenn man aus Italien kommt, wo die privilegierte Unordnung in allen Stücken an der Tagesordnung ist. Ja, auch wir Deutschen können uns darin die Franzosen nur zum Muster nehmen. Ebenso ist die überall herrschende Reinlichkeit und Sauberkeit, die Höflichkeit und der Anstand, mit der man jedermann begegnet, nach den ganz entgegengesetzten Erfahrungen in Italien ungemein wohltuend. Besonders ist das Reisen, welches in Italien so sehr durch den unangenehmen Charakter des Volks, die Liederlichkeit und Unverschämtheit der Beamten, den Mangel aller fester Preise, aller Regel und Ordnung, verleidet wird, hier dadurch sehr erleichtert, ja, ein wahres Vergnügen. Über nichts habe ich mich hier so gefreut, als die ewigen Zänkereien und Handeleien los zu sein, die in Italien jeden Augenblick unvermeidlich sind.

Nicht weniger als die Menschen, hat auch die Natur von Frankreich einen ganz der von Italien entgegengesetzten Eindruck auf mich gemacht.

Freilich war der italienische Himmel, das tiefe Meeresblau, der bunte, zauberhafte Farbenglanz, der mich an der kalabrischen Küste jeden Tag mit neuer Bewunderung erfüllte, als ich in Marseille erst wieder Mitteleuropas Festland betreten hatte, wie mit einem Schlage verschwunden. Zufälligerweise war auch in den ersten Tagen der ganze Himmel von einer dichten, grauen Wolkendecke verschleiert, so daß kein einziges Sonnenstrahlchen sich Bahn brechen konnte, und daß da die ganze Landschaft nur Grau in Grau gemalt erschien, war kein Wunder. Ja, in Marseille war das Auge ordentlich betrübt, nun dem bunten Reich der glänzenden Farben mit einemmal gänzlich entrückt zu sein, und es regte sich noch einmal der Schmerz, von dieser Farbenherrlichkeit des Südens, vielleicht für immer, Abschied genommen zu haben. Aber als ich nun bei der Fahrt im Rhonetale herauf erst wieder unsere alten, wohlbekanntem, nordeuropäischen Bergkuppen, als ich die ersten grünen Wiesen und Saatsfelder, als ich, seit mehr als einem Jahre, zum erstenmal in der Rhone wieder einen breiten, mächtigen Strom erblickte — und als nun gar am Karfreitag morgen der liebe, alte, lichtblaue Nordhimmel mit sonnenverklärtem mildem Glanze (den er gewiß von den Augen meiner Anni geborgt hatte!) mich freundlich und liebevoll anschaute, als zum erstenmal wieder die Schlagschatten der leichten Federwölkchen über das zarte, samtige Freudigrün der jungen Saatsfelder und der aufgrünenden Wiesen wegeilten, als ich am Holunderbusch und dem Haselstrauch das zarte, junge Grün vorschauen und Schlehdorn und Kirschbäume mit dem prächtigsten, weißen Blütenschnee überschüttet sah — und als aus all der jungen, erwachenden Frühlingslust die alten, wohlbekanntem Lieder der Lerchen, Finken und Drosseln mich anjubelten — da war auch aus meinem Herzen der letzte Rest des Kammers, von dem schönen, farbenbuntem Süd getrennt zu sein, verschwunden, und ich mußte laut jauchzend mit einstimmen in das Jubellied der Vögel und hätte die ganze liebe Natur umarmen mögen, in dem seligen Bewußtsein, jetzt dem heißersehnten Norden auf Dampfesflügeln wieder zuzueilen . . .

72.

Paris, 20. 4. 1860.

. . . Ich wollte Dir eigentlich schon in diesem Briefe den Tag der Ankunft bestimmt melden, habe ihn aber in dem Trubel der letzten Tage noch nicht festsetzen können. Die Masse des neuen Großen und Schönen ist hier so groß und überwältigend, daß man einige Zeit braucht, um sich nur erst in dem Übermaß der hier aufgehäuften Naturmerkwürdigkeiten und Kunstschätze zurechtzufinden. Vor allem gilt dies von den naturhistorischen Sammlungen im Jardin des plantes, von den verschiedenartigen Kunstsammlungen des Louvre und ganz besonders von der Gemäldegalerie im Schloß von Versailles, dem großartigsten der Art, was in der Welt existiert. Denke Dir ein Schloß wenigstens dreimal, vielleicht

auch 4—5mal so groß als das Berliner und dies in allen Räumen, allen Etagen von oben bis unten dicht mit historischen Bildern gefüllt, die ganzen Wände Bild an Bild behängt — und Du wirst Dir wenigstens von dem Umfang dieser Sammlung, die ausschließlich eine vollständige Geschichte Frankreichs in Bildern von der ältesten bis auf die neueste Zeit enthält, einen ungefähren Begriff machen können. Natürlich ist unter dieser Unmasse viel schlechtes Zeug, aber auch eine ganze lange Reihe der schönsten und größten Kunstwerke ersten Ranges, vor allem die wundervollen Bilder von Horace Vernet, die alles andere, was ich bisher von historischen Gemälden gesehen, weit übertreffen, selbst Kaulbach. Dieser unvergleichliche Schatz wird also noch einige Tage in Anspruch nehmen, ebenso die herrlichen Gemälde, Statuen und ethnographischen Sammlungen im Louvre und endlich die prächtigen, lebenden und toten Tiere und Pflanzen im Jardin des plantes. Mein spätester Abreisetermin würde Freitag, 27., sein und ich also spätestens Montag, 30. 4. in Berlin eintreffen . . .

Trotz alles ungemütlichen Treibens, trotz fieberhafter Aufregung, trotz der beständigen, unbefriedigten Unruhe, in der mich die innigste Sehnsucht nach meiner liebsten, besten Seele erhält — trotz alledem möchte ich diesen kurzen Pariser Aufenthalt als Schlußstein der schönen Reise nicht missen. Das Gebiet meiner Weltanschauung ist doch dadurch wieder um eine große Provinz bereichert und der Kreis der Ideen um eine Reihe großartiger Bilder vermehrt worden. Der Zuwachs, den meine allgemeine Ausbildung in dieser kurzen Zeit durch die Aufnahme so vieler neuer Anschauungen und die bedeutende Erweiterung meines Gesichtskreises erhalten hat, ist so groß, als ich ihn hier nicht mehr erwartet hatte, und wird mir in der Heimat, wenn ich all die reichen, gesammelten Erfahrungen erst in Ruhe verarbeiten kann, erst recht klar und deutlich werden. Besonders gilt dies von dem französischen Volke, von welchem ich jetzt erst überhaupt eine Idee bekommen habe, da ich vorher so gut wie nichts davon kannte. Daß Frankreich nach Italien hinsichtlich der Bildung, Reise und Kultur des Volkes nur einen sehr günstigen Eindruck machen muß, ist natürlich. Aber auch im Vergleich mit unsern Deutschen habe ich vieles hier gefunden, was uns leider gänzlich abgeht und worin wir uns die Franzosen nur zum Muster nehmen können. Das ist vor allem der große, nationale Sinn, die gewaltige, kraftvolle Zentralisation, die überall im Wesen und Treiben des Volkes wie der Regierung hervortritt, dann die große Liberalität, mit der hier dem Geringssten wie dem Höchsten alle öffentlichen Bildungsmittel, Sammlungen, Bibliotheken usw. zur Disposition gestellt sind . . .

Wohin man in Paris kommt, überall tritt dies kräftige, nationale Leben, dieser ausgebildete Gemeinssinn, in sehr ansprechender Weise hervor und muß besonders dem Deutschen auffallen, in dessen Vaterland die Engherzigkeit und der niedrige Egoismus der Regierungen grade das

entgegengesetzte Resultat zu erzielen bestrebt sind. In der That, wenn mein deutscher Patriotismus in Italien erst eigentlich geboren oder mir wenigstens zum Bewußtsein gekommen ist, so erhält er hier in Frankreich erst recht den Schwung des kräftigen Strebens, und ich glühe für den Gedanken, einst auch unsere Nation im Besitz des großen Gutes zu sehen, das die Franzosen in ihrer kräftigen und liberalen Centralisation bereits besitzen. Lebhafter als je fühle ich den innigen Wunsch, mit an dem Werk der Befreiung unseres deutschen Volkes zu arbeiten, der Loslösung von den Banden des kleinlichen Egoismus, des streitsüchtigen Partikularismus, der inneren Zerrissenheit, durch die bei uns die edelsten Kräfte vergeudet werden — und lebhafter als je glüht in mir der Haß gegen Adel, Pfaffen und Duodezfürsten, denen wir diesen jämmerlichen politischen Zustand Deutschlands verdanken . . . Sind wir diese erst los, so wird sich gewiß auch bei uns ein großes, kräftiges, nationales Leben entwickeln, und gewiß werden wir dann die Franzosen auch in andern Dingen nicht nur erreichen, sondern auch überflügeln, da wir doch einen tiefen, gesunden, inneren Kern im Volke besitzen, der dem französischen fehlt: eine ernste, tiefe Sittlichkeit, ein volles, innerliches Gemüt, ein glückliches, reines Familienleben, ein kräftiges Streben nach Wesen und Kern der Sache . . .

Nun laß Dir die letzten 8 Tage nicht noch gar zu lang werden, meine liebste, beste Anni, lege Deinem ungeduldigen Streben und tiefen Sehnen noch auf eine kurze, letzte Woche Fesseln an und sei im steten Gedenken an das nah bevorstehende Wiedersehensfest so innig glücklich und reich, wie ich es bin . . .

Dein Erni.



# Erklärung der Radiolarien Tafeln.

## Tafel I.

### Thalassicolla pelagica. Familie der Colliden, Unterfamilie der Thalassicolliden.

Fig. 1. Das ganze Tier, lebend. In der Mitte die kugelige Zentralkapsel, an deren Innenwand eine Anzahl großer dunkler Ölkugeln liegen, und welche die konzentrische, von einem dunklen Schleimnetz umspinnene Binnenblase umschließt. In der Alveolenzone liegen kleinere kugelige, helle Alveolen zunächst der Zentralkapsel, größere an der Peripherie. Zwischen denselben bemerkt man sehr zahlreiche, kleine, gelbe Zellen und dunkle, vielgestaltige Schleimklumpen in den Knotenpunkten des Sarkodenezes, welches an der Peripherie der Alveolenkugel in Form sehr zahlreicher Pseudopodien mit vielen Anastomosen und zirkulierenden Körnchen allseitig ausstrahlt. Vergrößerung: 50.

Fig. 2. Ein kleines Segment der Zentralkapsel mit dem anstoßenden Stück der Alveolenhülle. Die Figur zeigt einen kreisrunden Ausschnitt, der nur ein sehr kleines Stück von dem peripherischen Teil der Zentralkapsel (links oben) umfaßt, nebst dem nächst anstoßenden Stück der innersten Zone der Alveolenhülle. Vergrößerung: 350.

Fig. 3. Die Zentralkapsel, isoliert. An der Innenfläche der kugeligen, starken, doppelt-konturirten Kapselmembran liegen viele stark lichtbrechende Ölkugeln, in der Mitte die halb so große, konzentrische, kugelige, von dem dunklen Schleimnetz umspinnene Binnenblase. Vergrößerung: 150.

Fig. 4. Das dunkle kugelige Netz von breiten Schleimströmen, welches die Binnenblase umspinnt. Vergrößerung: 300.

Fig. 5. Die Binnenblase, isoliert. Die Oberfläche der kugeligen Binnenblase, welche von einer hellen, homogenen Flüssigkeit erfüllt zu sein scheint, ist mit einer Menge blindsackartig vortretender Ausbuchtungen besetzt. Vergrößerung: 300.

## Tafel IX.

### Heliosphaera. Familie der Ethmosphäriden, Unterfamilie der Heliosphäriden.

Fig. 1. *Heliosphaera inermis*. Das ganze Tier, lebend. Die kugelige farblose Zentralkapsel, welche in der Mitte eine  $\frac{1}{3}$  so große, fein punktierte Binnenblase enthält, schwebt frei in der Mitte der Gitterkugel und ist von gelben Zellen umgeben. Die von der Kapsel ausstrahlenden, anastomosierenden und mit Körnchen bedeckten Pseudopodien befestigen dieselbe theils an den Maschen des Gitternetzes, theils treten sie frei aus den Maschen hervor. Vergrößerung: 600.

Fig. 2. *Heliosphaera tenuissima*. Das ganze Tier, lebend. Vergrößerung: 250.

Fig. 3. *Heliosphaera actinota*. Das ganze Tier, lebend. Von den 20 symmetrisch vertheilten Hauptstacheln sehen die 4 Äquatorialstacheln in der Figur vertikal und horizontal (Ansicht auf den einen Pol der stachellosen Hauptachse). Vergrößerung: 250.

Fig. 4. *Heliosphaera echinoides*. Die Kieselshale allein. Von den 20 symmetrisch vertheilten Hauptstacheln sehen die 8 Tropenstacheln in der Figur vertikal und horizontal. Vergrößerung: 600.

Fig. 5. *Heliosphaera (eruciata) elegans*. Die Kieselshale allein (Ansicht auf den einen Pol der stachellosen Hauptachse). Von den 20 symmetrisch vertheilten Hauptstacheln sehen die 8 Tropenstacheln in der Figur vertikal und horizontal. Vergrößerung: 200.

Tafel XXV.

Rhizosphaera. Familie der Sponguriden,  
Unterfamilie der Spongosphäriden.

(Bei sämtlichen Figuren dieser Tafel beträgt die Vergrößerung 300.)

Fig. 1—3. Rhizosphaera trigonacantha.

Fig. 1. Das ganze Tier, lebend, in mittlerem Alter.

Fig. 2. Das Kieselstelett allein, von einem völlig erwachsenen alten Tiere, im natürlichen Durchschnitt.

Fig. 3. Die beiden Markschalen allein.

Fig. 4. Das Kieselstelett von einem ganz jungen Tiere; es besteht allein aus der inneren Markschale.

Fig. 5. Das Kieselstelett von einem jungen Tiere; es besteht aus den beiden Markschalen und den aus der äußeren hervorgesproßten dreikantigen Radialstacheln.

Fig. 6. Das Kieselstelett von einem etwas älteren Tiere. Die Radialstacheln der äußeren Markschale haben aus ihren 3 Kanten je 3 einfache tangentiale Querfortsätze getrieben, die ersten Anlagen zum Schwammwerk der Rindenschale.

Fig. 7. Das Kieselstelett von einem noch älteren Tiere. Die tangentialen Querfortsätze der Radialstacheln der äußeren Markschale haben sich verzweigt und zum Teil anastomotisch untereinander verbunden, so daß der Schluß der anfänglich einfach gegitterten Rindenschale bereits begonnen hat.

Fig. 8. Detailzeichnung der Kieselchale.

Fig. 9—12. Rhizosphaera leptomita.

Fig. 9. Das Kieselstelett allein, von einem völlig erwachsenen alten Tiere, im natürlichen Durchschnitt.

Fig. 10. Die beiden Markschalen allein, durch dünne Radialstäbe verbunden.

Fig. 11. Detailzeichnung der Kieselchale.

Fig. 12. Das ganze Tier, lebend, in reifem Alter.

Tafel XXX.

Euchitonia. Familie der Disciden,  
Unterfamilie der Trematodisciden.

Fig. 1—3. Euchitonia Virchowii.

Fig. 1. Das ganze Tier, lebend. Vergrößerung: 350.

Fig. 2. Das Kieselstelett allein, von einem jungen Individuum. Vergrößerung: 350.

Fig. 3. Das Kieselstelett allein, vom Seitenrande der Scheibe aus betrachtet. Vergrößerung: 350.

Fig. 4. Euchitonia Beckmanni.

Die Kieselchale, in den verschiedenen Teilen bei verschiedener Einstellung des Focus gezeichnet. Vergrößerung: 350.

Fig. 5—10. Euchitonia Muelleri.

Fig. 5. Die Kieselchale von einem sehr jungen Individuum, bei dem die Bildung des Kammerwerks zwischen den Armen eben erst beginnt.

Fig. 6—9. Kieselchalen von jugendlichen Individuen verschiedenen Alters und zugleich von verschiedenen Varietäten. Vergrößerung: 170.

Fig. 10. Die Kieselchale von einem alten Individuum, das vollständig ausgebildet ist. Die verschiedenen Teile sind bei verschiedener Fokaldistanz gezeichnet. Vergrößerung: 350.

# Schlüssel\*.

A. Ernst Haeckel. B. Namens- und Sachverzeichnis.

## A. Ernst Haeckel.

### 1. Die Reise. (Einzelheiten s. u. B.)

Nutzen 4, 139, innere Wiedergeburt 159, 174. Reiseweg: Würzburg, Luzern, Genua V. — Florenz 1. — Lucca 6. — Pisa 6. — Livorno 6. — Rom 6. — Neapel 24. — Capri 42, 84. — Vesuv 43, 55, 76, 81, 92. — Pompeji 58, 75, 77, 83. — Ischia 68. — Sorrent, Amalfi 78. — Sizilien 103. — Ätna 110. — Taormina 110. — Messina 111. — Paris 164.

### 2. Freunde, Reisebekanntschaften. (Seitenzahlen s. unter B.)

Kapitän Aeton, Hermann Allmers, Amici, Andrea Anastasio, von Bartels, Berncastel, Bertouch, Binz, Frau Bloest, von Bock, von Caniz, Chun, Clavier, Diruf, Gisl, Gjertsen, Guiscardi, Holsoe, Klostermann, Köhler, Krause, Meneghini, Meyer, Müller, di Napoli, Pagano, Rilley, da Silva, Steinheim, Studiati, Vof.

### 3. Beobachtungen über Italien, Land und Leute.

Das Land: Rom, erster Eindruck 7; Gesamteindruck 15; „wundervoll“ 14, 17; Rück Erinnerung 29; Umgebung 10, 17, 20. — Neapel (Ankunft) 24; Eindruck 36; „ungemütlich“, „fremd“ 28, 30, 33; Lärm 36, 54; im Festgewand 39; Umgebung 26, 40. — Ischia 68, \*70. — Capri \*42, 70, \*84 ff., \*97 ff. — Blaue Grotte 85, 95. — Vesuv 25, 28, \*43 f., \*55 f., \*76, \*81, \*92. — Pompeji \*58, 75, 77, 83. — Penisola (Salbinsel) 78, 83. — Sizilien 106, 111 (Reise). — Kalabrische Küste 106. — Messina 144. — Ätna 110. — Antennamare 149.

Italienische Landschaft 37, 53 („es lebe Deutschland“). — Farbenglut 15, 91, 133. — Formen- zauber 91.

Wetter 1, 11; Temperaturkontraste 11; schlechtes 37; herrliches 41, 50; regenlos 15, 91; Winter in Messina 130, 132. — Fiumarentwirtschaft 151.

Italiener: Trägheit 9; Elend 2; Familienleben 2; Unwissenheit, Unsitlichkeit 5; Karneval in Rom („höherer Blödsinn“) 13; Römerinnen 12. — Neapolitaner 26, 28, 30; Reinlichkeits- begriff 35. — Sizilianer 107, 108, 112. — Theater, Oper und Ballett 146. — Italienischer Nationalcharakter 147 f.

### 4. Flora von Italien.

Flora um Rom 19, 22; um Neapel 27, 41, 52, 71; am Vesuv 49; in Pompeji 62; auf Ischia 71; auf Capri 91, 97 f.; auf Sizilien 152, 167 f. — Ausrottung der Wälder 151.

### 5. Zoologische Arbeit.

Neapel: Not mit den Fischen 30, 34; dürftiges Material 31; Echinodermen, Algen 38; reiches Material 41; Thetis 51; Klypsia 52; Echinodermen 65; Polypen 68. — Capri, zoologische

\* Die Hauptstellen sind durch Sternchen (\*) hervorgehoben.

Studien unmöglich 86. — In Messina: 116; reiches Material 121, 122, 125; „unerschöpflicher Reichtum“ 138; Alciope 127; Amphipoden-Krebschen 133. Radiolarien (radiäre Rhizopoden) 133, \*136, 138 („herrliche Schätze“), 145, 154, \*155, \*159 f. — „Glücklichster Tag“ 155; „Glückstag“ 158; Jubel 165; Joh. Müllers opus posthumum „mein tägliches Evangelium“ 137. Arbeitslust 5. — Schlechter Erfolg 49; Mutlosigkeit und Zweifel 59. — Unzulänglichkeit gegenüber dem überwältigenden Stoff 12, 134; gegenüber den Lebenswundern 127, 129. — Mut und Hoffnung, Naturforscherbewußtsein 159. — Auf den Knien vor dem Mikroskop 155. — Entzücken über die Schönheit der Meeresstiere 123. — Phantasie und Verstand 119. — Künstler und Naturforscher 129.

## 6. Lebensweise, Neigungen.

Kleidung: in Jacke und Mütze (giacca e coppola) 77; merkwürdige Inexpressibles 113; „sehr fein“ 143; Schnupftuch als Halsbinde 146; reduziert 169. Tageseinteilung 10, 31, 50, 89, 124. — Wohnung: in Neapel (Santa Lucia) 25, 27, 53; in Capri 90; in Messina 120, 123. — Essen 10, 134 (Kaffee), im Kloster 20, 36, 40 (Mütern); Brot und Apfelsinen 43; in Messina 124. — Fußwanderungen 16, 19, 36, 42, 51, 131 (Auslaufen), 148, 166 (altes Heilmittel); „Nibelungenschritt“ 135; „Tedeschissimo“ 47; Kletterkünste 95; Stillstehen schwer 31. — Bergbesteigungen: Monte Cavo 19; Monte nuovo 41; Vesuv 43, 55, 73, 76, 81, 92; Ätna 112; bei Messina 134; Antennamare 148. — Baden: 27 (bei 10° R), 124, 132 (causa tedesco); Schwimmfahrten 95 (in der Blauen Grotte). — Singen: deutsche Volkslieder 40; in Pompeji 62; auf Capri 97; in der Blauen Grotte 96; in Sizilien 112. Ausnutzung der Zeit 33; ununterbrochene Arbeit 134; Nachtarbeit 145. — Sparjamkeit 135. — Am Abend 131. Gesellschaft 40; 135. — Widerwärtige Kellnerwirtschaft 90. — Großstadt und Kleinstadt 172. Naturgenuß 40, 42, 87, 88.

## 7. Verhältnis zur Kunst.

Christliche Kunst unverständlich 3. — Madonnen, Märtyrer, Heilige 3. — Lieblingsbilder: Naturansichten 3. — Natur und Kunst 5. — Urquell der Schönheit die Natur 5. — Das klassische Altertum 7, 8. — Tadel des Entzückens 7, 14. — Mittelalterliche Kunst gleichgültig 7, 14; dagegen: 117. Barbarei des christlichen Mittelalters 9. — Moderne Malerei 15, 117. — Pompejanische Malerei 60, 75. — Architektur 80, 117. — Louvre 171. — Versailles 174.

## 8. Eigene Kunst.

Zeichnen, Malen,quarellieren: 52, 71, 75, 86, 91, 102, 119, 123, 128, 141, 168. — Landschaftsmalerei: 86, 91, 92, \*117, 120, \*128.

## 9. Religion und Weltanschauung, „Christentum“ und Kirche.

Madonna 3. — Taufhandlung in Florenz 3. — Pfaffen und Mönche 5. — Meine rein naturalistische Richtung 8. — Widerwille gegen das „Christentum“ 8. — Wahres Christentum (= Humanismus) 8, 23. — Christliche Barbaren 9. — Götter und Heilige 9. — Religionsgespräch im Kloster 18. — „Betbrüder“ 21. — Papst 23. — Naturwissenschaft gegen Götzendienst 23. — Naturforscherstandpunkt 32. — Osterfest in Neapel (grobe Possenreißerei) 39. — Verhältnis zum Glauben 65. — Vorsehung? 112. — Verschlissene Kirche, „Symbol für mein Leben“ 142. — Sizilianischer Götzendienst 144. — Widerwille gegen diese sogenannte christliche Religion 144. — Fetischdienst 156. — Possenspiel 156. — Kochendes Naturforscherblut 157. — Kampfanfrage gegen den sog. christlichen Kultus 158. — Marienfest in Messina 158. — Fürsten und Priester 159.

## 10. Politisches.

Antijunkerliche Gesinnung 32. — Deutsche Flotte 50. — Heimat und Vaterland 62, 112. — Politischer Standpunkt 72. — Gegen Osterreich 72. — Glende deutsche Kleinstaaterci und Junkerwirtschaft 73. — Kaisertraum 73. — Vaterlandslicbe 112. — Die deutsche Bewegung 121 f. — Sozialer Umschwung nur durch das Volk 142. — Cavour 148. — Franzosen als Muster 172, 174. — Patriotismus 174, 175. — Haß gegen Adel, Pfaffen und Duodezfürsten 175.

## 11. Innenleben.

Schnjucht nach der Geliebten 1, 4, 17, 28, 33, 34, 35, 42, 127, 128, 138, 139, 165, 166, 167. — Heimweh 28, 33, 37, 132. — Menschensehen 4. — StarkeS edles Streben 4, 9, 43. — Höhere Ziele 5. — Naturforscherglück 5, 9. — Voll Latenlust und Hoffnung 13. — Penible Gewissenhaftigkeit 29. — Dichter 33. — „Rein weicher Charakter“ 34. — Mißstimmung 37. — In Erinnerung 37, 53. — Nervöses Erbteil 38. — Ungestim 39. — Formlos 43, 63, 101. — Mutlosigkeit und Zweifel 49 f. — Faustgedanken 50. — Natur und Geschichte („unmenschlicher Naturforscher“) 58. — Kleinmut 63. — Disharmonie von Wollen und Können 63. — Innerer Reichtum 64. — Raßloser Dämon 64. — Streben, das Naturganze zu erfassen 64. — Erkenntnis der Wahrheit 65. — Sittlichkeit 66. — Freundschaft mit Allmers 69, 75, 79. — Idealschwärmerei, Grillenfängerei 72. — Leidenschaftliche Liebe für alles Schöne und Große in Natur und Kunst 80. — Heimatlicbe 112. — Innerer Kampf 116. — Verstand und Phantasie 119. — Aufschwung zu frischem Leben 125. — Einfluß der Verlobung 126, 127. — Kleinmut, Verzagtbeit 126. — Nihilismus 127. — Gemüt am Abend 131. — Vorzüge 128. — Ideale (das Wahre, Gute, Schöne) 139. — Gemütsart 140. — Extrem 134. — Empörung über Tiermißhandlung 112. — Entzücken über die Schönheit der Meeresstiere 123. — Auf den Knien vor dem Mikroskop 155. — Naturforscherherz 155. — Alter Schwur 158. — Herrlicher Naturforscherberuf 159. — Naturforscherbewußtsein 159. — Mut und Hoffnung 159.

## B. Namen- und Sachverzeichnis.

Abbadiazza (S. Maria della Scala) 168.

Aberglaube 8.

Acton, Kapitän 32, 68.

Agatha, S. 78.

Agnano, Lago 51.

Albano 20.

Aldobrandini, Villa 22.

allerchristlichster Unsinn 158.

Allmers, Hermann, Dichter und Schriftsteller aus Rechtenfleth bei Bremen, 1821—1902 \*69, 78, \*79, \*89, \*116.

Altertum, klassisches 7, 8, 78.

Alveolen (Blasen, Hohlräume) 176.

Amalfi 83.

Amici, Giovanni Battista, Prof. der Mathematik in Florenz, Astronom und Optiker 1786—1863, 135.

Anacapri 100.

Anastasio, Andrea, Besub-Führer 43.

Angelo, S. (Zschia) 68.

Annunziatafest 23.

Antennamare 148 f.

Kolische Inseln 105.

Appenzeller, Schweizer Kneipe in Neapel 40.

Aquajolen 55.

Aquarellieren s. A. 8.

Arco naturale (Capri) 85.

Ätna 110.

Atrio dei cavalli 48.

Augsburger Allgemeine Zeitung 10, 73 (Lügenblatt).

Averner-See 40.

Bagnoli 41.

Bajae 40, 81.

Barbaren, christliche 9.

Bartels, Edmund von, Arzt aus Altona 107, 120, 125, 169.

Bedmann, Otto (s. Jugendbriefe) 116, 171 (Tod).

Benoit, Prof. der Geologie in Messina 156.

Berlin: Paris 172.

Berncastel, Apotheker in Neapel 25.

Bertouch, dänischer Konsul in Neapel 79.

Binz, Dr. 25.

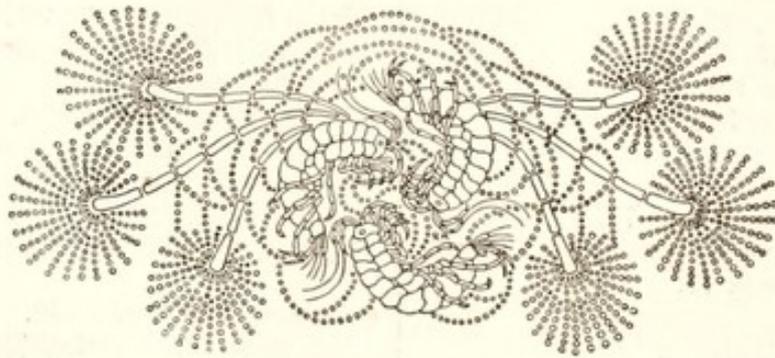
Blaue Grotte (Capri) 85, 95.

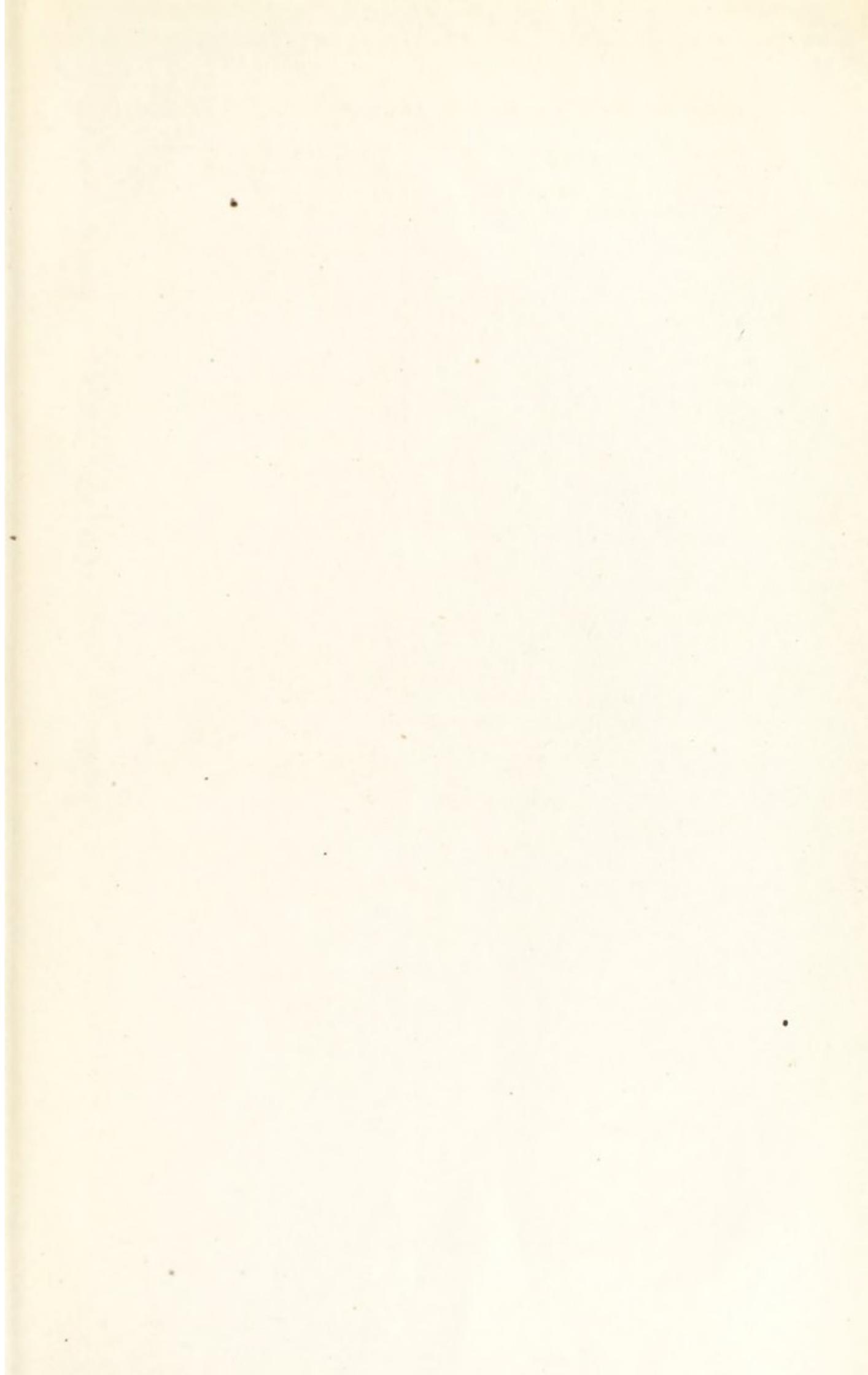
- Bloest, Frau 10.  
 Bocchetta (Messina) 167.  
 Bod, Alexander v., Bildhauer aus Livland 89.  
 Bonifaziusstraße 170.  
 Briefzensur, neapolitanische 154.  
 Buteragarten 108.
- Cactus Opuntia 99.  
 Café Greco antico 10.  
 Caltagirone 109.  
 Caltanissetta 109.  
 Camaldoli 81.  
 Campagna 15.  
 Campo d'Hannibale 19.  
 Caniz, von, preussischer Gesandter in Neapel 27.  
 Capri 42, 70, 84 ff., 100 (Abschied).  
 — Flora 91, 97 f.  
 Capri-Märchen 87.  
 Carottolafahrt 52.  
 Casamicciola (Ischia) 68.  
 Cascinen 6.  
 Castel dell' ovo 27.  
 Castellammare 84.  
 Catarina, Santa 109.  
 Cabo, Monte 18.  
 Cavour 148.  
 Cena, Abendessen 89.  
 Certosa 90.  
 Christentum 8.  
 Chun, Kaufmann aus Frankfurt in Livorno 6.  
 Claparède, Eduard, aus Genf, wie Haedel  
 Schüler von Johannes Müller 163.  
 Clavier, französischer Gesandtschaftssekretär in  
 Neapel 124.  
 Condotti, Via 10.  
 corrente, Strömung 161.  
 Cumae 81.  
 Czermak, Dr., aus Prag 171.
- Dalai-Lama 156.  
 Deutsches Volk 175.  
 Deutschland lebe! 53, 112.  
 Diruf, Dr., Arzt in Neapel, später in Kif-  
 sungen 10, 16.  
 Domenico Mina, Fischer in Messina 124, 160.  
 Doria Pamfili, Villa (Rom) 17.
- Ehlers, Ernst Heinrich, aus Lüneburg, später  
 Professor der Zoologie in Erlangen und  
 Göttingen 145, 147.  
 Ehrenberg, Christian Gottfried, Naturforscher,  
 Professor der Medizin in Berlin 136, 138,  
 162 (Mitrogeologie).  
 Engländer 143, 157.  
 Engländerinnen 12.
- Enslin, Buchhändler in Berlin, Panorama von  
 Rom 10.  
 Epomeo (Ischia) 68.  
 Erkenntnis, Baum der 65.  
 Eselritt 168.  
 Etna (Dampfer) 103.  
 Evangelium, tägliches 136.  
 evviva il re, es lebe der König 146.
- Familienleben 2.  
 Faraglioni Klippen 90.  
 Fauna von Messina 123.  
 Fischer, Hannibal (deutsche Flotte) 50.  
 Fischer in Neapel 30.  
 Fischerei, pelagische 162.  
 Flumaren 151 f.  
 Flaminius, Regierungsrat aus Frankfurt/O. 32.  
 Flora, s. A. 4.  
 Florenz 1.  
 — Baptisterium 3.  
 — Dom 3.  
 Flotte, deutsche 50.  
 — englische 84.  
 forestieri (Fremde, Ausländer) 15.  
 Forio (Ischia) 68.  
 Förster, Reisehandbuch: E. F., Handbuch für  
 Reisende in Italien, 6. Aufl., München 1857.  
 Lit.-artistische Anstalt in der Cotta'schen  
 Buchhandlung 10.  
 Forum 7.  
 Frankreich 172.  
 Franzosen als Muster 172, 174.  
 Frascati 18, 22.  
 Frutti di mare (Früchte des Meeres) 53, 54.  
 fuoco sul vapore, Feuer auf dem Schiff 105.  
 Fürsten und Priester 159.  
 Fusano, Lago 40.  
 Fußtour als Heilmittel 166.
- Galati 168.  
 Gegenbaur, Carl, Zoolog und Anatom, seit 1855  
 in Jena (s. Jugendbriefe) 5.  
 Germanen 78.  
 Gesangverein, deutscher, in Neapel 40.  
 Ghiberti, Lorenzo, Goldschmied, Erzgießer und  
 Bildhauer 1378—1453 3.  
 giacca e coppola, Jacke und Kappe 77.  
 Gjertsen, Dr. aus Christiania 78, 89.  
 Girgenti 108 f.  
 Girls, Schwestern aus Augsburg 10.  
 Götter und Heilige 9.  
 Götzendienst 23.  
 Grande marina (Capri) 89.  
 Gregorio, San (Messina) 144.

- Griechen 7.  
 Großstadt (Abscheu) 172.
- Habilitation 137.  
 Haedel, Ernst, s. A.  
 Haß gegen Adel, Pfaffen und Duodezfürsten 175.  
 Heilige und Götter 9.  
 Heilige und Heiligenbilder 3, 8, 9.  
 Hierarchie 8, 23.  
 Holsjö, Architekt aus Norwegen 78.  
 Humboldt, Alexander von, Naturforscher und  
 Reisender († 1859) 66.  
 — Naturansichten 88.
- Jena 172.  
 Immersions-Mikroskop 135 f.  
 Imperatore, Monte 68.  
 Inexpresibles (Sommerhose) 113.  
 Inglese, Engländer 67.  
 Ischia 68, 70 f.  
 Italien s. A. 3, 4.  
 Jungfrau, Brief der heiligen 157.  
 Junterwirtschaft 73.
- Kaisertraum 73.  
 Kamelgestüt 6.  
 Kapitol 17.  
 Kapitolinische Venus 17.  
 Kapuzinerberg (Messina) 169.  
 Karneval, römischer 71.  
 Keferstein, Dr. Wilhelm, † 1870 als Professor  
 der Zoologie und vergleichenden Anatomie  
 in Göttingen 145.  
 Kirchenfest in Messina 156.  
 Kleinstaaterie, deutsche 73, 175.  
 Klerus (Gesindel) 67.  
 Klöster auf dem Monte Cavo 18.  
 Klostermann, Kaufmann aus Bochum 107.  
 Köhler, Johannes, Maler aus Livland 89.  
 Koelliker, Albert, Zoolog und Anatom in Würz-  
 burg 34.  
 Kölnische Zeitung 62.  
 Kolosseum 14.  
 König von Neapel, Leichenbegängnis 67.  
 — Geburtstag 146.  
 Krause, Dr., Arzt aus Kiew 19.  
 Kreuzzeitungsritter 73.  
 Kriegsschiffe, englische 50.  
 Kunst und Wissenschaft 128.  
 Kunstgenuß 6.  
 Künstlertraum auf Capri 86, 94.
- Latomien 109.  
 Lau, Kaufmann aus Wien 58.  
 Lewes, „Studien am Seestrand“ 121.
- Liparische Inseln 105.  
 „Lisette“, Schiff aus Stettin 142.  
 Livorno 6.  
 Lombardei 73.  
 Loffow, Reisehandbuch: E. von L., Handbuch  
 zur Reise nach und in Italien, 3. Auflage,  
 Berlin 1857, Verlag von J. Neamat 10.  
 Louvre 171.  
 Lucca 6.  
 Lucia, Santa 25, 54, 74.
- Madonna von Murillo 3.  
 Madonnenbilder 3, 8, 9.  
 Marienfest (Baga) 158.  
 Marseille 170.  
 Martergeschichten 3, 8.  
 Meneghini, Professor der Geologie in Pisa 6.  
 Messina 103 ff., 167 f. (letzte Woche).  
 — Eldorado der Zoologie 122.  
 — Meerenge 106.  
 — Zitabelle 143.  
 Meyer, Maler 14.  
 Michel Angelo über Ghiberti 3.  
 Mitromania, Grotta 85.  
 Mittelalter 7, 8, 14, 117.  
 Mobilmachung 68, 72.  
 Moderne Kunst 15.  
 Mons sacer 17.  
 Mont' Angelo 33.  
 Mont' aspero (Aspromonte) 132.  
 Monte Cavo 18.  
 Monte Imperatore (Ischia) 68.  
 Monte nuovo 40.  
 Moral 66.  
 Müller, Besitzer des Vittoria-Hotels in Mes-  
 sina 107.  
 Müller, Johannes, Professor der Anatomie  
 und Physiologie in Berlin († 1859) 34, 66,  
 136, 138, 161, 162, 163.  
 Murillo 3.  
 Mythologie, christliche 8.
- Nachfahrt im Golf von Neapel 68, 70.  
 Napoli, di, Professor der Mineralogie in Nea-  
 pel 43.  
 Nationalcharakter, italienischer 147.  
 Nationalismus 175.  
 Naturforschung 9.  
 Naturgeheimnisse 65.  
 Naturwissenschaft 23, 158 (hohe Aufgabe), 159.  
 Naturwunder 127, 129.  
 Neapel 24, 103 f.  
 — Droschken 36.  
 — Largo Antignano 39.  
 — Lärm 36, 54.

- Neapel, Museo Borbonico 58.  
 — Osterfest 39.  
 — Santa Lucia 25, 54, 74.  
 — Schloß 67.  
 Neapolitaner 26, 34.  
 Neapolitanische Zustände 164.  
 Nemi 20.  
 Nesseltiere 107.  
 Nebelungenschritt 135.  
 Nicolosi 119.  
 Nisita 27.  
 Nocera 83.  
 Nord und Süd 173.
- Österreich** 78, 122.
- Pagano-Hotel (Capri) 89, 90.  
 Palazzuolo (Sizilien) 109.  
 Palermo 108.  
 Papst 23.  
 Paradiso 106.  
 Paris 164, 167, \*170 ff.  
 Passionistenkloster 18.  
 Pflasterereien 24.  
 Patriotismus 175.  
 Papienza, Geduld 151.  
 pelagische Fischerei 162.  
 Pellegrino 108.  
 Penisola 81.  
 permesso, Erlaubnißschein 78.  
 Persone di giacca e coppola, Personen mit  
 Jacke und Kappe 77.  
 Pfaffen 5, 39.  
 Pfaffenkomödie 156 f.  
 Philemon und Baucis 79.  
 Pincio, Monte 10, 23.  
 Pisa 6.  
 Pitti, Palazzo 2.  
 Pompejanische Wandgemälde 75.  
 Pompeji 58 f., 77, 83.  
 Pons Nomentana 17.  
 Posilip 26.  
 poveri pittori tedeschi, arme deutsche Maler  
 77.  
 Pranzo, Frühstück 89.  
 Priester und Fürsten 159.  
 Pseudopodien (Scheinfüßchen, Schleimfüßchen)  
 176.  
 Puzzuoli 52, 81.
- Radiäre Rhizopoden, s. d.  
 Radiolarien \*160 f., 165.  
 Raubfürsten 122.  
 Raubstaaten 73.  
 Reggio 106.
- Reiseerinnerungen 102.  
 Reisepläne 117, 126.  
 rema, Strömung 161.  
 Rhizopoden, radiäre (= Radiolarien) 133, 136,  
 138, 160, 163.  
 Riemann, Professor aus Göttingen 171.  
 Riley, John, Maler 100.  
 Robinson Crusoe 88.  
 Rocca di Papa 19.  
 Rom 29, erster Eindruck 7.  
 — Corso 12.  
 — Carneval 11.  
 — Ruinen 14.  
 — Trastevere 15.  
 — Umgebung 10.  
 — Villen 14.  
 — Volk 9.  
 Römerinnen 12.  
 Rufinelli, Villa 22.
- Sais, Bild von 65.  
 Sarauw 169.  
 Sardinien 170.  
 Sarkode (Protoplasma, Lebensstoff, der lebende  
 schleimige Körper der Radiolarien) 176.  
 Schönheit, Urquell 6.  
 Schulze, Max, Naturforscher, Professor der  
 Anatomie in Halle und Bonn († 1874) 5.  
 Schwefelquelle in Neapel 54.  
 Scoglio di Virgilia 27.  
 Seguenza, Professor der Botanik in Messina  
 167.  
 selvaggio, Waldmensch 140.  
 Silva, Marianno da, portugiesischer Maler 100.  
 Sinigaglio (Ischia) 68.  
 Sirocco 38.  
 Sittlichkeit 66.  
 Sizilianer 107, 112.  
 Sizilien 103 ff., 108 (Reise), 111.  
 Skulptur 8.  
 Solaro, Monte (Capri) 85.  
 Solfatara 5 A.  
 Sommerhose 113.  
 Sorrent 84.  
 Sozialer Umschwung 142.  
 Spanische Treppe in Rom 10.  
 Steinheim, Dr. 79.  
 Stromboli 105.  
 Studiati, Professor der Zoologie in Pisa 6.  
 Syrakus 109.
- Tabor, Monte 69.  
 Taormina 110.  
 Taufe in Florenz 3.  
 Theater in Messina 146.

- Tiberiuspalast auf Capri 85.  
 Tivoli 17.  
 Töpfer, „Voyages nouvelles“ 169.  
 Tuoro, Monte (Capri) 91.  
 Tusculum 22.
- Uffizien 3.  
 Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes 65.  
 uomo civile, zivilisierter Mensch, Bürger 77.
- Vaga (Marienfest) 158.  
 Vaterland 62.  
 Vegetationsbilder 117.  
 Vernet, Horace 174.  
 Versailles 173.  
 Vesuv 25, 28, 43f., 55f., 76f., 81f., 92f.
- Viktoria-Hotel (Messina) 120, 123.  
 Villa Doria Pamphili 17.  
 Villen, römische 17.  
 Virchow, Rudolf 34.  
 Vogt, Carl, „Ozean und Mittelmeer“ 121.  
 Volk, deutsches 142.  
 Volkslieder 40, 62, 96, 97, 112.  
 Vob, Dietrich, Kaufmann aus Bergen (Norwegen) 78.
- Wälder 151.  
 Wanzen und Flöhe 32.  
 Wissenschaft und Kunst 128.
- „Zephyr“ 141.  
 Zoologische Notizen über E. S. 140.





✓



